Handbuch

zur

religiösen und moralischen Bildung

von

Dr. A. E. Wagner.

Zweite Auflage.

Zweiter Band:

Freie Ansichten über unsere vorzüglichsten Glaubens- und Sittenlehren.

Berlin.
Riegel's Verlagsbuchhandlung.
1860.

Freie Ansichten
über unsere vorzüglichsten Glaubens- und Sittenlehren.

---

1. Abtheilung.

Menschennatur und Würde. — Erdenleben und Sternenwelt. — Vom Rechte das mit uns geboren. — Menschliche Glückseligkeit.

Menschennatur und Würde.

I.

„Wenn ein Mensch in seiner Würde keinen Verstand hat, so fährt er davon wie ein Thier.“
Psalm 49, 21.

In der gesammten sichtbaren Natur gibt es bekanntlich eine bewunderungswürdige Stufenleiter und Ordnung der Geschöpfe.

Welcher Platz ist Dir, o Mensch! darin angewiesen?

Wenn Du Deine Mitmenschen befragst, werden sie fast einstimmig versichern, daß dem Menschen als Solchem der erste Platz in der gesammten Naturordnung gebühre. Sie werden es fast einstimmig, also mit Ausnahme derer versichern, welche etwas Anderes meinen.

Unter diesen finden sich z. B. solche, die behaupten, elende, erbärmliche, des Lebens unwerthe Geschöpfe zu sein. So etwas kann nun den Thieren und Pflanzen Niemand nachsagen.

„Wir verfaulten Würmerschläuche,
Wie ein Aas sind wir zu achten,
Mißgeburten, welche schmachten,
Denen zum verdienten Lohn
Brennt der Hölle Schwefelkron.“
(Ansbacher Gesangbuch.)

Die so sprechen oder singen, werden es nicht thun, ohne dazu Ursache zu haben.

Denker meinen: Daß der Mensch den ersten Platz in der ungeheuren Ordnung der Naturgeschöpfe einnehme, ließe sich deshalb nicht so ganz bestimmt aussprechen, weil uns nur ein geringer Theil der gesammten Natur bekannt sei. Es komme darauf an, ob man sage: auf der ganzen Welt, oder nur: auf der Erde gehöre dem Menschen unter den Geschöpfen der erste Platz.

„Sein sind die Heerden groß und kleiner Thiere, des Feldes Wild, des Himmels Vögel und die Fische im Meere und was die Bahn der Fluthen wandelt.“ (Psalm 8.) —

Aus guten Gründen willst Du Dich wohl mit diesem Troste begnügen: aber auch er soll Dir einigermaßen verkümmert werden, indem Du an Naturforscher gewiesen wirst, welche lehren, daß Du nach der natürlichen Ordnung das erste Thier seiest, oder — etwas glimpflicher — daß Deine Verwandtschaft mit den vornehmsten Thiergeschlechtern eine mindestens sehr nahe sei. — Solch eine Behauptung widerstrebt Dir vielleicht? — Gewiß, wenn Du Bildung und Selbstbewußtsein hast. Du willst nicht zur Verwandtschaft irgend welcher Bestien gehören. Du willst nicht? Dann mußt Du wohl auch nicht. Wenn Du so wirklich den Thieren nicht zugezählt sein willst und nicht mußt, dann mag Dir das der erste Beweis dafür sein, daß Du ihnen auch nicht angehörst. Kein Thier ist im Stande, dasselbe nicht zu wollen, nicht zu müssen.

Wie mag es aber kommen, daß das Menschenthum dem Thierreiche jemals angereiht werden konnte? —

Es finden sich am Menschen wohl viele bestimmte Merkmale, die ihn von den Thieren ganz und gar unterscheiden, aber dagegen auch wieder solche, die er mit manchen Thieren gemein hat, und sie sind in der That nicht zu unbedeutend, um sie der Aufmerksamkeit zu würdigen.

So läßt sich z. B. im Allgemeinen sagen, daß die Grundstoffe, aus denen der Mensch besteht, dieselben sind, aus welchen auch andere sichtbare und (chemisch) auflösbare Naturkörper, zumal Thiere, zusammengesetzt sind, wie z. B. Wasser-, Luft-, Erd- und Metallstoffe.

Ferner sind die Grundstoffe des Menschen nach einem und demselben Gesetze mit einander verbunden, wie die anderer Naturwesen: Pflanzen, Thiere, Metalle. Ebenso erleidet auch das menschliche Wesen beständige Veränderungen und in derselben Art

und Weise, wie das der Thiere. Der menschliche Körper nimmt z. B. fremde Stoffe in sich auf, verwandelt davon in sein Eigenthum, was ihm dienlich ist, und sondert wieder aus, was er nicht verbraucht. Dasselbe geschieht bei Pflanzen und Thieren.

So hat der Menschenkörper namentlich die Bildung von sogenannten Zellen, wie auch die Verbindung derselben zu einem Gewebe mit allen Thierkörpern gemein. Vor den Richterstuhl des Naturkundigen tritt der Mensch überhaupt nur als körperliche Erscheinung, und diese wird dann von vielen Naturforschern ohne Weiteres in eine der wissenschaftlichen Thierklassen versetzt, zuerst in die der Wirbelthiere, darauf in die der Säugethiere. Warum? — Mit ihnen hat sie viel von der körperlichen Gestaltung und Einrichtung gemein, die Art z. B. des Magens und der Verdauungswerkzeuge, der Leber, Milz, Nieren, Lungen u. dgl. m. —

Wäre nur das Eine maßgebend, daß der Mensch aus denselben Grundstoffen bestehe, aus welchen alle andern sichtbaren Naturwesen bestehen, und daß diese seine Grundstoffe mit allen andern Einem und demselben Gesetze unterthan seien: so würde daraus folgen, daß derselbe ein Naturwesen, noch nicht aber, daß er auch ein Thier sei. Die körperliche Anordnung der Lebenswerkzeuge bringt ihn aber einigen Säugethieren in der That so nahe, daß der Naturforscher sagen zu müssen glaubt, er gehöre zu ihrer Ordnung. Er beruft sich vorzüglich auf das Geschlecht der Affen, die durch ein vollständig getheiltes Herz mit zwei Vorhöfen und zwei Kammern, durch feinzelligen Bau der Lungen, durch vollkommene Athmung, durch Blut, durch die Form des Magens und einiger Gedärme, der Leber, Nieren, und durch Sinneswerkzeuge (mit Ausnahme des Geschmack- und Tastsinnes) zur Menschlichkeit emporragen.

Unter den Affen sind es bisher zwei Gattungen (Orangs), von denen gesagt wird, daß sie den Menschen — oder vielmehr, daß ihnen die Menschen — näher stehen, als es bei allen andern Thieren der Fall sei.

Der berühmte schwedische Naturforscher Linné z. B. gestand offenherzig, „daß er kein natürliches Merkmal habe auf-

finden können, durch welches der Mensch vom Affen zu unterscheiden wäre." Diesem Ausspruch wurde ein Witzwort oft angefügt, welches einst ein französischer Dichter (Boileau) geäußert hatte, „der Mensch sei das närrischeste unter allen Thieren;" und gar mancher Gelehrte behauptete, die Natur habe, wie mit so mancher ihrer Schöpfungen, auch mit der Menschenform ein launiges Spiel getrieben, aus welchem der Affe — eine Verzerrung des Menschen (Karrikatur), — hervorgegangen sei. —

Während der Mensch so einerseits zum Thiere herabgezogen wurde, hob man andererseits den Affen zum Menschen empor. Ob mit Recht? —

Dagegen hat wieder eine gläubige Seele der Neuzeit in vollem Ernste behauptet, „der Affe sei ein Machwerk des — Teufels. Als nämlich Gott nach seinem Ebenbilde Menschen erschaffen habe, sei dem Satan eingefallen, sein eigenes Abbild gleichsam zum Hohne Gottes anzufertigen und so sei der Affe entstanden." — Wenn diese Behauptung richtig wäre, dann müßte man zugestehen, daß das Machwerk gar nicht so übel ausgefallen sei, und seinem Erzeuger alle Ehre mache. Der Satan hätte nicht nur vielmehr Abwechslungen (Varietäten) in seinem Ebenbilde dargestellt, sondern er hätte seine Geschöpfe unter andern auch mit einigen Vorzügen ausgestattet, welche dem Menschen ganz oder theilweise fehlen, z. B. mit gelenkigeren Füßen, mit einer besonders tauglichen Beschaffenheit des Magens, mit ausgezeichneter Schärfe der Sinne, u. A. m. Der ganze Mechanismus des Affenleibes würde zudem beweisen, daß der Teufel durchaus kein dummer Teufel sei, sondern große Weisheit besitze.

Es ist dabei nur das Eine wunderlich, daß die gläubige Seele, welche jene fromme Behauptung aufstellte, nicht auf die Vermuthung gekommen ist, sie selbst sei am Ende gar nicht aus der Hand Gottes hervorgegangen, da ihr der Affe so nahe stehe.

Jene zwei Affengattungen, die dem Menschen in körperlicher Bildung am meisten nahe kommen, sind der Orang-Utang in Hinterindien und der Schimpanse in Guinea.

In der wissenschaftlichen Ordnung der Thiere zählt man sie nicht zu den Vierfüßlern, sondern zu den Vierhändern. Sie sind dem Menschen in Gestalt und Gesicht ähnlich. Ihr Gang ist zwar ziemlich aufrecht auf Zweien, aber natürlicher und leichter auf allen Vieren. Wenn sie aufrecht gehen, verlieren sie leicht das Gleichgewicht und stürzen auf den Kopf. Dabei bewahren sie sich mit Purzelbäumen nicht nur vor Beschädigung, sondern helfen sich auch schneller vorwärts. Zuweilen stützen sie sich auf einen Stock.

Sie haben nicht wie andere Affenarten die großen Backentaschen und Gesäßschwülen, machen nicht solche Grimassen und zeigen nicht Unruhe und Leidenschaftlichkeit, sondern benehmen sich bedächtig, klug und ruhig.

Ihr Blick ist jedoch immer mehr nach unten gekehrt; sie können den Kopf nicht nach rückwärts überbiegen. — Ihre Bestimmung ist, sich von Baumfrüchten zu nähren, dazu haben sie die größt-möglichste Fähigkeit, auf Bäume zu klettern und sich an deren Zweigen festzuhalten. Sie schwingen sich behende von einem Ast zum entfernteren andern und brauchen im Walde nur selten auf den Boden herabzukommen. — Sie leben in Haufen gesellig beisammen und bauen sich Hütten von Laubwerk, die aber eben nicht sehr geschickt ausgeführt sind und an Kunstfertigkeit wie an Zweckmäßigkeit dem kleinen Neste eines Eichhörnchens oder dem Wasserbau eines Bibers weit nachstehen.

Wenige Wochen nach der Geburt sind sie kräftig genug, um sich wie andere Thiere fortzuhelfen. In dieser Zeit eingefangen, können sie sehr zahm und dem Menschen anhänglich gemacht werden. Zu der uneigennützigen Treue eines Hundes gelangen sie jedoch nicht. Sie lernen wie andere zahme Thiere menschliche Laute, Mienen und Geberden verstehen, und können sich selbst durch stumme Zeichen ziemlich deutlich verständlich machen. In ihren Fingern haben sie nur wenig Geschicklichkeit. Sie lösen den feinsten Knoten, vermögen ihn aber nicht wieder zu knüpfen. Aus Neigung zum Aufknüpfen lösen sie oft den Knoten des Seils, auf welchem sie sich mit großer Vorliebe zu schwingen pflegen, aber sie wissen sich nicht zu rathen und zu helfen, wenn das Seil gelöst zu Boden liegt. Ihr Gebieter muß ihnen dann zu Hilfe kommen und es wieder fest knüpfen.

Unter den körperlichen Eigenthümlichkeiten, welche das Menschengeschlecht wie mit einigen Gruppen der Säugethiere

überhaupt, so besonders mit diesen Affen gemein hat, sind vor Andern hervorzuheben: Die dreierlei Zähne, der fast gleiche Körperbau mit gleichen Muskeln, Blutgefäßen, Nerven, Knochen, Hautdecken, und eine Art äußerlicher Erscheinung des Gehirnstoffes.

Unter den Trieben: der zu leben, sich zu nähren und zu vermehren, fremde Eingriffe und Gewaltthätigkeiten zu bekämpfen, Schwierigkeiten zu überwinden, das Schädliche zu vernichten, nothwendige und nützliche Dinge sich anzueignen, zu sammeln, zu bewahren u. s. w. —

Unter den Kräften: die, Dasein und Eigenschaften vieler äußern Dinge wahrzunehmen, sie von einander zu unterscheiden, sich dieselben als Ursachen gewisser Wirkungen oder als Wirkungen gewisser Ursachen vorzustellen, also zu erkennen, zu verstehen, zu vergleichen, eine Kraft des Urtheils, der Erinnerung.

Unter den Empfindungen: Freude an Lob und Beifall, Liebe zur Unabhängigkeit, Furcht und Sorge vor Gefahren, Sorgfalt für sich und die Angehörigen, Wohlwollen, im gewissen Grade auch Mitgefühl, Anhänglichkeit an Wohlthäter, Gesellschafter, Orte u. s. w.

Hat der Affe eine Seele? Unbedingt ja, aber wie Thiere überhaupt. Unter Seele kann hier wohl nicht gut etwas anderes zu verstehen sein, als der Inbegriff aller körperlichen Kräfte und Fähigkeiten. — Körperlose Kräfte lassen sich, an Thieren wenigstens, gar nicht denken.

Ein Seelenleben ist eigentlich durch die ganze Natur verbreitet, jedoch am deutlichsten und erkennbarsten in der Thierwelt. Wo die Grenzen desselben beginnen oder enden, ist nicht zu ermitteln.

Das Seelenleben der Thiere äußert sich auf die verschiedenartigste Weise. Es ist z. B. durch Erfahrung zum Sprachgebrauch geworden, zu sagen, daß bestimmte Thiere ihre bestimmten Charaktere haben, daß z. B. der Fuchs listig, die Schlange klug, das Lamm geduldig, der Hund treu, der Löwe großmüthig sei. Das sind Bezeichnungen des Seelenlebens. Ferner haben die einen Thiergattungen mehr, die andern weniger Kräfte und Fähigkeiten, also mehr oder weniger Seelenleben.

Die neueren Naturlehrer zählen nun bald an 100 Tausend verschiedener Thiergattungen. (Oken gab 88 Tausend an.) Davon scheinen jene Würmer, die in körperlichen Eingeweiden leben, am allerwenigsten Seele zu haben. Sie haben fast keine Nerven und bewegen sich nur nach Nahrung. Ihnen zunächst stehen die sogenannten Infusorien, Thierchen, von denen mehrere tausend Millionen in einem Wassertropfen Platz haben. Durch Vergrößerungsgläser ist zu bemerken, daß sie raublustig und im Stande sind, die Gegenstände ihres Begehrens zu erkennen. Das kleinste dieser Wesen — das Punktthierchen — bewegt sich mannigfach, unregelmäßig, eilt schnell vorwärts, hält an, sich gleichsam besinnend, kehrt um, oder weicht einem Entgegenkommenden aus. Wenn die Flüssigkeit, in der es lebt, eintrocknet, zieht es sich wie ein Fisch immer nach jenen Gegenden hin, wo noch die meiste Flüssigkeit übrig ist. Es unterscheidet also, will, begehrt.

Die Quallen der Seegewässer empfinden Wechsel von Wärme und Kälte, durch Stechen zwingt man sie zum Klappen. Sie tragen ihre Jungen im Beutel mit sich: dahin flüchten sich dieselben nach Belieben wie Kinder in den Schooß der Mutter. Die Quallen leben in Gesellschaft und blähen wie Pfauen ihre Kämme auf, wenn sie im Wasser herumfahren. Sie haben Sinn für Licht, Luft, Wärme und Raum; sie haben einige Willenskraft.

Die Ordnung, in welcher nun die Gabe der Unterscheidung bei Thieren zunimmt, steigt an den Schaalthieren, Schnecken, Würmern, Insekten langsam empor. Dann kommen Fische, Amphibien, Kröten, Frösche, Eidexen u. A. Die nächstfolgenden haben immer mehr Unterscheidungskraft, als die nächstvorhergehenden. Daran reihen sich zuerst die Pflanzenthiere, dann die Weich- und Gliederthiere; endlich kommen die untern und die obern Klassen der Wirbelthiere, von denen Vögel und Säugethiere die lange Kette schließen. —

Unter den Vögeln sind, beiläufig gesagt, die Wasservögel weniger verständig, als die Sturmvögel, diese weniger als Schwalben, diese weniger als Tauben; die Reihe geht durch Papageien, Hühner, Raub- und Singvögel hindurch, den Schluß bilden der Kranich und der — „Philosoph unter den Vögeln" — Storch. —

Bei den Säugethieren steigt die Kette am Wallfisch, Faul-

thier, Stachelschwein, Maulwurf, Nashorn, Wildschwein, Cameel, an der Maus und wilden Ziege, an Mardern und einigen Affen, am Bär, Reh, wilden Pferde, am Wolf, Fuchs, Löwen, an Katzen und endlich am Orang, Hund und Elephant empor.

An jenen Säugethieren nun, welche die höchste Stufe der Thierordnung einnehmen, sind Eigenschaften, wie: Einbildungskraft, Gedächtniß, Denkkraft, Sinn für Orte, Zeiten, Farben, Gestalten und Töne, Empfindsamkeit für Freuden und Schmerzen, Temperament, Fähigkeit zu lernen u. s. w. wahrzunehmen. Diese Thiergattungen stehen mit andern in freundlichen oder feindlichen Verhältnissen und sind sich dessen wohl bewußt. Lauter Anzeichen der verschiedenen Stufen des allgemeinen Seelenlebens. —

Die vollkommenste Thierseele hat aber, allen bisherigen Erfahrungen gemäß, eben nicht der Affe, der dem Menschen so nahe gebracht wird, sondern der Elephant. „Kein Thier stand schon in den ältesten Zeiten mit dem Menschen in so freundschaftlicher Verbindung, ward zu einer so großen Mannigfaltigkeit von Geschäften gebraucht, und von keinem sind in den ältesten und neuesten Zeiten solche Schilderungen entworfen worden, wie es beim Elephanten der Fall ist. Der Nutzen, den er in seiner Heimat dem Menschen gewährt, ist ganz unberechenbar. An ihm allein bestätigt sich auch wohl die Behauptung, daß des Thieres Ausbildung mit der des Menschen fast gleichen Schritt halte, denn er hat mit der menschlichen Cultur auch an Ausbildung zugenommen. Er verdient die Achtung, die er vom Menschen genießt, denn seine Dienste sind nicht wie die eines Sclaven, sondern wie eines freien, überlegenden, einsichtsvollen Wesens. Sein Charakter ist ernst, gesetzt, vorsichtig, dabei höchst gutmüthig, willig, gehorsam, an den gewohnten Führer, den er noch nach Jahren wieder erkennt, anhänglich. Unterscheidungsgabe und Urtheilskraft gränzen an menschliche Vollkommenheit. Er kann deshalb wie ein Mensch behandelt werden. Wenn man ihm nur sagt, was er thun soll, dient er wie ein vollkommener Knecht. Er hört mit Aufmerksamkeit den Befehl, vollzieht ihn mit Eifer, und richtet sich dabei nach Lob und Tadel. Er hat ein vortreffliches Gedächtniß und viel Einbildungskraft, er beobachtet alle Vorkehrungen, sieht seinem Gebieter immer auf die Augen und Mienen und weiß daraus zu errathen, was dessen Wille sei. Des-

halb verrichtet er manches ungeheißen. — Wie mancher Mensch, Diener, Lehrjunge, Arbeitsmann, kommt hierin diesem Thiere nicht gleich! — Bepackt man den Elephanten, so untersucht er selbst, ob die Lasten auch genug befestigt seien. Rollt eine Tonne fort, so holt er einen Stein, um ihn unterzulegen u. dgl. m. — Empfindlichkeit, Reizbarkeit, Eitelkeit, Rachsucht und Zorn sind die Schattenseiten seines Charakters, der das heiße Blut des Südens beurkundet. Er ist auch der Reue fähig, der menschlichsten aller Empfindungen, die allein ihn höher stellt, als alle übrigen Thiere." *) —

Man pflegt ihn daher den „Weisen" unter den Säugethieren zu nennen. Seine gesammten Seelenkräfte übertreffen die aller andern Thiere und trotz seiner gewichtigen Größe ist er das hurtigste, listigste, gelehrigste und gescheidteste aller Thiere. Wie tief unter der Ausbildung eines Elephanten steht der allergeschickteste Affe, den man dem Menschen zur Seite zu stellen wagt! —

Man hat vielfache Beweise, daß der Mensch, im verlassenen Zustande unter Thieren aufwachsend, verwildern kann, und sich dann von ihnen wirklich nicht anders als durch Ungelenkigkeit und Instinctlosigkeit unterscheidet.

Es ist auch nicht zu läugnen, daß der Mensch in seiner Aeußerlichkeit manchmal sehr viel Affenartiges hat. Namentlich spricht man von der Affennatur der Kinder. Gewiß ist, daß das Menschenkind in seinen ersten Lebensjahren dem Thiere durch große Unbeholfenheit und langsame Ausbildung nachsteht. —

Was das affenartige Aussehen mancher Menschen, besonders in der Gesichtsbildung betrifft, so gibt es darin allerdings nicht selten auffallende Beispiele. Gar oft verrathen aber solche Erscheinungen einen vielfach entwickelten Geist, der bald jeden Gedanken an die Affennatur gänzlich verbannt. —

*) Ausführlicheres findet sich fast in jedem größeren naturgeschichtlichen Werke. Unter den Kleineren ist zu empfehlen: C. Vogt: Ueber die Thierseele, eine Schrift, der das eben Angeführte theilweise angehört.

Es hat sogar große Männer gegeben, deren Gesicht mehr thierisch als menschlich aussah, wie z. B. *Voltaire*. Man erzählt, daß die Bauern eines gewissen Landes, die ihn im Wagen ihres Königs erblickten, ihn für dessen Lieblingsaffen hielten, und aus Furcht, er könnte entspringen, nicht aussteigen ließen.

Es gibt aber Menschen, die in der Gesichtsbildung auch mit andern Thieren, als z. B. mit Schafen, Löwen, Katzen, Luchsen und Raubvögeln gar *mancherlei Aehnlichkeit* haben. Das kann nicht maßgebend dafür sein, daß sie den genannten oder andern Thiergattungen auch wirklich angehören.

„Eine Beziehung ist es, in welcher der leibliche Organismus des Menschen sogar dem des Thieres unbedingt *nachzustehen scheint*. Während das Thier nämlich bereits bald nach seiner Geburt mit einer gewissen Freiheit und Selbstständigkeit sich bewegt, und nur wenige Wochen, meist noch viel kürzere Zeit, der Pflege seiner Erzeuger bedarf, um den Bedingungen seines Daseins selbstständig zu genügen, wird dagegen der Mensch in einer *Hilflosigkeit* geboren, die ihn Jahre lang von seinen Eltern in unbedingter Abhängigkeit erhält. Es ist wahr, daß diese seine lange Kindheit im Verhältnisse steht zu der längern Lebensdauer überhaupt, die ihm vor den meisten Thieren beschieden ist: aber immer will es uns bedünken, daß jene Hilflosigkeit des Neugeborenen ein *Mangel* sei im Vergleiche mit der wunderbaren raschen Lebensentwickelung untergeordneter Geschöpfe. Fassen wir jedoch die Sache schärfer in's Auge, so werden wir gerade in dem, was uns ein Mangel dünkt, einen *bedeutungsvollen Vorzug* menschlicher Natur erkennen. Denn ist es nicht gerade diese *Hilflosigkeit des Kindes*, welche in dem Herzen der Eltern die Liebe zu ihm erweckt? Es ist ein Zug des menschlichen Herzens, daß es nur das liebt, was es mit Mühe erlangt, was zu erringen ihm Arbeit und Anstrengung kostet. So wird in den ersten Jahren seines Lebens das Kind mehr von der Mutter als von dem Vater geliebt, weil es in dieser Zeit vorzugsweise der Sorge jener übergeben ist. So werden kränkliche Kinder, die mancherlei Noth und Sorge machen, mehr geliebt als gesunde. So hat es Gott auch geordnet, daß der neugeborene Mensch erst nach vielem Fleiß und mancher Arbeit, die seine Eltern an ihn wenden, zur Selbstständigkeit heranwächst, denn dadurch zumeist knüpft sich zwischen diese und das

Kind jenes Band der Liebe, das die nothwendige Bedingung zu einer erziehlichen Einwirkung auf dasselbe ist.“ *)

Schon im Alterthume sah man sich genöthigt, darnach zu streben, am Menschen solche Merkmale aufzufinden, durch die er der Zumuthung, daß er zu den Thieren gehöre, entzogen werden könnte. Da glaubte nun z. B. der griechische Denker Anaxagoras ganz vorzüglich auf die Hände des Menschen als körperliches Unterscheidungsmerkmal hinweisen zu müssen.

Diese sind allerdings ein höchst wichtiger Theil des menschlichen Wesens. Der aufrechte Gang, die Stellung und ganz vorzüglich die äußere Wirksamkeit des Menschen hängen von der Einrichtung seiner Hände ab. Die Erziehung und Erhaltung der Menschenkinder wäre ohne Hände unmöglich. — Auch ist die Wirksamkeit derselben durch kein anderes Körperglied zu ersetzen.

Die Handlungen der Menschheit kommen nach Wort und Bedeutung hauptsächlich von den Händen her. Selbst das Handeln — Kaufen und Verkaufen — etwas, dessen die Thiere ganz und gar entbehren, ist, streng genommen, eine Angelegenheit der Hände.

Wenn aber auch, wie jener Philosoph behauptet, die menschliche Ausbildung gewissermaßen durch die Hände bedingt ist, so sind diese doch nicht das eigentlichste entscheidendste Merkmal, sondern der Wille und Verstand ist es, sie gerade recht und zweckmäßig zu gebrauchen.

Die Affen haben z. B. viel stärkere und vollkommnere — nicht schönere — Hände. Sie wissen jedoch dieselben nicht zu gebrauchen. So groß ist die Kraft ihrer Hände, daß sie mit einer derselben am Baumast hängend, sich mehrere Stunden lang mit der größten Lust schaukeln können, ohne zu erlahmen.

Dagegen ist aber die Drehung und Bewegung der menschlichen Hand von der Art, daß sie kein Affe nachmachen kann.

Bedeutender noch als Hände ist das Merkmal des menschlichen Gehens und Stehens. „Der Mensch hat den Königsvorzug mit hohem Haupte, aufgerichtet, weit umher zu schauen.“ (Herder.)

Diejenigen, welche behauptet haben, der Mensch sei ur-

*) Vorman, über Erziehung.

sprünglich bestimmt, auf allen Vieren zu gehen und zu stehen, haben darüber niemals gründlich nachgedacht. Schon die Art und Weise, wie der Kopf mit der Wirbelsäule verbunden ist, genügt, um zu beweisen, daß der Mensch nur für die aufrechte Stellung geschaffen ist. Auch sind seine Hände zum Gehen gar nicht gebildet und unterscheiden sich hierin von denen der Thiere ganz und gar. Die Länge und Stärke der Beine ist dem Menschen ein großes Hinderniß, sich zum Gehen auch der Hände zu bedienen.

Man hat noch nie irgend einen wilden Menschenstamm gefunden, der in seiner niedrigsten Ausbildung auf allen Vieren gegangen wäre. Die Art, wie kleinere Kinder kriechen, ist der offenbarste Beweis, daß sie dazu nicht geschaffen sind. Der ganze Körperbau des Menschen, namentlich die Beschaffenheit des Kopfes und der Brust widersprechen einer solchen Bestimmung.

Auch haben die Menschen in ihrem aufrechten Gange immer einen bedeutenden Vorzug vor den Thieren anerkannt. Ihnen ist er bequem und angenehm, diesen dagegen, wenn sie ihn auch in gezwungener Art nachmachen, unnatürlich und selbst schmerzlich. Manche Affengattungen bringen es ausnahmsweise im Aufrechtgehen zu einem gewissen Grade von Geschicklichkeit, sich selbst überlassen, kehren sie aber gerne zur Natur zurück.

„Der Mensch steht aufrecht; er ist der erste Freigelassene der Schöpfung. Die Wage des Guten und Bösen, des Falschen und Wahren hängt in ihm; er kann forschen, er kann wählen.“

„Blick also auf gen Himmel, o Mensch! und erfreue Dich schaudernd deines unermeßlichen Vorzuges, den der Schöpfer der Welt an ein so einfaches Principium, deine aufrechte Gestalt, knüpfte.“ (Herder.)

Wenn aber zu den Händen und zum Gange des Menschen nicht noch etwas Anderes, Höheres käme, würdest Du Dich, trotz dieser Vorzüge, doch noch nicht vor den thierfreundlichen Zumuthungen mancher Gelehrten schützen können. Du müßtest es Dir gefallen lassen, von einigen Affengattungen grauer Vorzeit abzustammen, und dem äußern Anscheine nach als Halbbruder oder Halbschwester wenigstens einiger Bestien zu erscheinen. Mancher schöne Stammbaum müßte dann um ein Merkliches verlängert werden, ein Umstand, der Viele von jenen, die jetzt freudig stolz auf die lange Reihe ihrer Ahnen sehen, zur Verzweiflung treiben würde.

Ein Vorzug, der nicht bestritten werden kann und Dich zum Menschen macht, ist Deine Sprachfähigkeit. —

Es mag allerdings lange gedauert haben, ehe die Menschen es zu einer so bedeutenden Ausbildung dieser Fähigkeit gebracht haben, wie wir sie jetzt an ihnen bewundern. Und noch jetzt herrscht ein gewaltiger Unterschied zwischen den Sprechweisen verschiedener Menschenstämme. Aber gewiß ist, daß nur durch Sprache die geistigen Anlagen und Kräfte in jenem Grade geweckt und geübt werden können, welcher dem Menschen allein eigen ist. „Alle Kunstwerkzeuge, Gehirn, Sinne, Hand, wären auch in der aufrechten Gestalt unwirksam geblieben, wenn uns der Schöpfer nicht eine Triebfeder gegeben hätte, die sie alle in Bewegung setzte; es war das göttliche Geschenk der Rede. Nur durch sie wird die schlummernde Vernunft erweckt, oder vielmehr die nackte Fähigkeit, die durch sich selbst ewig todt geblieben wäre, wird durch die Sprache lebendige Kraft und Wirkung.“ (Herder.)

Die Thiere (aber nicht alle) haben ihre eigenthümliche Sprache; sie ist eine Art Voranstalt zur Rede. Angst, Furcht und Schmerz, Freude und Wohlsein drücken sie in Lauten aus, die ihren gleichgearteten Mitgeschöpfen verständlich sind. Aber bei den menschenähnlichsten Thieren finden sich in den Lungen, im Halse und Munde, natürliche Hindernisse, daß sie nicht so wie Menschen sprechen lernen können. Dafür haben freilich Viele von ihnen eine Art Geberdensprache, aber sie machen darin keinen Fortschritt. — Nach Allem sind also die Thiere dazu nicht geeignet, sich in Lauten, wie die menschlichen sind, verständlich machen zu können.

Die Menschenkehle selbst bildet sich zur Sprachfähigkeit auch nur in der aufrechten Haltung des ganzen Körpers aus. — Aber die Sprache hat eine noch viel tiefere Bedeutung, als die der natürlichen Tauglichkeit. „Sie ist das laute Denken; in ihr hört man den Geist.“ — Unbedeutend, geringfügig ist das Sprechen als sinnliche Erscheinung: eine Erschütterung der Luft, die, kaum hervorgerufen, auch schon spurlos wieder verschwunden ist. — Wie gewaltig ist aber ihre Wirkung! „Es geht uns mit diesem Wunder, wie mit so vielen, welche der allmächtige Gott rings um uns her gestellt hat; wir erkennen nicht mehr das Wunderbare in ihnen, weil sich unser Blick daran gewöhnt hat, und sind geneigt, viel Geringeres werther zu achten.“ (Borman.)

Der Mensch hat dann noch eine zweite Sprache, die Schrift, wenn ihm die erste nicht zureicht. Den Thieren fehlt sie.

Die Menschheit hat einen Thätigkeitstrieb, der kaum zu befriedigen ist, und worin ihr kein Thier gleich kommt. Die Thätigkeit selbst strebt in das Unendliche, und ist der Grund jeder zunehmenden Bildung des Menschengeschlechtes. Ohne diesen allgewaltigen Thätigkeitstrieb wären Wissenschaften und Künste nie entstanden.

Der beständig unbeschäftigte Mensch würde eine große Last des Daseins fühlen und seiner überdrüssig werden. Nicht selten ist Langeweile die Ursache von Selbstmord, häufiger aber noch von sogenannten „fixen Ideen" geworden, während anhaltende und dringliche Beschäftigung beide Uebel beseitigte. Bei Thieren findet man nichts derartiges. Keines derselben stirbt aus Langweile oder wird verrückt wegen Mangel an Beschäftigung.

Ein vernünftiger Menschenfreund, Helvetius, sagte einst: „Die Affen wären Menschen, wenn sie sich langweilen könnten." Dieser Ausspruch hat, so sonderbar er klingen mag, seinen tiefen Grund. „Damit ist — bemerkte eine geistreiche Frau, — ein großes Geheimniß, das der ganzen Welt, ausgeplaudert worden." — Die Thiere langweilen sich in der That nicht, die Affen wo möglich noch weniger. Ohne im Stande zu sein, eine Zeitdauer zu bemessen, deren Länge zu empfinden, können sie unthätig sein, Alles um sich her geschehen lassen, und theilnamlos zusehen. Nur die physische Nothwendigkeit oder des Menschen Gewalt zwingt sie zu einer Thätigkeit, die sich noch dazu auf höchst wenige Dinge erstreckt. Wenn sie an eine bestimmte Thätigkeit auch gewöhnt werden, so ist sie ihnen doch stets widerwärtig.

Aus dem Thätigkeitstriebe geht noch ein anderes unterscheidendes Merkmal hervor, nämlich die Fähigkeit, sich zu vervollkommnen, welche dem Thiere, natürlich aus Mangel jenes Triebes, ganz fehlt. Während ein Thier stets das wird, was es sein soll, gelangt der Mensch nie zum letzten Ziele seiner Ausbildung. Der Weiseste könnte immer noch weiser, der Beste immer noch besser sein. Der Erfahrenste hat immer noch nicht genug erfahren, der Fleißigste immer noch nicht genug geleistet.

„Vom Himmel fordert er die schönsten Sterne,
Und von der Erde jede höchste Lust,
Und alle Näh' und alle Ferne
Befriedigt nicht die tief bewegte Brust."

(Göthe.)

Das Thier geht stets seinem Instinkte nach. Wie es vor Jahrtausenden sein Nest gebaut, seine Höhle gegraben, sein Lager bereitet, seine Nahrung gesammelt, seine Beute erjagt hat, so blieb und bleibt es dabei als bei einem Naturgesetze durch alle Zeiten. Dagegen strebt der Mensch immer nach Abwechslung und Verbesserung seiner Einrichtungen; er will stets Mühe, Zeit und Kräfte sparen, und dennoch alles auch bequemer und nutzbringender haben. Er sucht Neues, und je überraschender und besser ihm etwas gelingt, desto mehr fühlt er sich angespornt, weiter zu streben. Er bemüht sich nicht immer bloß um das Nothwendige, Dringliche, Nützliche oder Naturgemäße allein, sondern auch um das Gegentheil, um Unnöthiges, Ueberflüssiges, Schädliches und Naturwidriges. Das thut kein Thier. Fortschritt, Rückschritt ist nur im Menschenthum. —

Neben der Fähigkeit, sich zu vervollkommnen, unterscheidet den Menschen vom Thiere die Fähigkeit zu irren und zu fehlen, ein Merkmal, das diesem im Allgemeinen fehlt. Es ist dem gebieterischen Instinkt überlassen und erreicht jene Zwecke, die ihm die Natur gesetzt hat, ohne zu irren, ohne dieselben verfehlen zu können. Nur Widerwärtigkeiten, die außerhalb seiner Triebe liegen, vereiteln ausnahmsweise dessen Bestimmung.

In seinen Trieben unterscheidet sich der Mensch vom Thiere vorzüglich dadurch, daß ihm die Freiheit gegeben ist, bei allen ein willkührliches Maaß zu beobachten oder zu überschreiten, und dadurch sich und seinen Mitmenschen mehr oder weniger zu nützen oder zu schaden.

So z. B. geht er im Nahrungstriebe leicht zur Unmäßigkeit, Schlemmerei oder Trunkenheit, im Bekämpfungstriebe zur Rachsucht, im Erwerbstriebe zum Geiz, im Sinnesgenuß zur tödtlichen Sättigung über.

Dann sind dem Menschen auch noch andere Triebe eigen, die bei den ihrem Instinkte allein folgenden Thieren unnöthig und daher gar nicht vorhanden sind. Man nennt sie die geistigen und edlen; so z. B. den Trieb bei allen vorkommenden Erscheinungen den Zusammenhang von Ursache und Wirkung zu ergründen; den Trieb, zu loben und zu tadeln, Ehre, Ruhm zu erwerben, Schande zu vermeiden; den Trieb, Liebe und Freundschaftsbezeugungen zu empfangen, zu erwiedern; den Trieb, wohl zu thun u. A.

Die edelsten und höchsten derselben sind, die in dem Verlangen, in der Sehnsucht nach reiner Liebe, nach ungetrübter Wahrheit, nach unzweideutiger Gerechtigkeit und nach Unabhängigkeit von seinen eigenen niederen Trieben ihren Grund haben.

Aus diesen Trieben entwickelt sich nun eine große Mannigfaltigkeit von Gefühlen, die man vergeblich bei Thieren suchen dürfte. —

So ist z. B. das Gefühl der Ehrfurcht für Alles, was groß, schön, erhaben, gut und wahr ist ein solches, dessen nur ein Mensch, und nur der zur höheren Ausbildung gelangte fähig ist. Kein Thier kennt ein solches Gefühl, auch der Elephant nicht, das gebildetste oder wenigstens bildbarste unter den Thieren. Der Mensch kann, wenn er Erhabenes, Schönes, Gutes denkt, schon seine Gedanken allein höher achten, als Nahrungsmittel, Sinnenreiz, Bequemlichkeit und andere körperliche Bedürfnisse. Der Elephant würde dagegen eben so wenig wie ein anderes Thier eine derartige Probe mit dem, was seine Lieblingsnahrung ausmacht, bestehen. Um welchen Preis ist der Mensch oft bereit, das gute Recht oder einen geschlossenen Vertrag, ein gegebenes Versprechen heilig zu halten? — Um nichts weniger als um alle Vortheile seines Lebens, um das Leben selbst. —

Aus dem Gefühle der Ehrfurcht geht dann besonders das der Religiösität hervor. Ist es auch oft schwach oder unrichtig, so bleibt es doch ein Unterscheidungsmerkmal des Menschen gegenüber den Thieren. — Nie versammeln sich diese, um irgend ein Wesen, sei es eingebildet oder wirklich vorhanden, als Erhalter und Wohlthäter anzuerkennen, in irgend einer Weise zu ehren. Was hierin der roheste Mensch vollbringt, dessen ist das gebildeteste Thier unfähig. —

Hierzu kommen dann mannigfache Einzelnheiten, die an sich so wenig, im Ganzen aber gar viel sagen wollen. So z. B. das, was Herder bemerkt:

„Augenscheinlich hat der Mensch Eigenschaften, die kein Thier hat, und hat Wirkungen hervorgebracht, die im Guten und Bösen ihm eigen bleiben. Kein Thier frißt seines Gleichen aus Leckerei; kein Thier mordet sein Geschlecht auf den Befehl eines Dritten mit kaltem Blute; kein Thier hat Sprache wie der Mensch sie hat, noch weniger Schrift, Tradition, Religion, willkührliche Gesetze und Rechte. Kein Thier endlich hat auch nur die Bildung, die Kleidung, die Wohnung, die Künste, die unbestimmte Lebensart, die ungebundenen Triebe, die flatterhaften Meinungen, womit sich beinahe jedes Individuum der Menschen auszeichnet. Wir untersuchen noch nicht, ob alles dieses zum Vortheil oder Nachtheil unserer Gattung sei; genug es ist der Charakter unserer Gattung." *) —

Der Mensch erreicht endlich Kräfte, welche größer und gewaltiger sind, als die des gesammten Thierreiches, und ihn zum Herrn und Gebieter desselben machen. Dahin gehören alle die höheren Grade von Einsicht, Urtheil, Erfahrung, Phantasie, Erfindungskraft und vorzüglich das Selbstbewußtsein, oder das Wissen, welche Kräfte ihm zu Gebote stehen, wie sie angewendet werden müssen, und welche Erfolge ihre Anwendung haben wird.

Wenn das Thier ein ähnliches Selbstbewußtsein hätte, wenn es wüßte, welche Kräfte ihm eigen sind und welche Wirkungen aus ihrer Anwendung hervorgehen könnten: dann müßte es dem Menschen wahrlich schwer werden, seiner immer Herr zu werden. Aber dieser Mangel an Selbstbewußtsein macht es allein möglich, daß z. B. das riesige Pferd einem schwachen Kinde gehorcht; daß sich der kräftige Stier von irgend einem schwindsüchtigen Buben in das drückende Joch einer täglichen Quälerei spannen läßt; daß der grimmige Tiger vor der Reitpeitsche eines altersschwachen Menageriewärters erbebt. Und was ist Schnelligkeit, Kraftfülle, Sinnesschärfe und Körpergröße der Thiere im Vergleiche zu jener Menschenkraft, welche sie Alle einzufangen, zu bändigen und dienstbar zu machen weiß! —

„Nur einen Feind noch hat der Mensch auf Erden, den Größten — seinen Ersten und Letzten." — (L. Schefer.)

---

*) Ideen zur Philosophie der Menschheit.

Die geistigen Kräfte sind es auch, welche den Menschen in den Stand setzen, Thaten des Guten oder Bösen zu verrichten, die keiner Naturnothwendigkeit, keinem Instinkte, keinem Bedürfniß, sondern ihm ganz allein angerechnet werden dürfen. Darin unterscheidet er sich nun ganz und gar von allem thierischen Wesen, welches nur dem durch seinen Instinkt sich offenbarenden Naturgesetze gehorcht, und weder gut noch böse ist oder sein kann.

Die Krone aller Menschlichkeit endlich ist Vernunft, jene Kraft, welche ihren Eigenthümer über alle Sinnlichkeit hoch erhebt, ihn in den Grund der Dinge eindringen, den Zusammenhang alles Wesens ergründen, und die Einheit des Ganzen erkennen läßt. Er hat in ihr die große Gewalt zu fragen: Wer bin ich? Wer bist du? Wozu? Wie? Wann?

Sie, die Gebieterin der moralischen Welt, verbietet, das Menschengeschlecht auch nur an die Spitze des Thierreichs zu stellen, und wo sie es verbietet, da geschieht es auch nicht. —

Treffend sind die Bemerkungen, welche der Denker Rousseau über die Stellung des Menschen in der Natur macht, indem er unter Anderem sagt:

— — „Ich komme auf mich selbst zu sprechen, und forsche nach, welchen Rang ich in der Ordnung jener Dinge einnehme, welche ich prüfen kann. Ich finde mich da unbestreitbar auf dem ersten Platze; denn in meinem Willen, und in den Werkzeugen, die, ihn zu vollziehen, in meine Macht gegeben sind, habe ich mehr Gewalt, um auf alle mich umgebenden Körper einzuwirken, oder um mich ihrem Einflusse, wie es mir gefällt, hinzugeben und zu entziehen, als irgend einer derselben besitzt und durch seinen natürlichen Trieb gegen meinen Willen ausüben mag. Mit meiner Einsicht bin ich der Einzige, der seinen Blick auf das All richtet. Welches Wesen außer dem Menschen vermag hier unten alle andern Geschöpfe zu beobachten, zu bemessen, zu berechnen, ihre Bewegungen und Wirkungen vorher zu sehen, und so zu sagen die Gefühle des Gesammtlebens mit dem eigenen Selbstgefühle zu vereinigen? Was ist darin Lächerliches zu

sagen, daß Alles meinetwegen da ist, wenn ich der Einzige bin, der Alles auf sich beziehen kann." —

„Es ist daher wahr, daß der Mensch König der Erde ist, die er bewohnt, denn nicht nur bändigt er alle Thiere, nicht nur schaltet er mit den Elementen in seiner Industrie; sondern er ist es allein auf Erden, der solches anzustellen weiß; er vermag sogar die Gestirne, denen er nicht nahen darf, sich in so weit anzueignen, als er sie betrachtet. Man zeige mir irgend ein Thier auf dem Erdenkreis, das vom Feuer Gebrauch zu machen, die Sonne zu bewundern wüßte. Was! ich kann die Wesen und ihre Verhältnisse beobachten, erkennen; ich kann fühlen, was Ordnung, Schönheit, Tugend ist; ich kann das Gesammtwesen betrachten, mich an der Hand dessen, der solches regiert, erheben, ich kann das Gute lieben, thun, und ich sollte mich Thieren vergleichen?" —

„Verworfene Seele! Deine traurige Philosophie ist es, die dich ihnen ähnlich macht; oder vielmehr du bemühst dich umsonst, dich schlecht zu machen. Dein Genie zeugt gegen deine Grundsätze, dein wohlthätiges Herz verleugnet deine Lehren, und selbst der Mißbrauch deiner Fähigkeiten beweiset dir zum Trotz ihre Vorzüglichkeit." *)

Zu den Einzelnheiten, durch welche das Menschenthum ebenso stark wie durch seine geistige Kraft vor dem Thiere ausgezeichnet ist, gehört u. A. auch jene, deren ein Zeitgenosse erwähnt, indem er schreibt:

„Viele Menschen unterscheiden sich vom lieben Vieh durch das Vermögen zu lachen oft weit mehr, als durch die stolze Vernunft. — Der Mensch lacht allein; alle Thiere, Alles über und unter ihm ist ernst. Vermuthlich haben die Thiere diesen Vorzug nicht erhalten, weil bei ihrer Schöpfung der Mensch noch nicht war: über wen hätten sie lachen sollen? — Eben das Thier hätte tausend Ursachen zu lachen, wo der Mensch keine hat oder findet, z. B. der Hund über seinen Herrn. Aber der Mensch lacht allein, und muß oft weinen, daß er gelacht hat." **)

Rousseau sagt ferner: „Wenn ich unter den Wesenordnungen meinen Platz zu wählen hätte, welchen könnte ich wählen, als den des Menschen?" —

---

*) J. J. Rousseau: Emil: oder über Erziehung 3. B. 37.

**) Demokritos, hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen 1. B.

In der That ist der Platz, welchen die Natur in ihrem unendlichen Haushalte dem Menschen angewiesen hat, für ihn der Erwünschteste, Einzigste. — Ob ihn aber alle Menschen auch wirklich einnehmen? Das ist eine andere Frage.

An Menschenkindern, die alle jene Eigenthümlichkeiten entbehren, welche sie über das Thierreich emporzuheben geeignet sind, bleibt allerdings nichts als ein thiergleiches Wesen übrig.

Lasse Deines Kindes geistige Anlagen und Kräfte verwahrlost oder unentwickelt, lasse es nicht mehr zu sprechen im Stande sein, als ihm sein tägliches Bedürfniß gebietet, nicht mehr thätig sein, als zur täglichen Ernährung nöthig ist, lasse es sich nicht vervollkommnen, vielmehr ohne Sinn und Gefühl für Gutes und Schönes, für Recht und Wahrheit sein, ohne Ehrfurcht für Gott, ohne Religion, ohne Selbstbewußtsein, ohne Vernunft: dann findest Du an ihm keine anderen Merkmale mehr, als solche, die es mit Thieren gemein hat. Dann ist es Thier, und Du bist sein Vater, seine Mutter!

Und was für ein Thier ist Dein liebes, kleines Thier? — Ein nutz- und zweckloses, weil es eine thierische Bestimmung eigentlich nicht hat, und auch nie erreicht. Es sinkt unter die Würde des Thieres, das, jedwedes in seiner Art, dem Zwecke, zu welchem es die Natur geschaffen hat, entspricht. Und weil dein Thiermensch keine Bestimmung hat oder erreicht, und im Haushalte der Natur nur Schaden anzurichten im Stande ist, so ist er eigentlich das schlechte Thier zu nennen, als Ausnahme von allen Naturwesen, von denen Keines schlecht ist.

Glaubt dagegen ein Mensch, Ursache zu haben, sich für nichts Besseres zu achten, als für einen „verfaulten Würmerschlauch," für ein „Aas," eine „Mißgeburt": dann mag er auch wohl nichts Besseres sein. „Heilige, reine Vernunft, vergieb den Blinden am Wege, die dich verfolgen und schmähen, sie kannten dich nie." (Salis.)

Oder folgt Einer mit Hintenansetzung aller Geistigkeit, nur jenen niederen Trieben, welche auch dem Thiere eigen sind, dann mag es mit Recht geschehen, daß er dem Hunde gleich geachtet wird um seiner wollüstigen Treibjagd willen, oder daß er der Katze verwandt wird, durch seine Genäschigkeit; dann mag es möglich sein, ihn vielleicht dem Schafe gleich zu achten, um seiner Dummheit, oder dem Esel um seiner Trägheit willen; dann mag er wohl nicht besser sein, als der geschwätzige Papa-

gei, der nicht versteht, was er spricht, oder schlechter als der Affe, den Neid und Eifersucht plagen; dann kann es sein, daß er durch Hab- und Raubsucht zum Halbbruder des Wolfes, durch Zorn und Wuth zum nahen Verwandten des Tigers wird.

Der Mensch ist allerdings im Stande, „den Schein des Himmelslichts, das er Vernunft nennt,“ so sehr zu mißbrauchen, daß er „noch thierischer wird, als jedes Thier.“

Man kann daher nach Maßgabe gemachter Erfahrungen Dreierlei behaupten: Der Mensch ist über alles thierische Wesen erhaben; der Mensch gehört in das Geschlecht der Thiere; der Mensch ist das närrische, schlechte Thier.

II.

„Nicht heilig ist die Seele nur, der Leib auch ist heilig, wenn der ganze Mensch es ist.“
(L. Schefer.)

Die alte, hochverehrte Gewißheit, daß es vier Elemente, d. i. Ur- oder Grundstoffe gebe, Luft, Feuer, Wasser, Erde, aus denen alle Naturwesen zusammengesetzt seien, ist gefallen: die gegenwärtigen Kenntnisse zählen der Elemente schon mehr als fünfzehnmal vier auf, zu denen das Feuer gar nicht gehört, weil es nicht Stoff, am allerwenigsten Grundstoff ist, Luft, Wasser, Erde jedoch nur insofern, als sie aus Urstoffen zusammengesetzte Dinge sind.

Von dieser bedeutenden Zahl der Elemente sind es freilich vier, die an der Zusammensetzung sogenannter „lebender“ Wesen ganz vorzüglich Theil haben, und es mag gewissermaßen wahr bleiben, was ein Dichter zu seiner Zeit im Sinne der alten Anschauung sang:

„Vier Elemente innig gesellt,
Bilden das Leben, bauen die Welt.“

Aber sie heißen jetzt anders: Stickstoff, Sauerstoff, Kohlenstoff, Wasserstoff.

Ebenso glaubte man einst mit ganz unbezweifelbarer Gewißheit sagen zu müssen, der Mensch bestehe aus zwei sich

wechselseitig entgegengesetzten Theilen, dem verächtlichen Leibe und der unschätzbaren Seele. Die gegenwärtige Naturwissenschaft lehrt dagegen mit Gewißheit, der Mensch bestehe im Grunde genommen aus fast allen bekannten, gleich kostbaren Elementen der Welt, und das, was man Leib und Seele nenne, seien keineswegs einander entgegengesetzte Theile, sondern zweierlei Erscheinungen der verschiedenen Kräfte des Einen Menschen, die mit einander in so inniger Verbindung stehen, daß von ihnen keine einzige verachtet werden dürfe.

So verwandelt sich jene Verachtung, welche die alte Zeit dem Leibe, als dem niedrigen und „sündhaften" Wesen des Menschen angedeihen ließ, durch die neue Wissenschaft in Hochachtung.

„Faste, darbe, kasteie Deinen Leib," verlangt daher nur noch der alte, finstere, selbstfeindliche Wahn! „nähre, pflege, besorge und halte den Körper in Ehren," mahnt dagegen die Naturkunde. *)

„Alles ist eitel, am allermeisten Dein Leib," mag wohl jener murrend behaupten — „nichts ist eitel, am allerwenigsten aber Dein Lebensleib," frohlockt dagegen diese. „Alles ist eitel!" — „Niemand entsetzt sich — bemerkt Göthe — vor diesem falschen, ja gotteslästerlichen Spruch; man glaubt etwas Weises, Unwiderlegliches gesagt zu haben." —

Jede Art Hochachtung entsteht aus Erkenntniß der Vorzüge. Halte Deinen Leib in Ehren, heißt zuerst soviel als: Lerne dessen Vorzüge kennen. Wenn Du selbst nicht wärest, gäbe es für Dich auch gar nichts. Du bist für Dich also ohnehin der bedeutendste Gegenstand alles Forschens und Wissens. Aber Dein Leib hat für Dein Leben auch noch eine so hohe Bedeutung, daß Du ihm Deine Aufmerksamkeit nicht entziehen kannst. —

Vieles von dem, was in der Außenwelt vorgeht, mag der Mensch gerne aus Wißbegierde kennen lernen, besehen, erforschen. Er achtet wohl auf die interessanten Berichte der Naturforscher, wenn sie in des Meeres Tiefen hinabgestiegen sind, der Berge

*) Eine vereinzelte, jedenfalls einzige Mahnung steht in den geheiligten Urkunden des alten Glaubens, die der neuen Ueberzeugung gleichkommt. Sie lautet: (1. Cor. 6, 19.) „Wisset ihr nicht, daß euer Leib der Tempel des heiligen Geistes ist?" — Leider erstirbt dieser Zuruf nur zu häufig in dem Gewühle entgegengesetzter Ansichten. —

Eingeweide durchwühlt, mit dem glasbewaffneten Auge in die weitesten Fernen geblickt, oder die kaum sichtbare Nähe des kleinsten Lebens entdeckt haben: aber auch der eigene Körper ist eine Welt von wundervollen Thatsachen, der vollsten Wißbegierde werth.

Jeder Handwerksmann kennt seine Werkstätte, die auch zugleich seine Wohnung zu sein pflegt, genau. Man könnte ihm die Augen verbinden, er würde sich unter den darin vorhandenen Werkzeugen und Einrichtungen zurecht finden. Er kennt jeden Winkel und weiß, wo Alles liegt und steht und hängt. Er kennt genau die Beschaffenheit aller Werkmittel, der groben und feinen, der starken und schwachen, der neuen, brauchbaren und abgenutzten; er weiß mit allen umzugehen, sie zu handhaben, sie zu schonen. Wenn doch jeder Mensch den Haushalt seines Lebens auch so genau kennen möchte! — Der Körper ist für das Walten des menschlichen Wesens als Wohnung und Werkstätte noch viel bedeutsamer. Der darin fremde Eigenthümer kann sich unter den vorhandenen groben und feinen, starken und schwachen, nothwendigen und brauchbaren Werkmitteln nicht zurecht finden; er kann dann leicht da ein kostbares, unersetzliches Stück aus purer Unwissenheit unbenutzt, dort ein anderes verderben, verkommen lassen.

Der Kaufmann kennt sein Waarenlager und die darin enthaltenen Vorräthe Stück für Stück genau; er kennt deren Werth, Behandlung, den daraus zu ziehenden Gewinn, und wird sie auch stets zu rechter Zeit an den Mann bringen. Der menschliche Leib ist ein höchst kostbares Magazin, in welchem sich die schuldenfreien, unersetzlichen, einzigen Lebensgüter vorfinden, von denen keines nachlässiger Weise verkommen und verkümmern, keines aus Unkenntniß verschleudert, verworfen werden soll.

Was können dem Menschen seine tausendfachen Fähigkeiten und Kräfte nützen, wenn er ihr Vorhandensein nicht kennt? — Was helfen Schätze, wenn man nicht weiß, wo sie liegen? —

Die Unkenntniß der hohen Bedeutsamkeit des körperlichen Lebens führt aber vorzüglich zur Nichtachtung, zur Verachtung oder Vernachlässigung, wie auch zu jener fromm-wahnsinnigen Zerstörung des leiblichen Lebens, durch welche die Menschen Gott einen Liebesdienst zu erweisen glauben.

Mit keinem Stücke seines Eigenthums pflegt der Mensch leichtfertiger umzugehen, als mit seiner körperlichen Kraft. Für einen Trunk kalten Wassers, für irgend einen feinen Leckerbissen

gibt er, wie in der alten Sage Esau für ein Linsengericht, sein ganzes Erbtheil und Vermögen hin. Irgend einem feilen Geschöpfe schüttet er seine kostbarsten Säfte in den schmutzigen Schooß, nimmt zum Austausche verderbliches Gift entgegen, und bezahlt noch dafür, daß er es thun darf. Er kennt nicht die Bedeutung und den Werth der vergeudeten Säfte, dieser „Tropfen seines Gehirns.“ — Dem armen Jungen entführt ein Windstoß die leichte Kopfbedeckung und wirft sie in den gähnenden Wasserschlund; der Thor setzt sein höchstes Gut, seines Leibes Wohlsein daran, die elende Mütze wieder zu gewinnen. Was gilt ihm das Leben? Was aber die Mütze? — Das leichtfertige Mädchen erkauft sich um den Preis gesunder Lungen eine frohe Stunde des wirbelnden Tanzes. Was sind ihm Lungen! Was aber ist der Tanz! — Und doch hat der Körper in allen seinen Theilen, in all seiner Thätigkeit und Kraft eine so unendliche Bedeutung für das Leben, daß der Werth seiner Gesundheit mit gar nichts verglichen werden kann.

Und was der Mensch sonst bedeuten und sein möge, wie hoch er sich dünke und wie viel er durch seine Kraft vollbringe: er ist nichts und bedeutet nichts, bildet sich nichts ein und vollbringt nichts ohne seinen Körper. Dieser ist das Band, das ihn mit der Natur vereinigt, und was der Geist auf dem Felde seiner Thätigkeit d. i. in der Natur empfindet oder handelt, das geschieht nur mittelbar durch den Körper. Dessen Glieder-, Muskel- und Nervenkräfte, dessen Säfte und Bestandtheile, einzeln und zusammengenommen, sind dem Menschengeiste unentbehrlich; nur sie vermitteln sein Dasein in der sichtbaren Welt, nur sie allein.

Hat der Mensch eine erhabenere Bestimmung, als die Erde auf eine Spanne Zeit zu verschönern, hat er die Kraft, sich und Andere glücklich zu machen, oder ist ihm die Macht gegeben, der Gesammtheit der Mitwesen zu gebieten, ist er im Stande die reine Harmonie der Natur zu stören, und was man sonst noch alles von ihm sagen mag: immer und in Allem ist sein Leib der erste und einzige Vermittler.

Es ist wahr, daß alle körperlichen Vorzüge nicht allein hinreichen, um dem Menschen eine ganz besondere, höhere Stellung im Naturreiche anzuweisen; durch sie würde er allenfalls einen Vorrang vor den Thieren haben. Eine der Hauptursachen seiner Würde ist sein Selbstbewußtsein. „Dieses zieht eine

tiefe Kluft zwischen Mensch und Thier.“ Aber eben dieses der Menschheit eigenthümliche Bewußtsein ihrer selbst wäre so wenig als andere edlere Kräfte ohne vorgängige Ausbildung der Leiber zu Stande gekommen. —

Machen endlich Gewissen und freier Wille den Menschen zu einem sittlichen Wesen, folgt er nicht unzurechnungsfähig und mit Nothwendigkeit den Gesetzen des Naturlebens, so kann er ihnen doch gar nicht folgen, außer durch seine Körperlichkeit, ohne welche Gewissen und freier Wille ganz unmöglich wären.

Und wenn es wahr wäre, daß des Menschen Leben eine Prüfung, daß Beten und Singen allein seine Seligkeit, Kasteien und Fasten sein Gottesdienst sei: so wäre dem Gläubigen Alles, Prüfung, Seligkeit, Gottesdienst eine Unmöglichkeit ohne den so oft verwünschten und geschmähten Leib. —

Der menschliche Körper besteht aus unendlich vielen und selbstständig unterschiedenen Theilen; in den Theilen sind wieder Theile; der dem Auge scheinende kleinste Theil ist immer noch reich an Theilen. So z. B. das Blutkörnchen, die Faser, das Haar. — Sie alle sind aber zum Leben nöthig; sie alle sind in ihrer Art vollkommen und gehören zur Vollkommenheit des Menschen. Die Stoffe, welche den menschlichen Körper zusammensetzen, enthalten dieselben (chemischen) Elemente, wie alle Naturkörper und sind nach denselben Gesetzen mit einander verbunden, welche in der bereits erkannten Welt herrschen.

Es giebt in der ganzen Natur keinen Körper, dem der Menschenleib an weltlicher Würde nachstände. Wer daher für das Wesen der Natur Hochachtung fühlt, muß sie auch für seinen Körper fühlen, der ein bedeutendes Stück derselben ist.

Die Bewunderung seiner wundervollen Einrichtung und Beschaffenheit ist die erste Quelle aller Hochachtung, die zweite ist die Erkenntniß seiner unbedingten Nothwendigkeit zum Leben. Zu beiden führen schon die einfachsten naturwissenschaftlichen Erfahrungen, selbst die nur oberflächlichsten Kenntnisse.

Ein höchst wichtiger und zugleich bewunderungswürdiger Bestandtheil des Menschenleibes ist das Blut. Es beträgt etwa den fünften Theil des Menschengewichtes und liefert den übrigen Theilen und Theilchen jenen Stoff, welchen sie nöthig haben,

um sich aufzubauen und zu erhalten. Es ist die flüssige Quelle alles Körperlebens; wenn sie versiegt, endet diese alsobald. „Blut ist ein ganz besonderer Saft" — (sagt Mephisto bedeutungsvoll zu Faust.) Es fließt beständig im Kreise durch die Körperadern in einer bestimmten, naturgesetzlichen Ordnung, und mit wunderbarer Schnelligkeit. Heftige Leidenschaften bringen es oft in eine naturwidrige, größere Bewegung; dadurch wird es verdorben. Verdorbenes Blut, verdorbenes Leben, verdorbener Mensch! „Heiteren Sinn hat ein dickes, schwarz-galligtes Blut nie zur Folge." Glück und Zufriedenheit schwimmen also zum Theil im Blute, zum Theil machen sie es lebhafter fließen. Dagegen hemmen Trägheit und Unthätigkeit gewissermaßen die Schnelligkeit seines Umlaufes, und erzeugen Krankheiten, die alles Wohlsein, nenne man es leibliches oder geistiges, aufreiben.

Das Blut hat eine Wärme von 30° (nach R.) und ist daher so dünnflüssig, daß es in die feinsten Kanäle (Adern) eindringen kann. Unter seinen Bestandtheilen sind die sogenannten „Blutkörner" am bemerkenswerthesten. Es sind schwachgefärbte, scheibenartige Bläschen, deren etwa 25 Millionen auf einem Quadratzoll Platz haben. Sie bilden und verändern sich beständig, lösen sich auf, verschwinden. Jedes derselben hat seine Geburt, Kindheit, Jugend, seine Kraftzeit, sein Alter und Absterben. Von der Gesundheit jedes Einzelnen dieser winzigen Theilchen hängt das ganze Leben des Menschen ab. — Die Mischung des Blutes ist (nach Moleschott) folgende: 1000 Theile Menschenblut enthalten 789 Wasser, 131 Blutkörperchen, 71 Eiweiß, 5 Salz und Chlor, 2 Faserstoff, 2 Fett. — In den Blutkörnern sitzt das „Blutroth", eine feine Masse, die chemisch ausgeschieden, getrocknet und verbrannt, eine röthliche, eisenhaltige Asche zurückläßt. — Jedes Blutkörnchen ist zwar schon an sich ein Wunder der Schöpfung, aber noch mehr ist seine Nothwendigkeit zum Leben zu bewundern. — Im Blute und seiner Wirksamkeit offenbart sich auch am auffallendsten der innige Zusammenhang des Seelischen und Körperlichen, offenbart sich die Einheit des Menschen. „Wem sind die Folgen der Veränderungen in der Menge, Schwere, Ausdehnung und Bewegung des Blutes mit den Gefühlszuständen der Seele unbekannt. Das Blut ist das im Körper kreisende Meer, dessen Wellen in die kleinsten Räume dringen und an alle festen Gebilde anschlagen." —

Es macht daher große Ansprüche auf Werthschätzung und Hochachtung des Lebens, dem es dient. —

Blut wird aus der genossenen Nahrung und der eingeathmeten Luft bereitet.

Aus dem Magen geht der Speisesaft in die Milchadern und wird unvollkommenes Blut, dann gelangt er in die Blutadern und durch diese zum Herzen, von da in die Lungen. Durch den Zutritt gesunder Luft wird er hier in vollkommenes Blut umgewandelt und macht dann als solches seine Wanderung durch den ganzen Leib. Ueberall gibt er von seinen Bestandtheilen an die übrigen Lebenswerkzeuge etwas ab, und kehrt zum Herzen, von da in die Lungen zurück, um selbst wieder erneut und gemehrt zu werden.

„Wenn die Nahrung zu Blut, das Blut zu Fleisch und Nerven, zu Knochen und Hirn wird, muß da nicht die Glut des Herzens ebenso wie die Kraft des Muskels, die Festigkeit des Knochens ebenso wie die Regsamkeit des Gehirns von der Art des Nahrungsstoffes abhängen?" —

Daher ist es für das Leben nicht nur von der allergrößten Wichtigkeit, sondern zugleich Zeichen einer schuldigen Hochachtung für den Körper, wenn der Mensch die Nahrungsmittel, welche er zu sich nimmt, und die Luft, welche er einathmet, gut und geeignet wählt. Die Sorgfalt für eine passende Auswahl jener Nothwendigkeiten ist also durchaus nichts Tadelnswerthes, vielmehr eine nothwendige Folge der Erkenntniß, wie bedeutungsvoll das körperliche Wohlsein für das ganze Leben sei. — Die Nahrungsmittel, welche der Mensch gewöhnlich aus dem Thier- und Pflanzenreiche zu nehmen pflegt, enthalten zwar reichlich solche Elemente, die er für seinen Körper braucht, als z. B. Faser- und Käsestoff, Eiweiß, Kalk, Zucker, Fett, Gummi, Stärke u. s. w.; aber der Mensch pflegt sich darum selten zu kümmern, ob die ihm gerade nothwendigen Bestandtheile in seiner Nahrung enthalten sind; es genügt ihm, wenn eine Speise überhaupt nur den Hunger stillt und den Gaumen kitzelt. —

Durch Verdünstung der Säfte wird der Leib in 24 Stunden um drei Pfund leichter; der Verlust muß durch Nahrung ersetzt werden. Die Nahrungsmittel können nicht anders, als aus mannigfaltigen Stoffen zusammengesetzt sein. Hierbei zeigt es sich am deutlichsten, wie abhängig das ganze Menschenleben von den Elementen sei. „Wie sich die allereinfachsten Nahrungsstoffe

in der Natur nicht vereinzelt vorfinden, so reicht auch keines derselben allein hin, um den Körper zu ernähren." —

„Ohne phosphorsauern Kalk können z. B. keine Knochen gebildet werden, wenn wir auch noch so viel Fett und Eiweiß genießen. Kein Muskelgewebe kann entstehen ohne Eiweiß, wenn man auch den Magen mit Zucker und Salz überladen wollte. Ohne Fett endlich kein Gehirn. Aber Knochen, Hirn und Muskeln, alle drei, sind gleich wesentliche Werkzeuge des menschlichen Körpers." (Moleschott.) —

Nicht nur aus dem Thier- und Pflanzenreiche, sondern auch aus den Mineralien muß der Mensch seine Nahrung holen. Daher kann man gewissermaßen sagen: „auch Erde müsse der Mensch essen," und Göthe's Ausspruch (im Faust) habe Sinn: „Staub soll er fressen und mit Lust, wie meine Muhme, die berühmte Schlange."

Ohne Kalk und Salze z. B. könnte der Menschenleib nicht bestehen. Der wichtigeren Nahrungselemente, welche dem Mineralreiche angehören, sind nicht weniger als sieben, darunter die bekannteren: Chlor und Eisen. Aber die Natur hat dafür gesorgt, daß er die Mineralien nicht erst einzeln aufzusuchen braucht, sondern sie in der Pflanze, weise vertheilt, vorfindet. — Wer könnte nun irgend Einen der Nahrungsstoffe mißachten, da sich der Mensch aus denselben aufbaut! — Wer könnte dagegen den Leib verachten, weil ihn die Materie bildet! —

Gesunde Luft muß jene Bestandtheile haben, welche zur Bereitung und Reinigung des Blutes in den Lungen dienlich sind; dahin gehört vorzüglich der sogenannte Sauerstoff.

Daher ist es eben so sehr Sünde gegen das eigene Leben und gegen das Naturgesetz, schlechte, verdorbene Luft einzuathmen, wie es Sünde ist, Gift zu nehmen und die innern Lebenswerkzeuge gewaltsam zu zerstören. Wissen das Jene, welche z. B. ihre wenigen Erholungsstunden lieber in von Tabackrauch erfüllten, luftverpesteten Trinkhöhlen zubringen, als in den segensreichen Gefilden der Natur? Oder haben sie soviel Liebe und Achtung für ihr Blut, um ihm jenes eingebildete Vergnügen zum Opfer zu bringen? —

Ein anderer höchst wichtiger und nothwendiger Bestandtheil des Menschen ist das Gehirn, der Sitz jener Gesammtheit von Kräften und Fähigkeiten, welche man mit den Namen „Seele," „Geist" bezeichnet. Es ist gleichsam das „Allerheiligste" im Menschenleibe, diesem Tempel des Gottesgeistes, das wie ein geheimnißvolles Tabernakel von der Natur durch die stärksten Knochenwände in Obhut und Schutz genommen ist.

Kein Theil des Körpers stellt sich dem Forscherauge als eine so feine und zarte Masse, als ein so bewundernswerther Bau dar, keiner erscheint so undurchdringlich geheimnißvoll für alle menschlichen Untersuchungen.

Daß es für das Leben von der allerhöchsten Bedeutung sei, weiß Jeder, aber weder die innern Eigenthümlichkeiten seines Stoffes, noch die Wirksamkeit seiner einzelnen Theile sind vollkommen zur Erkenntniß der Gelehrten vom Fach gekommen. Ob seine Masse in fortwährender Ruhe sei, ob sie irgend eine Bewegung habe, ob der einzelne Gedanke einen Eindruck irgend welcher Art in das weiche, zarte Gebilde mache, davon weiß Niemand zu sagen. Das Gehirn ist nicht nur selbst etwas höchst Geheimnißvolles, sondern dient auch dazu, das Geheimniß des gesammten geistigen Waltens zu umhüllen.

Vor dem prüfenden Blicke ist es eine theils röthlich graue, theils weißlich leuchtende, weiche, zusammenhängende Masse gleichmäßiger Bestandtheile.

Man glaubte sonst, seine Größe entscheide allein über den höhern Grad geistiger Thätigkeit, und man irrte. Das Gehirn des Elephanten ist hinsichtlich seiner Menge und Beschaffenheit dem des gesunden Menschen beinahe ganz gleich, aber es läßt sich doch niemals zur menschlichen Wissenschaft, Moral und Religion ausbilden. Das Thier hat Vorstellungen, Gedanken, Begriffe und Urtheile, hat Gedächtniß und Erfahrung, aber zu übersinnlichen oder zu erdichteten Gedanken vermag es nie zu gelangen.

Das Gewicht des Gehirns beträgt indessen bei geistig ausgebildeten Menschen mehr, als bei Ungebildeten, wo es gewöhnlich zwei bis drei Pfund ausmacht. Dagegen ist es in der Jugend schwerer und größer als im Alter.

Wie wenig wir aber auch von dem innern Wesen dieses wahrhaft wunderbaren Mencheintheiles wissen mögen, so bleibt uns darüber doch kein Zweifel übrig, ob es sein Wachsthum und

seine Erhaltung von Außen beziehe oder nicht; ob das Blut ihm Nahrung zuführe; ob Luft und Speisen, deren Beschaffenheit und Menge über die Güte und Dauer desselben entscheiden oder nicht. *)

Bewunderungswürdig ist die Einrichtung, durch welche das Gehirn mit der Außenwelt in Verbindung steht. Seine Unterhändler, Boten und Diener sind die Nerven, weißliche, markige, höchst zarte Fäden, die in Bündeln gleichlaufend neben einander liegen, so daß mehrere solche Bündel einen Nerv ausmachen. Sie sind im ganzen Körper verbreitet und stehen mit einander in der mannigfaltigsten Verbindung. Alle endigen nach Innen im Gehirn, nach Außen verlieren sie sich ganz unmerklich im Fleische, Fett oder in der Haut. Ihre Thätigkeit ist — so zu sagen — vor- und rückwärts, von den äußern Enden zum Gehirn, von diesem nach Außen. Sie sind wie Fühlhörner, wie Fühlfäden der Seele, oder — noch bildlicher und genauer gesprochen — wie elektrische Telegraphendrähte, welche auf das Schnellste und Genaueste dem Gehirn berichten, was außen vorgeht, und dessen Befehle an die verschiedensten Körpertheile überbringen.

Wenn die Schnelligkeit der elektrischen Thätigkeit an den Posttelegraphen, die entfernte Völker und Länder mit einander verbinden, ein Gegenstand des Erstaunens und der Bewunderung ist, so muß es die noch mehr sein, welche sich beständig in dem Postdienste unseres Nervensystems kund giebt. Jede noch so leise Veränderung der Luft, des Lichtes erfährt die Seele noch schneller, als augenblicklich, und das: „Gedacht, gethan" ist eine Angelegenheit, die schneller vor sich geht, als man sie nennen kann.

---

*) Hierüber geben die chemischen Untersuchungen der Aerzte mannigfache Aufschlüsse. So z. B. sagt in jüngster Zeit u. A. Moleschott („über die Nahrungsmittel") Folgendes:

„Das Gehirn kann ohne phosphorhaltiges Fett nicht bestehen. Phosphor entwickelt sich nur aus des Blutes Eiweiß- und Faserstoff: aus andern Grundstoffen kann kein Phosphor werden. Daher sind gewisse Speisen wie Fleisch, Brod, Erbsen erforderlich, um das Gehirn zu ernähren. Fische und Eier enthalten fertiggebildetes, phosphorhaltiges Fett, erleichtern daher die Zufuhr dieses eigenthümlichen Bestandtheiles. An dieses phosphorhaltige Fett ist die Entstehung, folglich auch die Thätigkeit des Gehirns geknüpft. Ohne Phosphor kein Gedanke. —

Einen der auffallenderen Beweise liefert das Klavierspiel. Wie viel geht da vor und in wie kürzerer Zeit, als im Augenblicke. Auf der Netzhaut des Auges spiegeln sich die Bilder der zu spielenden Noten, die Augennerven bringen die Nachricht dem Gehirn, es entstehen die Vorstellungen, der Befehl ergeht von da an die fernen Fingerspitzen, an die Hand- und Armgelenke, die Finger vollziehen den Befehl. Welch eine langweilige Beschreibung gehört dazu, anzudeuten, was der Dienst der Nerven im Auftrage der Seele so einzig schnell vollbringt! —

Welchen Grad von Aufmerksamkeit und Werthschätzung muß der Mensch, ob er wolle oder nicht, dem Gehirne und dessen Dienern noch außerdem in Betreff ihrer höchsten Nothwendigkeit zuwenden! —

Wenn es nicht zu läugnen ist, daß sich Alles in diesem Erdenleben auf den Menschen bezieht, daß Alles durch ihn belebt, verschönert, verbunden, Mittel zur Glückseligkeit und zur Verherrlichung des Schöpfers wird: so muß man sagen, daß der eigentlichste Drehpunkt im Menschengehirne und in den Nerven liegt. Darum müssen jene Menschen, welche hochmüthig-dumm die Materie der Verachtung werth halten, ihres Gehirns, ihrer Nerven vergessen haben, durch die ihrem Geiste nicht nur die gesammte Kraft, sondern auch selbst die Fähigkeit, sich zu verachten, einzig möglich ist. —

Aber Blut, Gehirn und Nerven sind es doch noch nicht allein, welche als Theile des menschlichen Körpers unsere ganze Bewunderung in Anspruch nehmen und ihre hochachtbare Nothwendigkeit für alles Leben kund geben; sondern es reihen sich ihnen die anderen Bestandtheile in gleicher Weise an. Ist z. B. die Haut, die so weich und elastisch, straff, fest und doch beinahe durchsichtig, das rohe Fleisch bekleidet, in schönen Formen den meisterhaften Knochenbau umspannt, und der ganzen Erscheinung eine so liebliche Schönheit gewährt, nicht zugleich ein Wunder von zartem Gewebe? Welche Zweckmäßigkeit ihrer Einrichtung, ihres Schutzes, ihrer Thätigkeit! Trotz ihrer Zartheit bildet sie vier verschiedene Schichten des staunenswerthen Geflechtes; trotz ihrer Dichtigkeit, ist sie wie ein Sieb, durch welches die verschiedenen Körpersäfte aus- und einwandern.

Oder darf etwa eines der Sinneswerkzeuge, z. B. Auge, Ohr, verächtlich zurückgesetzt werden? Ist nicht der Bau des Auges für sich wieder ein erstaunliches Wunderwerk, voll Ein-

fachheit und Zweckmäßigkeit? Kann irgend etwas Anderes für die Schönheit des Lebens wichtiger sein?

„Der Himmel selbst ist abgemalet
In seinem wundervollen Ring,
Und doch ist, was er von sich strahlet
Weit schöner, als was er empfing!"

Und welch eine weise Berechnung liegt in den Labyrinthgängen des Ohrs, durch welche jeder, auch der leiseste Schall von Außen an die Gehörnerven heranzittert, die ihn dann weiter der Seele anmelden! Das die Menschenkinder zu Vernunftwesen veredelnde „Wort" nimmt durch diese Wundergänge seinen Weg. Schon der erste Liebesruf der zärtlichen Mutter berührt den Seelenkeim des Säuglings vermittelst dieses Sinnes. Den letzten Abschiedsgruß überbringt derselbe dem von der lieben Mitwelt Scheidenden.

Was müssen doch jene Menschen für Gedanken und Erfahrungen haben, welche die menschliche Sinnlichkeit als etwas Unwürdiges, der höhern Geistesthätigkeit Schädliches oder Entgegengesetztes hinstellen? Was mögen sie vom Leben verstehen, wenn ihnen nur jener Genuß rein und edel erscheint, welcher nicht durch Sinneswerkzeuge vermittelt wird? —

Gleichnisse passen nicht immer genau, aber sie dienen nothwendigerweise zum Unterrichte. — Der menschliche Körper in seiner Gesammtheit ist einer Maschine zu vergleichen, welche nach den strengen Gesetzen der Mechanik in Bewegung gesetzt ist, wenn er lebt, die stille steht, wenn er todt ist. Aber was ist das für eine Maschine! Wenn wir in das gewerbliche Leben der Menschen blicken, so begegnen unserm Auge die mannigfaltigsten Maschinerien, Druck- und Pumpwerke, Dampfmühlen und Webestühle, Hebel-, Feder- und Rädergetriebe, Wasser-, Feuer- und Luftwerkstätten. Alles in Allem ist der Menschenleib, eine Maschine voll Maschinen. —

Und was in jedem einfachen Menschenwerke der Fall ist, muß um so mehr im menschlichen Körper statt haben: jeder Theil und jedes Theilchen ist zum großen Ganzen nöthig, muß auf seinem Platze und in seiner Thätigkeit bleiben. Nichts darf

vernachlässigt, verachtet werden, verrosten, verkümmern, zerbrechen, zerreißen, nichts vernichtet werden, wenn Gesundheit, Leben, vorhanden sein und fortdauern soll. Wird einer der nothwendigen Bestandtheile aus seiner Thätigkeit gerissen, oder über das durch die Naturgesetze bestimmte Maaß angestrengt, so erfolgt früher oder später, augenblicklich oder langsam Krankheit, der beginnende Tod, der sich vorbereitende Stillstand der Maschine.

Wer im Besitze einer kostbar erkauften und theuer zu bewegenden Maschine irgend welcher Art wäre, deren Thätigkeit er seinen Lebensunterhalt, Vortheil oder Reichthum verdankte, aus deren Wirksamkeit dem allgemeinen Besten, der Wissenschaft, der Kunst Nutzen und Hilfe hervorginge, in deren Gebrauch er seine einzige, größte Lebensfreude setzte, der würde gewiß ihr gegenüber auch ein Gefühl der Rücksicht, Sorgfalt und Hochachtung an den Tag legen. Der menschliche Leib wirkt in seiner Lebendigkeit weit mehr, als eine Maschine, die je der Menschheit Nutzen und Freude war, ist und sein wird. Ob ihm aber auch immer die entsprechende Rücksicht und Pflege zu Theil wird? —

Das Eigenthümliche des Menschenleibes, was keine Maschine mit ihm gemein hat, ist, daß sein Mechanismus allmälig aus sich selbst entsteht, sich durch sich selbst ernährt, erhält und ersetzt, sich in sich selbst regiert, ordnet und reinigt. Der Maschinist wenigstens ist nicht zu ergründen. Die Sorgfalt des Menschenerziehers hilft zwar mit zur größern Entwicklung der Thätigkeit, aber die naturgemäße Selbstbildung der Maschine leitet auch allein zur Vollkommenheit. Die Federkraft spannt sich hier durch öfteren Gebrauch nicht ab, sondern auf; die Maschinentheile reiben sich nicht auf, sondern wachsen; die treibenden Säfte verzehren sich nicht, sondern ernähren sich. Unbeschreiblich wunderbar ist solch ein Werk, das sich selbst erbaut und erhält, unbegreiflich und doch offenkundig, beseelt durch den Hauch eines ewigen Lebensgeistes. —

Der Menschenleib ist ferner auch wundervoll als Wohnung des Geistes, die an Schönheit, Einfachheit und Zweckmäßigkeit Alles übertrifft, was in dieser Art nur immer der Bewunderung und Hochachtung werth sein kann. Freilich muß man die Schönheit des „herrlichen Lebensgebäudes" — wie Göthe den Leib nannte — nicht an verkrüppelten, durch Unnatur und Nachlässigkeit, durch Leichtsinn und Dummheit verwahrlosten Menschengeschöpfen erkennen wollen. Die naturgemäßen und harmonisch

entwickelten Formen eines Menschen, wie wir uns denselben aus der Hand Gottes hervorgegangen denken, müssen es sein, durch die wir bestimmt werden, der Allmacht, Weisheit und Güte des geheimnißvollen Schöpfers den gebührenden Tribut an ehrerbietiger Hochachtung und dankbarer Bewunderung zu zollen. Solch ein Tribut ist z. B. die stille Freude, welche Eltern an der schönen Entwicklung ihrer Kinder haben, dieser „feinen, zarten „Gottesbilderchen," welche sich dem Auge darstellen, beständig mahnend, den gütevollen Schöpfer ja durch sorgsame Pflege und Behandlung seiner Gebilde würdig zu ehren. Ebenso ist es ein dankbares Gefühl gegen den Weltengeist, wenn Kinder das Auge an den ehrwürdigen Gestalten ihrer Eltern freudig laben, wenn sie die Körper der alternden Väter, der welkenden Mütter als geweihte Tempel der Natur, selbst im Zusammensinken, erhabenschön finden und heilig achten. Der Friede ist auf ihrem ganzen Wesen ausgeprägt; wenn sie sich nur von dem Uebel der Schuld befreit wissen, stört ihn das Alter nicht. In ihrer Majestät und Verklärung erscheinen sie wie Herren der Erde, von der sie Abschied nehmen. —

„Es giebt keine lieblichere Creatur -- meint M. Luther — denn ein Mensch." Das heißt aber wohl nur, wenn der Mensch wahrhaft Mensch ist, wenn eben sein Menschenthum keine Halbheit, keine — Lüge ist; wenn er sein Wesen erkennt und hochachtet.

„Alles ist Glied und Alles gelenk und Alles gefällig,
Alles nach Maßen gebaut, Alles nach Willkür bewegt.
Menschen hab' ich gekannt und Thiere, so Vögel als Fische,
Manches besondre Gewürm, Wunder der großen Natur;
Und doch staun' ich Dich an, liebliches Wunder.
Die du Alles zugleich bist, und ein Engel dazu."
(Göthe.)

„Schöneres find' ich nicht, wie lang' ich wähle,
Als in der schönen Form die schöne Seele."
(Schiller.)

Und endlich, welch eine Werkstätte des Menschengeistes könnte zweckmäßiger und dabei einfacher sein, als es der körperliche Mechanismus ist?! Der wohlberechnete Knochenbau z. B. so fest und beweglich zugleich; das kräftige Muskelwerk,

dessen leiseste Zusammenziehung die verschiedensten Hebel in Bewegung setzt! das kleine Herz mit seinen zahlreichen Adern, ein unnachahmliches Meisterstück von Druck- und Pumpwerk, das die ernährende Flüssigkeit — bei einem Erwachsenen ungefähr 24 Pfund — durch alle, auch die feinsten Theile 24 Mal in einer Stunde treibt; die ganze, verwickelte und dennoch höchst geregelte Anordnung von wechselseitigen Dienstleistungen: Alles ist wundervoll einfach und zweckmäßig.

Das Alles läßt sich begreifen, wie man (mit Novalis) wagen darf, zu behaupten: „Es gibt nur Einen Tempel in der Welt und das ist der menschliche Körper. Nichts ist heiliger als diese hohe Gestalt.“

III.

„Es gehören immer sieben Lügen zu Einer, damit sie der Wahrheit gleich scheine!“ (Luther.)

Ist es wahr, daß die Natur des Menschen ursprünglich verderbt sei? daß sich seine Anlagen immer mehr zum Bösen als zum Guten neigen? — Zur rechten Würdigung dieser Fragen ist es von entschiedener Wichtigkeit, zu wissen, daß der Mensch nicht durch die natürlichen Anlagen an sich, sondern erst durch deren Entwicklung in Kräfte das wird, was er ist, gut, vernünftig, oder schlecht, unvernünftig. Die Anlagen enthalten nichts anderes als die leere Möglichkeit, durch irgend welche äußere Einwirkungen in Wirklichkeit verwandelt zu werden. Der werdende Mensch ist an sich noch nicht gut und noch nicht böse zu nennen, wohl aber hat er die mannigfaltigsten Fähigkeiten zu dem Einen wie zu dem Andern.

Seine Bestimmung kann gleichwohl nichts anderes, als das Gute sein. Oder sollte das Gegentheil denkbar sein? — Man müßte das Erstere wenigstens voraussetzen und annehmen, daß seine Anlagen sich ursprünglich auf das Gute beziehen, und daß die menschliche Natur von Grund aus unverdorben sei.

Aber eine vernünftige Prüfung der Sachlage, noch mehr die Erfahrungen Jener, welche sich mit Erforschung der mensch-

lichen Natur beschäftigen, machen es unbezweifelbar, daß „die Anlagen zum Bösen nichts Anderes, als ursprüngliche Anlagen zum Guten seien, die aber durch Vernachlässigung, böse Beispiele, schlechten Unterricht oder Mangel an gehöriger Einschränkung eine schlimme und nachtheilige Richtung erhalten haben.“ *)

Demnach ist es z. B. unrichtig, als Regel (mit Psalm 58, 4) zu behaupten, „die Gottlosen seien verkehrt und die Lügner irrten vom Mutterleibe an.“ — Wohl wirken, noch ehe der Mensch geboren wird, mancherlei äußere Umstände auf die zukünftige Entwicklung einiger seiner Anlagen ein. Das Klima, in welchem seine Eltern leben, deren Beschäftigung, Sitten, Leidenschaften, Temperamente, Glücksumstände, Lebensweise u. s. w. vermögen schon bei Zeiten den noch im Keime liegenden Anlagen des Kindes eine gewisse Richtung zu geben. Es kann sogar geschehen, daß irgend welche Menschenkinder mit Gebrechen gewisser Art geboren werden; aber diese sind dann nicht die ursprünglich natürlichen zu nennen, weil sie doch erst in der Zeit und durch Umstände geworden sind. Am allerwenigsten aber darf man sagen, daß solche Gebrechen entstehen mußten, da sie ja durch entgegengesetzte Einflüsse gehindert werden, und an ihre Stelle gute Kräfte treten konnten. Die einzelnen Fälle aber der Natur des gesammten Menschengeschlechtes zuzuschreiben, wird dann vollends zur Thorheit.

Trotz dem wird — aus Glaubensrücksichten, nicht aus vernünftiger Anschauung — vielseitig die große Lüge behauptet, die Natur des Menschen sei im Grunde verdorben, und das zeige sich am deutlichsten in einer allgemeinen und allmächtigen Neigung zum Bösen. „Ein Jeder wisse — meint man — aus eigner Erfahrung, daß er nicht nur öfter Unrecht begehe, sondern daß er es wissentlich, mit Vorsatz und gerne thue. Die Neigung zum Unrecht sei daher in jedem Menschen vorwiegend und nicht etwa nur Folge des Irrthums, auch nicht immer allein Fehler der Erziehung, nicht Wirkung böser Beispiele: sondern sie sei eine dem Menschen von Geburt an innewohnende, angeborne, mit dem Blute angeerbte Eigenthümlichkeit.“ — „Wie die Neigungen der Thiere, wie etwa Knochenneid der Hunde, Schafhunger der Wölfe, Boshaftigkeit der Affen, Genäschigkeit der Katzen u. s. w. seien auch die ähnlichen der Menschen „na-

*) Junge, philosophische und theologische Aufsätze II. 30.

türlich" und „eigenthümlich" zu nennen. Zwar würden sie durch Kampf und Erziehung theilweise überwunden, verschwänden aber doch nie ganz, auch nicht im Alter." — „In Sünden gezeugt, (nach Psalm 51) in Missethaten von seiner Mutter empfangen, sei keiner gerecht, keiner rein, und nicht Einer wolle das Gute üben, auch nicht Einer." (Psalm 14.) — „Im Körper aber sei der Sitz alles Bösen und namentlich in dessen Trieben; sie seien das schlimme Erbtheil, welches die Menschheit beständig übernehme und abgebe." — „Sinnlichkeit empört sich gegen Vernunft und Vernunft gegen Sinnlichkeit, daß ihr nicht immer das vollstrecken könnet, was ihr gut heißet." (Gal. 5, 17.)

In höchst bequemer Weise wird aber dann die ganze Schuld solch eines traurigen, die Würde der menschlichen Natur erniedrigenden Zustandes in die weite Ferne, den Ureltern zugeschoben, die durch einen höchst einfachen und wohlbegreiflichen „Fall" das gesammte Geschlecht aller Zeiten derartig geschwächt haben sollten. Und das Zeugniß für die Glaubwürdigkeit, für die Richtigkeit einer so trübseligen, ungeheuren Thatsache? — Ist eine der uralten Sagen des dunklen Alterthums, eine ungeschichtliche Erzählung, ein orientalisches Gedicht.

Es wäre allerdings höchst interessant, zu erfahren, welcher Act der allererste Menschenfehler gewesen sei? Wie aber soll eine solche Erfahrung gemacht werden? — Die biblische Erzählung eines ersten menschlichen Sündenfalls bietet für Denker und Geschichtsforscher schon längst kein einziges Merkmal historischer Gewißheit oder Glaubwürdigkeit dar. Sie hat nur den Werth orientalischer Lehrweise und in dieser Hinsicht auch jene Doppeldeutigkeit, die zur Würdigung der menschlichen Natur dienlich sein kann. Anstatt nämlich eine Darstellung des ersten menschlichen Falles zu sein, kann sie sich bei näherer Prüfung als ein in altorientalischer Weise gemaltes Bild der ersten menschlichen Auferstehung aus thierischer Unschuld ergeben.

Ein solches Ergebniß näherer Prüfung, wie sie von Seite eines berühmten Denkers *) vorgezeichnet wurde, ist folgendes vernunftgemäße und lehrreiche:

*) Kant: Abhandlung über den muthmaßlichen Anfang der Menschengeschichte.

„Der Urmensch bedurfte bei der ursprünglichen Wahl seiner Speisen keiner andern Leitung als der Stimme, welcher alle Thiere gehorchen, der Leitung seiner im Naturzustande feineren Sinne, oder seines Instinktes. So lange er diesem folgte, und mied, was er verbot, befand er sich wohl (im Paradiese), denn er lebte den Thieren gleich und aß vom Baume des Lebens. Bald wagte es die Vernunft, die Schranken des Instinktes zu erweitern; eine Frucht schön zu finden (1. Moses 3, 6), die außer der Schlange kein Thier genoß, der Warnung des Instinktes zu widerstreben, dessen Befolgung ein hohes Alter gewährt haben würde, und endlich von der Frucht selbst zu genießen. Dieser kühne Schritt öffnete aber die Augen des Urmenschen (1. Moses 3, 7). So wie die Säfte dieser feineren Frucht durch ihr Feuer das Blut in schnelleren Umlauf brachten, so wurde der Instinkt zum Geschlechte heftiger und die Einbildungskraft gereizt, den Genuß desselben zu verfeinern und zu erhöhen. Die Sättigung einer blos thierischen Begierde war zu entehrend für die emporstrebende Vernunft. Sie lehrte durch ein Feigenblatt den Gegenstand den Sinnen zu entziehen; durch Mäßigung dem Instinkte Dauer und Stärke zu verleihen; die Sinne von vorübergehenden Reizen zur bleibenden Schönheit hinzulenken; und so allmälig dem Herzen Gefühl für Sittsamkeit, Liebe und Tugend einzuflößen. Doch konnten diese Fortschritte in der Bildung der Vernunft nicht von Sorgen und bangen Empfindungen befreien, die von den Grenzen der Menschennatur unzertrennlich sind. Die Gattin des Urmenschen wurde Mutter; fühlte unvermeidliche Schmerzen der Geburt; und sah sich selbst bei der feineren Empfänglichkeit ihres Geschlechtes für Mittheilung und Genuß, der Ueberlegenheit des roheren Mannes unterworfen (1. Moses 3, 16). Der Urmensch litt unter den Sorgen für die Erhaltung seiner schwächeren Gattin und seiner anwachsenden Familie; mit voller Anstrengung seiner Kräfte bauete er das Land, um seinen Unterhalt zu erwerben; und wenn er dann in einzelnen Augenblicken der Ruhe hinaussah in die Zukunft, so erblickte er, durch das Schicksal der Thiere belehrt, den Tod als mächtigen Gebieter, in den Schooß der Erde, seiner Mutter, zurückzukehren. Was konnte ihn besser über diese Aussichten beruhigen, als die Vaterfreuden eines gesegneten Gatten und die Sorgfalt für den Wohlstand seiner Familie (1. Moses 3, 17—21). Bei so vielen Beschwerden ist es sehr natürlich, wenn der Urmensch, der jetzt

aus dem Mutterschooße der Natur entlassen war, und sich zur Klasse der vernünftigen Wesen (Elohim, 1. Moses 3, 22) aufgeschwungen hatte, zuweilen in die frühere Periode seines Zustandes sich zurückwünschte, wo er (der animalischen Kost noch ungewohnt) anderen Thieren gleich einfache Nahrungsmittel und die Frucht des Lebensbaumes genossen hatte, die ihm, zwar nicht Unsterblichkeit, doch aber ein sehr hohes Alter verliehen haben würde. Allein die unwiderstehliche Stimme der Vernunft versagte ihm die Rückkehr in diesen Sitz eingebildeter Wonne, und spornte ihn bei allen Ungemächlichkeiten unermüdet zum Laufe auf dem Pfade des Lebens bis zum Ziele des Grabes." (1. Moses 3, 22). *)

Eine solche Erklärung der uralten Sage vom sogenannten Falle der ersten Menschen ist nicht nur vernunftgemäß, sondern verträgt sich auch mit der geschichtlichen Möglichkeit. Es ist zu vermuthen, daß irgend ein Dichter des grauen Alterthums eine der obigen nahegehende Ansicht in kindlicher Erzählungsweise darzulegen versucht hat, wobei ihn gewiß nicht die Absicht leitete, die Menschenwürde zu verdächtigen, zu schmähen, zu erniedrigen. — „Auch ist nur eine solche Darstellung dem Menschen ersprießlich und dienlich zur Besserung, da sie ihm zeigt, daß er der Vorsehung wegen der Uebel, die ihn drücken, keine Schuld geben müsse; daß er seine eigenen Vergehungen auch nicht einem ursprünglichen Verbrechen seiner Stammeltern zuzuschreiben berechtigt sei, wodurch etwa ein Hang zu ähnlichen Uebertretungen in der Nachkommenschaft erblich geworden wäre — denn willkürliche Handlungen können nichts Anerbendes mit sich führen — sondern daß er das von Jenen Geschehene mit vollem Rechte als von ihm selbst gethan, anerkennen, und sich von allen Uebeln, die aus dem Mißbrauche seiner Vernunft entspringen, die Schuld gänzlich selbst beizumessen habe." **)

Solche Ansichten von dem Urzustande der Menschheit entwürdigen diese nicht und sind der göttlichen Weisheit angemessen. Wir sind dadurch genöthigt, den **Grund** der **Schwäche**, soviel nur immer an dem Menschen zu erkennen sein mag, nicht in der Ferne, sondern in der nächsten Nähe zu suchen.

---

*) Vergl. Dr. Ammon Bibl. Theologie I. Bd. zweite Aufl. Seite 311.
**) Vergl. Hartley: Betrachtungen über den Menschen.

Ist der menschliche Trieb wirklich Grund oder Merkmal von Schwäche und natürlicher Verdorbenheit? — Gewiß ist, daß der natürliche Trieb, insofern er den Menschen zum Wollen oder Thun drängt, denjenigen zur Stütze dient, welche die Menschenwürde verdächtigen und beständig von deren Schwäche und Verdorbenheit träumen. Alles, was menschlicher Trieb genannt werden darf, äußert sich in höchst mannigfaltiger Weise als Folge eines innern Dranges nach Selbsterhaltung.

Davon ist auch jedem anderen Naturwesen viel oder wenig eigenthümlich, immer aber so viel, als zum Dasein nöthig ist. Ohne den Drang nach Selbsterhaltung würde das allgemeine und besondere Leben bald ein Ende haben. Die Vorsehung setzt die Todesstrafe für jedes Wesen darauf, wenn dieser Drang verläugnet oder unterdrückt würde. Seine Befriedigung kann daher nicht Unrecht, er selbst aber, als Mittel des Lebens, nicht verdammungswürdig sein.

Da ist im Menschen z. B. der Trieb nach Nahrung, ein Selbsterhaltungstrieb; er ist angeboren und dauert bis zum Tode. Der Mensch kann seiner nicht entbehren und darf ihn nicht vernichten, ohne das Leben zu verlieren. Sich dem Nahrungstriebe widersetzen wollen, hieße, sich gegen die Ordnung des gesammten Naturhaushaltes empören: darauf ist — wie gesagt — die Todesstrafe gesetzt. Daher kann und darf kein Mensch diesen Trieb für etwas Böses halten, da er doch zum Leben unbedingt nöthig ist. — „Essen und Trinken ist (an sich) weder gut noch böse; es wird erst böse, wenn es sich zum letzten Zwecke (des Lebens) machen, es wird gut, wenn es nur Mittel sein will, damit das Individuum sich für die Erfüllung seiner Pflichten erhalte."

Die Ausartungen des Nahrungstriebes dagegen: Gaumseligkeit, Freßsucht, Trinklust, Genäschigkeit u. dgl. sind weder naturgemäß, noch gut, noch nothwendig. Sie sind dem Menschen auch nicht angeboren und nicht allgemein. Sie kommen auf Rechnung nicht des Nahrungstriebes, sondern jener Gewalt, welche der Mensch hat, den Trieb als Mittel zum Zwecke zu lenken oder zu mißbrauchen. Die Natur billigt jene Ausartungen nicht, und die Vorsehung setzt sogar harte Strafen ebenso auf die Unmäßigkeit in Befriedigung des Triebes, wie auf gänzliche Nichtbefriedigung desselben.

„Willst du mit immer vollem Bauche gehen,
Bleibt dir der Kopf von Weisheit leer —“

und das allein ist schon keine geringe Strafe für ein Wesen, das „Mensch“ zu werden hat. Krankheit, Leiden, Unzufriedenheit, unnatürliche Bedürftigkeit, früher Tod sind die nothwendigen Folgen jener Ausartung: Beweis genug, daß sie dem Willen der Vorsehung entgegen, widernatürlich sei, und daher dem Menschen auch nicht angeboren sein kann.

Der Trieb nach Besitz und Eigenthum ist das naturgebotene Verlangen, Mittel zum Leben und Wohlsein zu erwerben und zu bewahren. Wer diesen Trieb ganz und gar unterdrücken wollte, würde eben sein Leben und Wohlsein untergraben. Auch hierauf hat die Vorsehung die schwere Strafe des Verkommens gesetzt. Dagegen bietet sie entweder einzelne ihrer Gaben dem Menschen zu bestimmten Zeiten dar und nöthigt ihn so, dieselben für das kommende Bedürfniß aufzubewahren, oder sie liefert ihm blos rohe Produkte und zwingt ihn, sich dieselben mit der Zeit zurecht zu machen. Beides setzt voraus, daß er sich zuerst in den Besitz der Naturgeschenke setze, und den Trieb habe, sie zum Gebrauche aufzubewahren. Das ist aber wirklich der Fall; es wäre ein großer Nachtheil für die Entwicklung der Menschheit, wenn sie, dem Thiere gleich, keine Lust hätte, dauerndes Eigenthum zu erwerben.

Aber sind auch die Uebertreibungen im Streben nach Besitz: Habsucht, Geiz, Neid u. s. w. von der Natur gegeben? geboten? — Nein. Sind sie dem Menschen angeboren? Nein. Sind sie in jedem Menschen vorhanden? Nein. Muß es geschehen, daß dieser Trieb zum Bösen ausschlage? Nein. Uebertreibungen dieses Triebes gehören seinem Gebieter, dem Menschenwillen an, und findet dieser dann seine Strafe darin, daß jene nicht nur ihn selbst verzehren, sondern auch das ganze Leben aufreiben. So machen z. B. Neid und Geiz nicht nur den Menschen zum Sklaven und den Reichsten arm, sondern nehmen auch jedem das wahre Leben. — Der Trieb nach Eigenthum ist angeboren und natürlich, seine Ausartung nicht. —

Der Trieb nach Geselligkeit ist ebenfalls ein naturgemäßer. Der Mensch ist zum Alleinsein nicht geschaffen; er bedarf der Hülfe Anderer. Auf beständige Einsiedelei stehen natürliche Strafen, Verwilderung, Hülflosigkeit, Noth u. s. w.

Alles Schöne des Lebens, alle Sittlichkeit, Bildung, Zufriedenheit geht nur aus dem geselligen Leben hervor, vor allem aber Erziehung, die erste Bedingung alles höheren Lebens. Vereinsamung straft die Vorsehung mit dem Uebel der mangelnden Erziehung: Unmenschlichkeit.

Für jeden Einzelnen müssen tausend Hände in Bewegung sein, dazu ist er bedürftig erschaffen, und insofern seiner der Mitmensch wieder bedarf, muß er ihm ebenfalls dienen. — Jenem Triebe nachgebend, strebt nun der Mensch sich mit Einigen enger zu verbinden, dabei aber auch Andern entgegen zu treten. Daraus hervorgehende Ausartungen, z. B. Parteisucht, Haß, Rache u. A. sind Uebel des gesellschaftlichen Verhältnisses, können aber nicht der Natur und ihrer Absicht zugeschrieben werden. Sie sind weder unumgänglich nothwendig noch unvermeidlich. Daher können auch nicht z. B. die schlimmen Folgen böser Beispiele oder schlechter Gesellschaften dem Vorhandensein des geselligen Triebes zugemessen werden, dessen Regelung in der Gewalt des Vernunftmenschen steht. Man darf also nicht sagen, der Mensch sei vom Mutterleibe an Lügner, Betrüger, Missethäter, oder Haß, Rache u. dgl. wurzelten in seinem innern Wesen.

Ebenso haben alle Menschen wohl einen unwiderstehlichen Hang zum freien Gebrauch ihrer Kräfte, sie fühlen einen natürlichen Trieb nach Unabhängigkeit: aber er ist ihnen nur in wohlthätiger Absicht und nicht zum Mißbrauche gegeben. Zu allererst befreit er sie von den Gewaltthaten der Thiere und Elemente, und dann regelt er die gegenseitigen Bestrebungen, Ansprüche und Forderungen. Er macht die Geschichte der Menschheit. Auch auf Beseitigung dieses Triebes sind von der Natur harte Strafen gesetzt. Wehre dich, gebietet die Vorsehung im Haushalte der Natur — wo du es nicht thust, wirst du umkommen. Das erste beste Thier wird dich verzehren; Wasser und Feuer drohen dir mit dem Tode; ja die Menschen selbst vernichten dich in ihrer Selbstliebe. — „Wer nicht verdrängt sein will, muß verdrängen."

„Das ist der Weisheit letzter Schluß:
Nur der verdient sich Freiheit, wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß."
(Göthe.)

Die Uebel jedoch, welche aus übermäßiger Befriedigung dieses Triebes, z. B. aus Gewaltsamkeit, Herrschsucht, Tyrannei u. dgl. entstehen, sind weder nothwendig und natürlich, noch allgemein und unüberwindlich: dagegen steht eine gemäßigte und wohlthätige Befriedigung desselben wohl in der Gewalt eines jeden Menschen. Keineswegs ist also dieser Trieb irgend ein Merkmal angeborener Schwäche oder natürlicher Verdorbenheit.

Auch der Trieb nach Ehre ist ein naturgemäßer und wohlthätiger. Er äußert sich ursprünglich darin, daß es den Menschen drängt, seinem Leben und Wirken bestimmten Werth beizulegen und zu verlangen, daß die Mitmenschen diesen Werth irgendwie anerkennen. Der Trieb selbst ist nicht im mindesten *geeignet*, die Menschenwürde zu erniedrigen oder abzuschwächen, sondern er hat die Bestimmung und Kraft, sie zu erhöhen und zu stärken. „Wir erweitern — sagt Montesquieu — durch das Streben nach Ehre unser Dasein, wenn wir es in das Bewußtsein Anderer übertragen können. Es ist dies ein neues Leben, welches wir erwerben, und welches uns ebenso theuer wird, als das natürliche."

Da die Bestimmung des Menschen zur Vollkommenheit leitet, so ist es nicht möglich, jenes Triebes zu entbehren, ohne diese zu verfehlen. Beides ist gegen die Absicht der Vorsehung; sie straft auch hier den Mangel an Selbstschätzung auf mancherlei Weise, wie z. B. durch Abspannung der Kräfte, durch Vernichtung und Verlust der verborgenen Anlagen, durch Erniedrigung unter das Thier. Sie versagt manche ihrer schönen Gaben dem, welcher vor sich selbst, vor seiner Kraft keine Hochachtung und daher auch keinen Muth hat, Schwierigkeiten zu überwinden. — Aus zügellosem Ehrtriebe gehen nun allerdings mancherlei Fehler und Leidenschaften, aber durchaus nicht nothwendig hervor, als z. B. Eitelkeit, Gefallsucht, Ruhmbegierde, Hoffart u. s. w. Auch sie tragen die entsprechenden Strafen der Unnatur in sich, aber auch zugleich den Beweis, daß sie nicht ursprünglich sind. In jedem Menschen läßt sich die ausreichende Kraft entwickeln, dieselben schon an der Entstehung zu hindern.

Der Mensch hat weit mehr Anlagen und Triebe, in Folge derer dann aber auch mehr Kräfte als jedes andere Naturwesen: soll er darum schlecht sein müssen? oder schwach? oder verdorben?

„Wenn man sagt, der Mensch sei schwach, was will das heißen? Das Wesen, dessen Kraft die Bedürfnisse übersteigt, sei es ein Insekt, ein Wurm, ist stark; jenes, dessen Bedürfnisse größer sind als die Kraft, und wäre es ein Elephant, ein Löwe, wäre es ein Krieger, ein Held, wäre es ein Gott, ist ein schwaches Wesen. Ein widerstrebender Engel, welcher seine Natur verkennt, wäre viel schwächer als der glückliche Sterbliche, welcher im Frieden der Seinigen gemäß lebt. Der Mensch ist sehr stark, wenn er sich begnügt, zu sein, was er ist: er ist sehr schwach, wenn er sich über die Menschlichkeit hinausheben will, (oder unter dieselbe hinabsinkt). — Alle Thiere haben genau die Fähigkeiten, welche zu ihrer Erhaltung nöthig sind. Der Mensch allein hat mehr. Ist es nicht sonderbar, daß dieses „Mehr" Ursache seiner Erbärmlichkeit sein soll. *)

Zur Leitung seiner Triebe besitzt der Mensch höchst bedeutende Anlagen, die sich durch Erziehung und Uebung zu gewaltigen Kräften entwickeln lassen. Zwei davon sind ganz besonders zu bemerken, nämlich: die Fähigkeit — Kraft — für den Gebrauch der Triebe das richtige Maaß zu erkennen und die Fähigkeit — Kraft — den Trieben das richtige Maaß nach Belieben zu gestatten, jedes Uebermaaß mit Erfolg zu verbieten. Diese Anlagen, und wenn sie entwickelt werden, Kräfte, sind das „Mehr", welches der Menschennatur gegeben ist, den Thieren dagegen fehlt. Diese haben dafür einen gewissen Ersatz im Instinkt, einem Etwas, das der menschliche Verstand bei aller Gelehrsamkeit nicht enträthseln kann, das aber offenbar anstatt Bewußtsein und Willen dazu dient, den thierischen Trieben die nothwendige Richtung zu geben und ein bestimmtes Ziel zu setzen, ein strenges: „Bis hierher und nicht weiter!" zu gebieten. Dem Menschen fehlt der thierische Instinkt, und wenn in ihm jene zwei Gebieter der Triebe: Erkenntniß und freie Selbstbestimmung nicht walteten: dann wäre er viel schlimmer daran, als jedes Thier, oder vielmehr dann wäre er allein schlimm daran. Dann wäre er schwach und schlimmer als verderbt.

---

*) J. J. Rousseau: über Erziehung.

Wenn ein Mensch z. B. bei Befriedigung des Nahrungstriebes, beim Essen oder Trinken, zweifelhaft fragt: „Was kann es mir auch schaden, wenn ich zu viel genieße?“ wenn in ihm also die Kraft nicht vorhanden ist, zu erkennen, was Unmäßigkeit, Uebermäßigkeit schade: dann ist das Thier mit seinem Instinkte besser besorgt und bewahrt, dem gemäß es ohne zu wissen, warum? nicht mehr genießt, als ihm gut ist. Oder wenn ein Mensch zwar das richtige Maaß erkannt hat, aber mit den Worten: „Ich weiß, daß es mir schaden wird, kann jedoch nicht widerstehen!“ trotz aller Einsicht einer übermäßigen Befriedigung des Triebes nachhängt: dann ist ebenfalls auch das Thier besser daran, das von selbst zu genießen aufhört, ohne mit sich selbst in irgend einen Kampf zu gerathen. Dann muß man aber nicht sagen, „der Geist sei willig, das Fleisch schwach,“ sondern umgekehrt: das Fleisch ist willig, aber der Geist ist schwach.

Die menschliche Schwäche — moralische Verdorbenheit — ist somit nicht in den Trieben zu suchen oder wahrzunehmen, sondern besteht einzig und allein in einem Mangel jener Kräfte, welche das rechte Maaß für jeden Trieb zu erkennen und zu bestimmen haben. Kein Mensch will das Unrecht, weil er muß und weil es Unrecht ist, sondern weil er es entweder nicht für Unrecht hält oder weil er nicht willensstark genug ist, seine Begierde zu zähmen.

Daher kann die verletzte Menschenwürde dadurch nicht hergestellt werden, daß man etwa die Triebe unterdrückt, die Anlagen erstickt, damit sie nicht Veranlassung zum Bösen seien: sondern sie wird gewahrt und erhalten, wenn diese dem Bewußtsein und der Willenskraft einfach untergeordnet werden. Anstatt gleichnißweise zu sagen: „Wenn dich dein Auge oder deine Hand ärgert, reiße jenes aus, haue diese ab“ u. s. w., muß es heißen: „Wenn dich Auge oder Hand ärgern, so verbiete es ihnen. Augen oder Hände sind deine Diener, dürfen nicht deine Herren sein.“ Das Gleichniß bezieht sich jedoch eben nur auf die Triebe, die dem Menschen als Mittel der Erhaltung zu dienen haben.

In der selbstbewußten Beherrschung und Leitung aller Triebe liegt auch der wahre Begriff sittlicher Freiheit, zu welcher jeder Mensch berufen, deren jeder vollkommen fähig ist. Sie erhebt ihn über alle andern Geschöpfe und ist ein nothwendiges

Merkmal seiner Würde und — Kraft. Sie ist aber als ein höchstes Gut dem Menschen ebensowenig angeboren, wie es Schwäche, Böswilligkeit, Irrthum sind. Sie wird aus der natürlichen Fähigkeit langsam durch Erziehung und Uebung entwickelt. „Im Säuglinge erscheint sie als roher Keim, im Jünglinge treibt sie Blätter und Blüthen, im sittlichen Manne erst bringt sie Früchte.“

Es ist also nicht wahr, daß die Natur des Menschen ursprünglich verderbt und schlecht sei, und daß um ihrer willen der Tod in die Welt gekommen sei. „Die Theologen sind im Allgemeinen sehr geneigt gewesen, anzunehmen, daß die Natur selbst durch die erste Sünde des Menschen schlechter geworden sei; aber diese Meinung läßt sich gar nicht mit unsern bestimmten Einsichten vereinigen. Es ist gewiß, daß die Naturgesetze dieselben waren, daß die Materie dieselben Eigenschaften hatte, daß die lebendigen Wesen Leiden und Tod unterworfen waren, ehe der Mensch entstand.“ *)

Warum aber behaupten Menschen gerade das Gegentheil von dem, was wahr ist? Warum verdächtigen sie ihre eigene Natur und Würde mit allerhand Glaubensmeinungen? Warum erniedrigen sie sich unter das Thier, das ursprünglich und stets weder gut noch böse genannt werden darf? — Auf solche und ähnliche Fragen taugt keine Antwort besser als die:

Sie erniedrigen sich, um dann in hochmüthiger Einbildung desto höher zu steigen; sie legen sich die Ketten der Erbsünde an, um dann zum bequemen Glauben selbst sich erlösen zu können; sie lügen, um dann das, was sie für wahr ausgeben, für wahr auch halten zu können. Und wer ihnen folgt? — Auf den lassen sich Gedanken anwenden, wie sie ein Göthe ausspricht:

„Ein wenig besser würd' er leben,
Wär' ihm nicht ein Schein des Himmelslichts gegeben;
Er nennt's Vernunft und braucht's allein,
Nur thierischer als jedes Thier zu sein.“

*) Oerstedt: der Geist in der Natur II, 46.

Oder wie ein Schiller schreibt:

„Mensch! herrliche, hohe Erscheinung! Schönster von allen Gedanken des Schöpfers! Wie reich gingest du aus seinen Händen hervor! Welche Wohllaute schliefen in deiner Brust, ehe deine Leidenschaft das goldene Spiel zerstörte! — Alles um dich und über dir sucht und findet das schöne Maaß der Vollendung; Du allein stehst unreif und mißgestaltet in dem untadeligen Plan.“

Damit nun aber das Eine, was Viele glauben, als richtige Wahrheit erscheine, „der Mensch sei schlecht, und um gut zu sein, sei er einer ganz besondern, übernatürlichen und unglaublichen Erlösung (Rechtfertigung) bedürftig,“ muß zuvor Folgenderlei wahr sein: die ersten Menscheneltern haben ein Unrecht gethan; sie haben dadurch die Natur der Menschheit in alle folgende Jahrtausende hinaus verdorben; die Menschheit kann sich nun weder rathen noch helfen; ihre natürlichen Triebe sind nichts Gutes sondern nur Böses; ihr ganzes Bewußtsein ist trübe, ihr gesammter Wille schwach; jeder Mensch muß in Sünden empfangen und geboren werden; es mußte die beleidigte Gottheit wieder versöhnt werden; dem beleidigten Sittengesetze konnte nur durch ein neues, unerhörtes Verbrechen (Kreuzigung ihres Sohnes) Genugthuung geschehen u. s. w. Sieben Behauptungen mindestens um Eine wahrscheinlich zu machen! — L. Feuerbach sagt geißelnd, aber richtig: „Weißt du den Grund, warum in den Apfel gebissen hat Adam? — Um der Theologie einen Gefallen zu thun.“

Dasselbe kann auf alle obigen Glaubenssätze, welche die Natur und Würde des Menschen verdächtigen, angewendet werden. Nur der Theologie zu Gefallen ist die Menschennatur von Grund aus verdorben und schlecht.

IV.

Sehet den Sohn der Wildniß — er lernet von selbst.

Es gab einst den Glauben — und es gibt einen solchen theilweise noch — daß unter den mancherlei Völkerschaften der Erde Eine ganz besonders dazu auserwählt gewesen sei, auf wunderbaren Wegen und durch die Leitung höherer Mächte erzogen und gebildet zu werden. Natürlich wären dann — wenn dieser Glaube seine Richtigkeit hätte — die andern, nicht auserwählten Völkerschaften, sich selbst und dem Zufalle überlassen gewesen und hätten, wenn es sich glücklich traf, nur von jener auserkorenen, bevorzugten Nation lernen können. Einen solchen Glauben hatten z. B. die alten Egypter: Gott Osiris sollte ihr Lehrmeister und Erzieher gewesen sein. Ein Gleiches sagte aber einst auch das Volk der Inder von sich und ihrem Gotte Brahma; dann das alte Volk Israel von sich und seinem Jehovah. Welche von diesen „auserwählten" Völkerschaften möchte wohl für ihren schmeichelhaften Glauben den ausreichendsten Grund gehabt haben? — Strenge genommen, Keine, und milde gedeutet, vielleicht Jede. —

Ob sich aber nicht alle Völker der Erde rühmen können, einst irgend eine Erziehung höherer Art genossen zu haben? — Ob man von Einigen derselben, von Vielen, von Allen nicht behaupten kann, daß sie derselben noch immer theilhaftig seien? —

Völker bestehen aus Gliedern, deren Jedes — so viel ist gewiß — ein Kind der Natur, von Naturkräften erzeugt, von Naturgesetzen geleitet wird. „Naturgesetze sind aber Vernunftgesetze," ewige Gedanken einer allwaltenden Urkraft, deren Dasein und Einfluß man in allen Zeiten ahnte, und die man sich — als Persönlichkeit — unter Namen wie Brahma, Jehova, Baal, Osiris, Ormuzd u. s. w. vorstellte.

Zwar ist nicht zu läugnen, daß es schon in jenen uralten Zeiten, bis zu welchen die geschichtlichen Urkunden reichen, Völkerschaften gegeben habe, die durch höhere Grade von Bildung

und Gesittung über Andere erhoben waren, und daß Solche dann einen erzieherischen Einfluß auf die Nachbarn, sei es als Freunde und Verbündete, sei es als Gegner und Feinde, geübt haben. So ist z. B. Indiens frühe Bildung bekannt, nicht minder die Art ihrer Ausbreitung. Das Volk Israel holte sich einen Theil seiner Erziehung aus der babylonischen Gefangenschaft. Griechenland, in vielfacher Hinsicht Europas Lehrmeister, hat selbst seine erste Erziehung durch Einwanderer aus Egypten und Phönizien erhalten.

Aber man denke sich in die frühesten Zustände des Menschengeschlechtes zurück, in die Zeiten, wo nur noch wenige Menschen vereinigt gewesen sein mögen, und wenig von einander lernen konnten: Wem verdankten sie ihre Erziehung? War da der Naturmensch, der Sohn der Wildniß, von jener unerforschlichen Weltenkraft, die ihn zum Leben berufen hat, und deren Walten er nicht, sondern erst sein später Nachkomme ahnte, ganz und gar verlassen? — War er nur dem Zufalle irgend welcher äußeren Einflüsse preis gegeben? sich selbst überlassen? — Oder läßt sich annehmen, daß schon damals irgend eine Anordnung von Erziehung im Reiche der Natur statt hatte? daß irgend eine Methode seiner Menschwerdung vorhanden gewesen ist?

Wenn es damals einen bestimmten außermenschlichen Einfluß auf die Entwicklung des einzelnen Menschen von irgend welcher Seite her gegeben hat, kann er in der Zeit nicht aufgehört haben. Was damals die Erziehung des vereinsamten Menschengeschlechtes bewerkstelligte, das bewerkstelligt sie jetzt gewiß auch noch. So unwandelbar erscheint uns überall und immer die Ordnung des gesammten Naturhaushaltes, daß wir, derselben vertauend, eine solche Behauptung wagen zu dürfen glauben. Und gibt es jetzt — so urtheilen wir weiter — irgend ein verlässiges Anzeichen für die Ueberzeugung, daß die Weltenkraft sich des vereinsamten Menschen in erzieherischer Weise irgendwie annehme: so läßt sich denken, daß das auch immer der Fall gewesen sei.

Das Menschengeschlecht ist zwar über die ganze Erdoberfläche, insoweit sie einen festen Standpunkt darbietet, ausgebreitet, aber die Natur gönnt ihm nicht überall gleiche Bewegung, Entwicklung, gleiches Leben. Es gibt Gegenden, in denen der

Mensch durch Härte der Witterung, durch Hitze, Finsterniß, Kälte, Bodenarmuth u. dgl. zum thierähnlichen Sklaven ausarten muß, und aus purer Noth gar nicht zum Nachdenken, zur ersten Stufe geistiger Entwicklung gelangen kann. Unter den senkrecht herabfallenden Sonnenstrahlen des Südens erlahmt der Trieb zu jeder Art geistiger Regsamkeit auf eine höchst auffallende Weise; im ewigen Schnee und Eise des Nordens dagegen, muß sich alle Aufmerksamkeit des Menschen darauf beschränken, sein kümmerliches Leben beständig nur gegen Frost- und Hungertod zu schützen. Es ist, als ob der Mensch nur gegen den Willen der Natur jene armseligen Gegenden bewohne, denn sie gönnt ihm dort nur ungerne und spärlich das, was zum körperlichen Leben gehört, und versagt ihm fast alles, was sein eigentlichstes Wohlsein ausmacht. — „Die Buschmänner Südafrikas gehören zu der ungeartetesten Raçe des Menschengeschlechtes. Ohne Kleider, Hütten, ohne die Lebensmittel anderer Menschen, sind fast nur Heuschrecken ihre Nahrung, ja ihre Leckerbissen. Kein Baum hat ihnen eine edelere Speise verliehen. Das Sprichwort: Am Vorgebirge („der guten Hoffnung“) seien die Blumen ohne Geruch, die Vögel ohne Gesang, die Flüsse ohne Wasser — bestätigt sich an ihnen mit erschütternder Wahrheit. Kein Wald mit seinen grünen Matten hat ihre Thätigkeit für Viehzucht geweckt. Kein Wunder, wenn ihnen darum auch noch nicht einmal die Ahnung von Ackerbau aufging, obwohl sie doch Eisen zu schmelzen und an einander zu schweißen, Spitzen für ihre Pfeile zu machen, Gifte für diese zu bereiten verstehen. Man müßte sich aber wundern, wenn ein Naturvolk, das noch durch kein gebildeteres veredelt wurde und sich selbst, seiner waldlosen, einförmigen Heimath allein überlassen ist, eine edlere Erscheinung darböte.“*)

Dagegen überschüttet die Natur den Menschen, der unter gemäßigteren Himmelsstrichen zu wohnen das Glück hat, mit Wohlthaten aller Art, und leihet ihm selbst ihre gebieterischen Gesetze zur Dienstleistung nur unter der einen Bedingung dar, daß er dieselben ehre und richtig anwende, weil ihn sonst die harte Strafe der Vernichtung treffen müßte. Er darf demgemäß Einöden in liebliche Gefilde umwandeln, Strömen den alten Lauf nehmen, und einen neuen, beliebigen anweisen, darf Berge durchgraben, Thäler ausfüllen, das Unterste zu oberst kehren und alle

---

*) C. Müller: Die Wälder und der Mensch.

Elemente seinem Wohlsein oder Nutzen, seiner Wissenschaft oder Sicherheit, ja selbst einer bloßen Neugier dienstbar machen. Die Natur läßt ihn also frei schalten und walten in ihrem Reiche, wie es ihm nur immer beliebt, erlaubt ihm aber doch nicht, sich ihrem Einflusse ganz und gar zu entziehen. In Ebenen z. B. nöthigt sie ihn doch mehr zum Ackerbau, im Gebirge mehr zur Viehzucht, in Waldungen mehr zur Jagd, an Gewässern zur Fischerei, zum Handel. Dort in den lachenden Gefilden wird sein Gemüth zur Heiterkeit, hier im naßkalten, nebelumhüllten Gebirge zum Ernst gestimmt; da im Lande der riesigen Ueppigkeit schwellt seine Einbildungskraft zur phantastischen Schwärmerei, zur beschaulichen Andacht; dort im regelmäßigen Mittelclima reift die Denkkraft zur tiefforschenden Vernunft heran. Der Mensch entwickelt sich also, meistens unbewußt, im Einklange mit den ihn umgebenden Naturwesen nach irgend einem geheimnißvoll waltenden Willen. Er ist frei und doch auch nicht, sich selbst überlassen und doch wieder geleitet; er lernt von selbst und doch wieder nur, was ein höherer Wille bestimmt.

Aber auf der niedersten Stufe von Bildung — da scheinen denn doch manche Völker von aller und jeder höheren Leitung verlassen zu sein. Was da der „Wilde" um sich herum geschehen sieht, macht er nach. Und er scheint dann immer nur Schlimmes zu sehen. Er lebt mitten in der Fehde aller Geschöpfe, und hält selbst beständig Fehde mit Allen. Das wilde Thier sieht er z. B. sich vom Blute seiner Beute nähren, er, der Mensch thut desgleichen. „Mit unnatürlicher Begier — so erzählt Humboldt von dem Geschlechte der Otomaken am Orinoko — trinken einzelne Völkerstämme das Blut ihrer Feinde. Sie erinnern uns an den Jaguar. Andere würgen, scheinbar waffenlos und doch zum Morde vorbereitet, ihren arglosen Bruder, ein tödtliches Gift unter dem Daumennagel verbergend, dessen bloßes Eindrücken schon den Tod verursacht. Sie erinnern uns an die Klapperschlange des Urwaldes." — Die Natur selbst ist ihnen ein Vorbild, was können sie dafür? Warum hat die Vorsehung sie verlassen, oder — mindestens so ganz sich selbst, so ganz der Natur überlassen? —

Wie so auserkoren glücklich, wie so bevorzugt sind wir hier in unserer Civilisation, durch unsere Erziehungsanstalten, Kirchen, Schulen, Gesetze, richterliche Ordnungen u. dgl. m. Und wie erst durch die — wie man uns sagt — „dem auserwählten Volke

zu Theil gewordenen übernatürlichen Offenbarungen?" — Wir sind wohl nicht im Mindesten mehr der Natur überlassen, und genießen darum einer ganz andern, höheren Fürsorge, als die armen wilden Völker, von denen man eigentlich gar nicht zu sagen weiß, ob sie auch wirkliche Menschen seien. Nicht wahr? — Nicht wahr! Weder ist ein Sohn der Wildniß, wenn er der Natur, oder scheinbar sich selbst überlassen ist, von der Vorsehung auch wirklich verlassen, noch steht ein Sohn der Civilisation in einer anderen ganz besonderen, übernatürlichen Fürsorge, ohne sich selbst und der Natur auch überlassen zu sein, wie der Wilde.

— „Bekenne nur
Der Höchste sei gerecht, und wo du nicht
Enträthseln kannst, da lerne vertrauen."
(Percy.)

Welche Vorstellung macht man sich gewöhnlich von jenen Menschen, deren Erziehung sich scheinbar von selbst macht, im Grunde aber — so zu sagen — ganz allein der Natur und ihren Gesetzen anheimfällt? — Immer nur die schlimmste. Man nennt sie „Wilde," „Kinder der Wildniß," „Barbaren," „Unmenschen" u. s. w. Vom Standpunkte irgend einer frommseligen Glaubensansicht betrachtet, da erscheinen diese Zöglinge der Natur erst recht sehr „gottverlassen." Alle die das Leben verhimmelnden Gnaden und Segnungen, alle die seligmachenden Anstalten, alles Zubehör frommer Entzückungen, Glaube und Sakramente fehlen ihnen; ihnen fehlt das Evangelium, ihnen fehlt die Bibel, der Priester — der Gott. — Unglückselige Geschöpfe!

Im Allgemeinen und aus weiter Ferne stellt sich dann „der Wilde" dar, als ein etwas menschlich aussehendes Wesen, ohne Kenntniß der Vergangenheit, ohne Ahnung irgend einer Zukunft, ohne klares Bewußtsein der Bestimmung in seiner Gegenwart, andern niederen Creaturen gleich umher irrend, getrieben und beherrscht nur von seinen Begierden, allseitig gehemmt von den mannigfachsten Ereignissen der Natur, von Hunger dem Wilde nachgejagt, von schlimmer Witterung in niedere Höhlen oder erbärmliche Hütten getrieben, aus Noth selbst zum reißenden Thiere geworden.

Ist das Alles, was die Weltenkraft, die für alle ihre Kinder weise vorgesehen und gesorgt hat, zum Besten des Menschen, des Ersten ihrer Zöglinge, zu thun bereit ist? Besteht darin die ganze Erziehungskunst der Natur? Ist das die gesammte Fügung der Vorsehung, deren sich ein wildes Volk zu erfreuen hat? Aus Gerechtigkeitsgefühl sagen wir gerne: Nein! und suchen zur Begründung unserer Antwort dem richtigen Sachverhältnisse näher zu kommen, indem wir noch andere vorurtheilsfreie Berichte über „wilde" Völker erwägen.

Da finden wir denn bald, daß die „wilden" Völker zwar auf verschiedenen Stufen der Entwicklung stehen, aber daß Viele unter ihnen in Sitten und Gewohnheiten, in ihrem Familienleben nicht wilder sind, als die oder jene Volksschichte unserer hochgepriesenen Civilisation; daß sie in ihren wechselseitigen Kriegen weder grausamer noch mordlustiger sind, als gar manche der sogenannten „edeln," das Kriegshandwerk — nicht aus Noth — treibenden Nationen; daß ihre religiösen Vorstellungen zwar höchst einfach, im Ganzen aber nicht viel unrichtiger und abergläubischer seien, als manche Glaubensartikel anderer „in Gnaden auserwählter und erlös'ter" Völkerschaften; daß ihre Kinder nicht ungeberdiger, wiederspenstiger, ungerathener sind, als manche der geschulten kleinen Wildlinge jener Länder, deren hohe Bildungsanstalten vielfach zu rühmen sind; daß jene vielleicht im Gegentheil etwas zahmer, milder und williger sind, als diese; daß unter jenen „gottvergessenen" Söhnen der Natur derartige Verbrechen und Unthaten, wie sie bisher die Geschichtsblätter mancher hochedeln Nation besudelt haben, gar nie erhört worden sind; daß ihre wenigen ungeschriebenen Gesetze nicht weniger ausreichen, Recht, Frieden und Ordnung aufrecht zu halten, als die unendlichen Gesetzsammlungen und Strafbestimmungen jener Völker, welche sich „Herren der Welt" zu nennen berechtigt glauben. — Wir werden daher unsere vorgefaßte Meinung ändern müssen. —

„Der californische Indianer hat genau die Grundzüge seiner übrigen Brüder in Osten und Süden. — Die Gesichtszüge sind oft edel, ja sogar schön zu nennen; eine festgestellte Physiognomie herrscht unter ihnen nicht vor, man findet aber meistens freie, offene Gesichter, die weit mehr Zutrauliches und Gutartiges als Boshaftes in sich haben. Und doch suchen die (civilisirten) Amerikaner oft — wenn auch stets falscher Weise — sie der

Falschheit und Grausamkeit zu bezüchtigen. Wo sie ja einmal eine Grausamkeit verübten, — und die Fälle sind ungemein selten — waren sie auch sicher vorher dermaßen gereizt, daß ihr Betragen dem Unparteiischen gegenüber nicht allein entschuldigt, sondern oft sogar gerechtfertigt erschien."*) —

„Oft hat man den Indianer des Mangels an Zuneigung gegen Weib und Kind angeklagt. Der deutsche Reisende und Erforscher Guyana's (in Südamerika), R. Schomburgk, fand das Gegentheil. So wie der erste Regentropfen fällt, zieht der Indianer, welcher so reich ist, daß er ein Hemde besitzt, dasselbe augenblicklich aus und bringt es an einen trockenen, sicheren Ort. Sitzt aber sein Weib, vor Kälte im Regen zitternd, neben ihm, dann überläßt er ihr willig seinen Reichthum, und hängt ihr denselben über Kopf und Schultern. Vielweiberei ist bei den Wapisianas zwar allgemein, aber die Kinder werden gut behandelt und sind folgsam. Niemals sah Schomburgk einen Wapisiana sein Kind strafen. Auch die von Humboldt angegebene Thatsache, daß immer je eines von Zwillingskindern umgebracht werde, fand der Reisende unter den Indianern Guyana's nicht bestätigt, eben so wenig, daß alle Stämme ihre Blinden und Krüppel umbringen. Doch läugnet er nicht, daß man leider die Kranken und Alten, denen freilich nicht zu helfen ist, sehr vernachlässigt. — Unter den Macusi-Indianern, einem guthmüthigen, gastfreundlichen und thätigen Stamme, sah unser Reisende niemals einen Zwist zwischen Mann und Frau, an der Küste dagegen, wo die Naturvölker mit den Weißen in Berührung kommen, und durch europäische Laster und geistige Getränke verdorben werden, beträgt sich der Mann auch gegen sein Weib oft jähzornig und tyrannisch. Nie aber läßt sich das der Indianer unter seinem Stamme zu Schulden kommen." — „Der junge Indianer hat auch ein Herz wie wir. Das bewies dem Reisenden ein junger Macusi, welcher sich flüchtigen Fußes der Reisegesellschaft anschloß, um seiner jungen Braut, mit welcher ihn seine Verwandten wider seinen Willen verheirathet hatten, zu entgehen. Der Reisende spricht ferner von Cariben, bei denen die Frauen mehr als Genossinnen, denn als Sklavinnen betrachtet werden. Wenn dieselben auch harte Arbeit zu verrichten, den Acker zu bebauen und zu ernten gezwungen sind, so sind sie doch nicht härter daran, als die Männer. Diese

---

*) Vergleiche Gerstäcker's Reisen II, 321.

reinigen den Boden von Bäumen und Gebüsch, eine Arbeit, die im wuchernden Urwalde etwas anders sagen will, als auf unsern kultivirten Fluren. Daneben liegt dem Indianer noch das keineswegs leichte Geschäft der Jagd ob. — Rührend endlich erwähnt der Reisende der Rückkehr eines Wapisiana zu seiner Hütte. Es war — so erzählt er — eine Freude zu sehen, wie sich seine Kinder um ihn versammelten, sich an seinen Nacken hingen und tausend Fragen an ihn richteten, wahrscheinlich, wie ihm seine Reise gelungen sei, und was er ihnen mitgebracht habe. Er nahm einige Nüsse aus seinem Korbe, worüber sie die größte Freude äußerten, obgleich sie dieselben eben so gut ein paar Schritte von der Hütte entfernt haben konnten. Sein Weib brachte ihm sein jüngstes Kind, einen Knaben. Er liebkos'te ihn *mit eben* so viel Zärtlichkeit, wie ein civilisirter Vater." *) —

Bedenken wir, wie viel dazu gehört, um bei civilisirten Völkern die kleinen Wildlinge, die Kinder, denken, sprechen, urtheilen, fühlen, gutmüthig und wohlwollend sein zu lehren, wie viele Lehrmeister, Schulen, Bücher, Uebungen erfordert werden, um sie dahin zu bringen, daß sie sich selbst zu erhalten, zufrieden und glücklich zu sein verstehen: dann fragen wir mit gerechtem Erstaunen, wie sich das mache, daß die verlassenen Kinder der Wildniß, ohne Bücher, ohne Schrift, ohne Prediger, Schullehrer, Gelehrte und sonstige Erziehungs-Anstalten zu irgend einem Grade von Bildung und Gesittung gelangen. Die Vorsehung mag wohl mehr für sie thun, als man gewöhnlich annehmen zu müssen vermeint. — Wie aber erzieht die Vorsehung das Menschengeschlecht im Naturzustande? —

Der Mensch, wie er geboren wird, ist überall das allerschwächste, allerunwissendste, allerunbehülflichste der Erdengeschöpfe; langsam und mühevoll entwickelt sich aus ihm jenes kräftige, wissende, selbsthelferische Wesen, welches sich am Ende Gebieter der Wildniß und all' ihrer Mächte nennen darf. Wo sind aber seine Lehrmeister? — Die Vorsehung legte sie in ihn; er trägt sie mit sich. Es sind Geschenke, welche in aller Heimlichkeit

*) Kleinere Mittheilungen von K. Müller in der Zeitschrift Natur. 1852, Seite 207.

und Stille seinem ganzen Leben beigegeben sind: Schwäche, Hunger, Selbstsucht, Mangel, Sinnlichkeit, Angst und Sorge, Abhängigkeit, Entzweiung, Widersetzlichkeit, Genußsucht u. s. w. — Aber das sind ja ganz schlimme Sachen! —

Wir, über die Kinder der Wildniß so hoch erhabenen Civilisirten, nennen in religiöser Ueberfeinerung diese dem Naturmenschen eingegebenen Erzieher und Lehrer fast immer nur die „großen Uebel der Menschheit," wenn gleich auch alle unsere vielgerühmten Bestrebungen und die innigsten gesellschaftlichen Verhältnisse ursprünglich durch sie ebenso eingeleitet worden sind, wie es bei den wilden Völkern noch immer geschieht.

Da ist z. B. die Sinnlichkeit ein solches Geschenk der Natur, dessen erzieherische Wirksamkeit für die Menschwerdung eines Jeden, nicht des Wilden allein, von der größten Wichtigkeit ist. Um die Bedeutsamkeit der Sinne zu ermessen, dürfen wir uns nur einen Menschen denken, dem sie etwa ganz oder großentheils fehlen möchten. Ein Solcher würde von der ihn umgebenden Welt nichts wahrnehmen. Wenn der Mensch „von Sinnen" ist, dann hört er überhaupt auf zu sein. Nicht sehend, nicht hörend, nicht empfindend und doch lebend, würde das Kind in seiner Entwicklung nicht etwa nur hinter dem Thiere zurück bleiben, sondern noch unbildsamer sein, als die Pflanze. — Die eigentlichste Grundlage aller Entwicklung und Bildung ist für jeden Menschen, den Sohn der Wildniß und das Kind der Civilisation — anfangs ja auch nur ein Wildes — der Besitz seiner Sinnlichkeit.

Von den Kindern der Civilisation mögen wir es nicht gerne glauben, an denen der „Wildniß" ist es zu sehen. Von uns soll es Niemand behaupten, nur den Naturkindern allein mag man es nachsagen.

Wohlan denn! Wir wollen den Sohn der Wildniß betrachten. —

Er lernt von selbst, d. h. durch seine Sinnlichkeit. Er ist durch und durch ein sinnliches Wesen. Was er sieht und bemerkt, was er hört, was er fühlt, das entsteht noch einmal in seinem Innern, lebt und bleibt da gleichsam ein Zweites, Doppeltes, ein Theil einer neuen Welt. Anders erfährt der Wilde nichts von dem, was außer ihm ist. — Die Sinnlichkeit überladet aber förmlich den Kopf mit Vorstellungen; der sich selbst überlassene Mensch bemüht sich, sie zu ordnen, zu vertheilen, die gleich-

artigen zu verbinden, die ungleichartigen zu trennen. Schwere, langsame Mühe! Aber er wird selbstthätig und behilft sich, so gut es gehen mag. Die Natur scheint ihn ordentlich zu nöthigen, sich im Denken zu üben, indem sie überall Dinge vor seine Sinnlichkeit so hinstellt, daß sie sich, wenn er sie etwa doch nicht beachten sollte, auf verletzende, wohl gar schmerzhafte Weise bemerkbar machen. Der Wilde leidet, aber er wird eben dadurch ganz unbemerkt zur Entwicklung seiner verborgenen Seelenkräfte geleitet. „Wer nicht verstehen will, muß fühlen.“ Die Natur ist grausam genug, sich ihrem Zöglinge beständig fühlbar zu machen. Am spitzigen Dorn der prachtvollsten Gewächse verwundet er seine Hände: aber er lernt das erste Modell zum Pfeil und Spieß kennen, deren er als Wehr- und Angriffswaffen bald genug benöthigt. Scharfschneidende Gräser schlitzen die Haut der nackten Füße auf: aber bald sieht er, wie Messer, die ein unentbehrliches Stück seines Haushaltes sind, beschaffen sein müssen. Die Höhle, in welche sich das verfolgte Thier zu seinem Verdrusse flüchtet, um seinem Wurfgeschoß und — Hunger zu entgehen, gibt ihm das erste Bild einer Wohnung, die ihm als Schutz gegen mancherlei Nöthen und Gefahren dienen muß. Ihn friert, während das Thier durch ein wärmendes, wasserdichtes Fell gegen alle Einflüsse rauher Witterung beneidenswerth gesichert erscheint. Was will er thun? Er wird sich solch ein Fell, das ihm die Natur versagt, mit Gewalt aneignen müssen — seine erste Kleidung. — Und tausenderlei Erfahrungen solcher Art muß er in Folge der Schläge machen, welche die Natur seiner Sinnlichkeit beständig versetzt. Am Ende wird er aber so weit gebracht, daß seine Kenntnisse und die Schärfe seines Urtheils *ausreichen*, um zu wissen, wie er sich aus *jeder* Noth und Drangsal *selbst* helfen kann. Am Ende schwindet gar alle Noth. —

Sinnlichkeit (in besonderer Bedeutung) ist es auch, die die jungen Wilden zuerst als Gatten zusammen führt, und um sie das freundliche Band menschlicher Geselligkeit schlingt. Sie legt damit den Grund zur künftigen Gesittung jeder Art, und gibt dem hülflosen Kinde — in Stellvertretung einer Gottheit — die Kraft der Vater- und Mutterliebe. Sie gelobt und hält die Treue so lange, bis reine Liebe an ihre Stelle tritt. Sie ist auch die erste Sprachlehrerin in der Familie, und die sie umgebende Natur leiht derselben nur wenige einfache Laute. Sie regt in dem Kinde die ersten Gefühle der Dankbarkeit gegen die

wohlthuende Elternliebe an, und webt die Hauptfäden des künftigen, so schönen uud beglückenden Familienbandes fest zusammen.

Was Alles ließe sich über die Erziehung von Naturmenschen durch Sinnlichkeit sagen? —

Trotz dem kann es aber unter „gebildeten" Leuten noch einen Glauben geben, dem gemäß diese Lehrerin des Menschenthums nicht nur eine höchst überflüssige, sondern auch schädliche und sündhafte Beigabe des Lebens sein soll, die man zu Gottes Ehre und zum eignen Seelenheil nicht etwa naturgemäß zu verwenden, sondern wo möglich ganz auszurotten habe. —

Der Wilde, der die Schule der Sinnlichkeit zu allererst und unausweichlich durchzumachen hat, und in ihr bleibt, selbst wenn er schon ein Bedeutendes gelernt hätte, hat nicht jenen Glauben. Auch hälfe es nichts, wenn er ihn hätte. Die allerersten Vorstellungen muß er nun einmal als Kind mit Hülfe und aus Nöthigung der Sinne erworben haben; die neuesten und letzten des entwickelten Mannes kommen ursprünglich aus derselben Quelle. Ohne Sinnlichkeit hätte er überhaupt keine Gedanken, keine Erfahrung. Er kann sie nicht entbehren und — wenn er auch wollte — sich ihrer nicht erwehren. Er kann nicht.

Die Vorsehung will das Menschenthum der Wildniß vermittelst der Sinne erzogen wissen — freilich aber auch nicht zur bloßen Sinnlichkeit. „Nicht der sinnliche Mensch und die Befriedigung seines niedern Bedürfnisses, sondern der geistige und seine Ausbildung ist das Hauptaugenmerk der Natur."

(Schubert.)

Sinnlichkeit ist Erzieher nicht Zweck des Lebens. —

Da ist ein anderer Erzieher des wilden Menschengeschlechtes: der Hunger. Vielseitig sind seine die menschliche Entwicklung fördernden Wirkungen. — Wenige Nahrungsmittel sind von der Art, daß Einer nur hinzugehen braucht, um sie zu nehmen. Die meisten muß er sich mühsam erringen. Der fruchtbringende Baum hält seine Gaben so lange als möglich zurück; der Hungerige muß sie ihm nehmen, entreißen; findet er welche, die der Baum ihm hat herabgeworfen, dann sind sie vielleicht — faul oder wurmstichig. Die vorzüglicheren Nahrungsmittel, die fleisch-

lichen, fliehen förmlich vor der Begierde des Natursohnes: Wild in das Dunkel und Dickicht des Waldes, Fische in die Tiefen der Gewässer, Vögel in die Regionen der Luft: er muß sie mit List und Gewalt fangen; überwinden, wenn sie sich widersetzen; früher tödten, ehe sie noch entfliehen können. So erzieht ihn der Hunger zum Jäger und Fischer. — Die großen Mühen und Plagen, die er damit hat, den Lebensunterhalt für sich und die Seinigen aus weiter Ferne täglich herbeizuholen, die Zeiten gänzlicher Noth, schlimme Witterung, Winter, Unwohlsein u. s. w. lassen ihn bald auf den Gedanken kommen, sich einiges Nöthige, sei es aus dem Pflanzen-, sei es aus dem Thierreiche, in unmittelbarer Nähe zu halten. Von der Natur selbst gezwungen, zwingt er ihren Boden, jene Früchte zu erzeugen, die er braucht. Er holt sich das Wild des Waldes, nöthigt es, Hausthier zu werden und bei ihm zu wohnen. So ist der Hunger des Wilden erster Lehrmeister im Fache des Ackerbaues, der Gärtnerei, der Viehzucht.

Dem Hunger steht als Lehrgehülfe der Wechsel der Jahreszeit mit seinen Qualen treulich bei. Dieser nöthigt den Zögling, sich eine schützende Wohnung zu bauen, wärmende Kleidung zu beschaffen. Das gibt den ersten Anstoß zur Gewerbthätigkeit, zum bleibenden Wohnsitz. —

Anfangs sind gänzliche Unwissenheit und Mangel an Instinkt, später beständige Irrthumsfähigkeit die sonderbaren Zugaben, welche der Wilde zu Hunger und allerhand Mangel erhalten hat, um durch sie langsam, aber sicher zum denkenden und erfahrungsreichen Wesen empor zu steigen. Wie unwissend kommt der Mensch in die Welt, und wenn er wissend geworden ist durch langjähriges Lernen und Erfahren, wie leicht kann er wieder irren. „Es irrt der Mensch, so lange er strebt." Es strebt der Mensch aber auch, so lange er irrt.

Der wilde Sohn, an dem Mutter Natur ein Wohlgefallen hat, wird strenge behandelt; er allein unter allen Wesen ist verurtheilt, durch Schaden klug zu werden, im Uebel seinen Vortheil zu finden und aus Verirrungen den rechten Weg zu erkennen. Gefahren aller Art umgeben ihn. Wie schwach ist er den riesenhaften Naturkräften gegenüber, bis er ihr Herr wird! — Thiere, an Körperkräften reich, fallen ihn gierig an, und zwingen ihn, sich ihrer Angriffe zu erwehren, bis er Mittel findet, sie zu überwältigen und ihrer endlich Meister zu werden.

Der beständige Kampf stählt ihn, macht ihn muthig, tapfer, kühn, endlich selbstständig. Die Erkenntniß seiner angeborenen Schwäche bringt ihn auch dahin, sich mit Seinesgleichen zu ähnlichen Zwecken zu einigen, die Arbeit zu theilen, Andern zu helfen, sich helfen zu lassen.

Die Vorsehung gibt aber zu diesem Behufe nicht einem jeden Menschenkinde auch alle Anlagen zu allem Möglichen, sondern sie mag gerne dem Einen etwas vorenthalten, was der Andere in reichlichem Maße empfängt. Dadurch wird der Einzelne genöthigt, sich nach Art und Beschaffenheit seiner Fähigkeiten irgend einer bestimmten Thätigkeit mehr und lieber hinzugeben und sich also einen Beruf zu erwählen. Dadurch wird Einer von dem Andern abhängig, Einer dem Andern nothwendig und achtenswerth.

„Gleich sei Keiner dem Andern," lautet der Wille einer ewigen Weltordnung, „damit Einer dem Andern behülflich und dienstlich sei," erkennt unsere dankbare Einsicht.

Ungleichheit ist im ganzen Naturhaushalte verbreitet. Das Recht des Stärkeren ist das einzige Recht, welches den Söhnen der Wildniß zugestanden ist. Aber eben aus dieser Ungleichheit und nach dem Rechte des Stärkeren entsteht alle ihre gesellschaftliche Ordnung, zuerst in Familien, dann in Stammgesellschaften, endlich in Nationalitäten. So bilden sich Naturstaaten. Einzelne rascher und gewaltiger Entwickelte legen sich äußere Abzeichen ihrer innern Kraft bei, schwingen den selbstbereiteten Scepter über den Häuptern der Andern, gehen ihnen überall voran und lenken den schwächern Haufen der Wildlinge. Andere wissen richtiger zu denken und sich in Worten auszudrücken. Sie sprechen zu den weniger Begabten, belehren, erziehen sie. Das Volk wundert sich und — glaubt. So schafft sich die Vorsehung Erziehungsgehülfen unter den zu erziehenden Geschöpfen selbst. Die sind dann Führer, Lehrer, Propheten und Stellvertreter von Gottes Gnaden.

Aber während die Vorsehung ihre wilden Menschenkinder einerseits zur Einigung und wechselseitigen Unterordnung gewaltsam drängt, legt sie in das Gemüth eines jeden Einzelnen den Keim zur Entzweiung, daß er mit ihm wachse als stiller Erzieher und Wohlthäter. Das zeigt das Zusammenleben der wilden Stämme. Wünsche und Interessen begegnen, hemmen, bekämpfen einander. Der Indianer lernt sich mit den Seinen

einrichten, weil auch Andere mit den Ihren da sind. Jede Partei begehrt das Ihrige. Sie lernt ringen für ihr gutes Recht gegen die Anmaßungen habgieriger, herrschsüchtiger Fremden. „Wer nicht verdrängt sein will, muß verdrängen." — Die Natur der Dinge hilft auch dazu, daß sich die Parteien bekämpfen, und im Kampfe ist Leben, Bildung, Erziehung.

Entzweiung bevölkerte einst die verlassensten Gegenden der Erdoberfläche. Unzulänglichkeit der nothwendigen Nahrungsmittel an einem und demselben Flecke trieb den ersten geselligen Menschenhaufen auseinander. Sie läßt noch immer die Menschen sich nach allen Seiten vertheilen, damit sie bestehen können. Entzweiung lehrte die Naturvölker zuerst Krieg führen und Waffen handhaben, dann aber auch den Segen des Friedens erkennen und werthschätzen. Menschenkämpfe waren stets Menschenlehrmeister. Griechen und Römer z. B. trugen mit ihren siegreichen Waffen auch Wissenschaften und Wißbegierde, Bildung, Wetteifer, Erfindungen und Neuerungen in der Barbaren Länder und gaben reichlich wieder für das, was sie genommen haben. So läßt Vorsehung emsige Bienen in habgieriger Absicht die Blüthenkelche der Bäume und Pflanzen überfallen und ausplündern, aber die Feinde werden zu freundlichen Wohlthätern, indem sie den unentbehrlichen Fruchtstaub, der ihnen anderwärts an den klebrigen Füßen hängen geblieben ist, hier im beraubten Häuschen abstreifen und der bedürftigen Blüthe zurücklassen.

Alle diese dem menschlichen Leben beigegebenen Eigenthümlichkeiten: Hunger, Noth und Sorgen, Unwissenheit, Irrthumsfähigkeit, Gefahren, Schwäche, Abhängigkeit, Ungleichheit, Entzweiung — sind demnach Erzieher, also Mittel zum Zwecke, freilich aber nicht Zweck des Lebens. — Durch sie hat die Vorsehung für die langsame Entwicklung des wild geborenen Menschengeschlechtes zu allererst gesorgt.

Die Vorsehung hat den wilden Menschensohn ferner mit Selbstsucht, d. i. mit einem unwiderstehlichen Triebe, in Allem sich selbst zu suchen, erfüllt. Alle seine Liebe fängt von ihm selber an und hört nie auf von ihm selber auszugehen. Ihrer los werden kann er nicht. Was hat das zu bedeuten? Nichts Geringeres als Selbstversorgung. Soll ein so großes, eng

zusammenhängendes Ganze, als es die menschliche Gesellschaft ist, in irgend einer Art glücklich und gut werden, so muß nicht nur für diese Gesammtheit, sondern ganz besonders für jeden Einzelnen gesorgt werden.

Diese Sorge für das Glück eines Jeden und der unzählig Vielen hat die Vorsehung dem Einzelnen in die Brust gelegt, gleichsam sprechend: Siehe zu, wie Du Dich selbst versorgst. Was aber ist einfacher, weiser und wunderbarer, als diese Einrichtung, der gemäß ein Jeder, auch der Natursohn — und er am allerauffälligsten — einen Versorger in sich, mit sich herumträgt, der ihn niemals seiner vergessen läßt. — Es kann sich bei dem Naturmenschen gar nicht darum handeln, ob es Recht oder Unrecht sei, sich selbst vor allen Andern zu lieben. Die ihm innewohnende Selbstliebe ist ja ohne sein Zuthun und trotz aller Gegenbestrebungen — wenn sie stattfänden — stärker und gewaltiger, als jede andere Liebe; sie ist das unvermeidliche Lebensgesetz, welches die Vorsehung dem Menschen zu seinem Glück gegeben hat. Daher bedeutet aber auch die Mahnung der Menschenfreundlichkeit: „Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst" für ihn — den „Wilden" — unendlich viel.

Und jenen Eltern gleich, welche die schwächlichsten und gebrechlichsten ihrer Kinder gerade am allerliebsten zu haben pflegen, ist der Mensch desto sorglicher und behutsamer im Gebrauche seiner Lebenskräfte, je schwächer und gebrechlicher er sich fühlt. Sein Körper ist aber in der That sehr gebrechlich und dabei dem Zusammenstoße mit andern, ihm fast immer nur feindseligen Wesen ausgesetzt. Sein Leben schwebt in beständiger Gefahr. Wer beschützt es? — Der Schutzgeist lebt im Menschen selbst. Er offenbart sich eben in jener allumfassenden Selbstliebe.

Deren erster Diener und Gehülfe ist ein ungemein feines, am ganzen Körper verbreitetes Empfindungsvermögen, das durch warnende Zeichen mit Blitzesschnelle das Bewußtsein des Schützlings vom Herannahen der Gefahr benachrichtigt. Wie sich das verheerende Feuer schon vom Weiten durch Wärme dem Gefühle verräth, so fast jeder Feind der körperlichen Sicherheit. Wenn daher der Mensch nicht über sich selbst (oder über sein ohnmächtiges Kind) wacht, dann wacht Niemand mehr. Kein anderes Naturwesen hat das Amt übernommen, für die Sicherheit des Naturzöglings zu sorgen. —

Als eine Hauptregel jeder Erziehung pflegen wir die Anstalten anzusehen, welche gemacht werden müssen, daß nicht immer wieder von vorne angefangen werden darf, sondern das Zustandegebrachte bleibe. Die Vorsehung hat zu diesem Behufe ihren Natursohn mit dem Sinn für Genuß versehen. Dieser lehrt ihn, sich an das einmal erkannte Gute selbst anzuklammern und von seinen glücklichen und unglücklichen Eufahrungen nichts zu vergessen. Er lernt dadurch sich seine Freuden und Leiden, seine Sorgen und Mühen — somit seine Erziehung sichern. —

Anfangs hat der Naturmensch nur wenige Bedürfnisse; deren Befriedigung schafft ihm wenig Genuß. Bald regen sich — in Folge dieses geringen Genusses — heimliche Wünsche nach Mehr. Er versucht seine Kräfte, um zu sehen ob er nicht mehr erlangen kann. Er kann es — das erfährt er bald — und er erweitert seinen Genuß, sein Streben und Leben. Alles, was ihm gelingt, ist dann ein neuer Sporn, nicht nur nach Neuem, Besserem, sondern endlich auch nach Dauernderem zu ringen. — Er lernt nach und nach seine Kräfte kennen, schonen, mehren, sammeln. Er lernt in Stunden der Verlegenheit sich mit der Hoffnung trösten, daß es ihm gelingen werde, das Uebel zu überwinden.

Sinn für Genuß hat ihn dahin gebracht zu wagen, zu unternehmen: bald weiß er auch, wie viel er wagen darf und kann. Endlich gelangt er zu jenen kostbaren Eigenthümlichkeiten seines Wesens, welche ihm alles Dasein verschönern und verwerthen: Muth und Selbstvertrauen. —

Solche Anstalten hat die Vorsehung zur Erziehung ihrer Kinder in der Wildniß — wir dürfen vielleicht sagen: immer und für immer — gemacht. Keine andern Wunder geschehen. Keine Engel steigen vom Himmel hernieder, die Naturkinder zu leiten und zu beschützen. Keine Gesetztafeln, mit dem Finger Gottes beschrieben, werden ihnen zu Theil. Keine andern Gnaden und Segnungen werden ihnen bescheert. Sie sind sich selbst überlassen und lernen von selbst: aber sie sind von der Vorsehung nicht verlassen. Fast könnte man die Worte eines alten Hebräers auf sie anwenden, der einst zu seinem Volke sprach: „Der Herr gibt Euch in Trübsal Brot und in Aengsten Wasser; er läßt euch eure Lehrer nicht entfliehen; ihr könnt eure Erzieher wahrnehmen, und hinter euch das Wort

sagen hören: Dies ist der Weg, den gehet, und außer ihm keinen, weder rechts noch links." (Jesaia 30, 20.)

Das mag von den „Wilden" gelten, aber für uns, Civilisirte? Auch für uns gibt es in der Natur ursprünglich keinen andern Weg der Selbstentwicklung, keine andere Erziehungsmethode der Vorsehung, keine andern Gnaden und Segnungen, keine andern Helfer und Regeln. Was man uns auch sage und was uns zu glauben gefalle, für uns geschehen in der ewigen Weltordnung nicht die mindesten Ausnahmen.

Wohl haben sich einzelne Völker im Laufe von Jahrtausenden — aus sich selbst, durch ihre Schicksale, unter äußeren Einwirkungen — ganz besonders erfolgreich entwickelt, Sie haben in sittlicher und wissenschaftlicher Bildung erstaunliche Fortschritte gemacht. Sie nehmen eine Stufe der Menschenwürde ein, welche das arme Wildvolk tief unten zurückläßt. Und damit ihre Kinder leicht und schnell dieselbe Stufe ersteigen, üben sie die Kunst der Erziehung, und besitzen die ausgedehntesten Schul- und Bildungsanstalten. Vollendete Lehrer und Prediger aller Art, zahllose Gesetze und Grundsätze, höchst wirksame Exempel, Belohnungen und Strafen für alle besonderen Fälle, ganze Bibliotheken über Erziehungswesen, endlich auch noch eine Masse „übernatürliche Offenbarungen und Gnadenmittel" müssen der Kunst nachhelfen. Aber darum hat doch jene Erziehungsweise, deren der „Wilde" theilhaftig wird, bei ihnen weder jemals gefehlt oder aufgehört, noch sich in irgend welchem Maße vermindert oder erweitert. —

Betrachten wir nur einmal alle unsere Anstalten zur Menschenerziehung genauer: sie sind nichts weiter als Wirkungen jener Erziehung, welche uns die Vorsehung ursprünglich und beständig zu Theil werden läßt. Jene können keinem Menschenkinde jemals geben, was er nicht wenigstens in der natürlichen Anlage schon hätte. Und das, was an ihm ist, kann nur im Verein mit jenen inneren Erziehern — den „Uebeln" — erregt, entwickelt, gebildet werden auf den Wegen der Natur.

Innerhalb ihrer Civilisation haben sich einzelne Menschen vielleicht zur höchst möglichen Stufe der Bildung und Gesittung emporgeschwungen: aber auch sie hatten einst nicht anders begon-

nen, als wie alle Naturkinder beginnen. Und wie hoch sie über diesen jetzt stehen mögen, die natürlichen Erzieher weichen doch nicht. Man trägt dieselben immer mit sich, als da sind: Bedürfniß, Noth, Sinnlichkeit, endloses Verlangen nach Besserem, Irrthumsfähigkeit, Schwäche, Selbstsucht, Neigung zum Genuß u. s. w. Der Weise ist wohl so erhaben, daß er alle diese Geschenke der Vorsehung dafür erkennt, was sie sind: Werkzeuge, Mittel zum Zwecke, Erziehungsgehülfen, Bildungsanstalten, er hat sie einst gebraucht und scheint ihrer nicht mehr zu bedürfen: aber er kann sie darum doch niemals verwerfen, verläugnen, ausrotten. Sie sind es, die ihn noch immer und beständig vorwärts drängen. Je mehr er z. B. gelernt hat, desto kleiner erscheint ihm die Summe seines Wissens. Er begehrt mehr. — Sinnlichkeit hatte ihn einst die erste Erkenntniß der Naturgesetze gelehrt: sie hört nicht auf ihn weiter anzutreiben, selbst wenn er aus dem innersten Wesen der Vernunft heraus Berechnungen und Vermuthungen anstellt.

So wirken auch die anderen Erzieher. Die Naturwesen unterlassen nicht, dem Menschen, ihm, „dem Herrn der Schöpfung," beständig erneuten Widerstand entgegen zu setzen, und seine Kräfte ebenso als seinen Muth herauszufordern.

„Ein Jeder muß sich wehren, wie er kann,
Vom Knaben auf, so wird's zuletzt ein Mann."
(Göthe.)

Auch Entzweiung und Ungleichheit der Talente und Leistungen hören selbst unter gebildeten Menschen nicht auf. Neue Kämpfe wollen immer nöthig bleiben. Ueber- und Unterordnung, Herrschaft und Abhängkeit, Trennung und Einigung sollen selbst dem mächtigsten, weisesten, edelsten Verein von Menschen nicht fehlen. — Und je mehr Befriedigung selbst reiner, sittlicher oder geistiger Anforderungen stattfindet, desto mehr steigern sich die Bedürfnisse. Sogar die Gefahren wachsen so zu sagen mit zunehmender Sicherheit, so z. B. die Gefahr, den Frieden oder das Leben oder die Gesundheit zu verlieren.

Die Schule der Natur schließt sich nicht; sie hat sich nie geschlossen, wird sich nie schließen. Im tiefsten Grunde aller Civilisation übt sie ihren gewaltigen Einfluß, und wie großartig die Kunst der menschlichen Erziehung immerhin sein möge, sie kann sich nur auf dem Grunde der Natur erbauen.

Mit dieser Ueberzeugung werden wir es nicht wagen können, jene Anordnungen der Vorsehung mit den „Blinden am Wege" die „großen Uebel" der Menschheit zu nennen. Nur ihre Mißbräuche sind es. Sie entwürdigen die Menschheit, sie allein. —

Eben so wenig werden wir übermüthig genug sein, zweifelnd zu fragen, ob die „Kinder der Wildniß" auf ihren niedern Entwickelungsstufen auch Menschen seien. Zum allerwenigsten werden wir von den Wildesten sagen, sie seien auf dem Wege, Menschen zu werden.

Endlich dürfen wir uns dem troſtreichen Vertrauen hingeben, daß die Menschheit — im Einzelnen und Ganzen — in der ewigen Schule der Vorsehung, nicht rückwärts zum Schlechteren, sondern vorwärts zum Besseren schreite, und daß das auch ihre Bestimmung sei. — Für unsere Wünsche freilich geht es viel zu langsam, und „dem Gange in Sand oder Schnee ähnlich: eifrig oder träge vorwärts unter beständigem Zurückgleiten." Aber es geht doch und — vorwärts. —

„Und an alle Geschlechter ergeht ein göttliches Machtwort.
Was du mit heiliger Hand bildest, mit heiligem Mund
Redest, wird den erstaunten Sinn allmächtig bewegen;
Du nur merkst nicht den Gott, der dir im Busen gebeut,
Nicht des Siegels Gewalt, das alle Geister dir beuget;
Einfach gehst du und still durch die eroberte Welt."

(Schiller.)

Erdenleben und Sternenwelt.

I.

„Erhebt euer Haupt über die Erde und lasset dahin schweifen eure Blicke wie Engel des Gerichts vom Aufgang bis Niedergang.“

T. Ulrich.

Das Menschenleben ist nur ein Theil des gesammten Erdenlebens. Dieses ist so groß und mannigfaltig, daß der menschliche Geist, seit Jahrtausenden nach dessen Erkenntniß strebend, noch nicht im Stande war, es in seinem ganzen Umfange zu begreifen, zu erkennen. Ja, wir müssen sogar eingestehen, daß unsere Kenntnisse des Erdenlebens noch immer sehr klein sind im Verhältnisse zu der unabsehbaren Menge der uns begegnenden Naturerscheinungen.

Für die fehlenden Kenntnisse begnügte sich die Menschheit bisher mit allerhand Namen und Vorstellungen, die im Grunde nichts anders sagen sollen, als: ich weiß es nicht besser. Solche Namen und Vorstellungen sind:

„überall“, „nirgends“ — „ewig“, „unendlich“, — „niemals“, „immer“, — „Tod“, „Vernichtung“, „Nichts“ — „Zufall“, „Wunder“ — „Leeres“ — „möglich“, „unmöglich“ u. s. w.

Wenn wir aber vom Erdenleben genau und streng urtheilen wollten, so dürften wir von jenen Namen keinen oder nur einen sehr behutsamen, sehr seltenen Gebrauch machen. Das Wort „überall“ kann sich z. B. streng genommen nur auf jene Theile

der Erdennatur beziehen, welche bisher der menschlichen Forschung zugänglich gewesen sind. Die Erdkunde spricht nur von der Oberfläche der Erde. Davon sind schon drei Viertel ungefähr mit Wasser und andere große Strecken mit beständigem Schnee und Eis bedeckt, dem Naturforscher also ganz unzugänglich. Man darf behaupten, daß bis jetzt höchstens der fünfzigste Theil der Erdoberfläche einigermaßen untersucht worden ist. Wie schwer und bedenklich wird es, aus einem so kleinen Theile auf das Ganze zu schließen.*)

„Dieser Raum wird ziemlich uneigentlich die Rinde der Erde genannt; es ist die Dicke der der Oberfläche unseres Planeten nächsten Schichten, welche durch tiefe, spaltenartige Thäler, oder durch die Arbeit der Menschen (Bohrlöcher und bergmännische Grubenbaue) aufgeschlossen sind.“**) Anschaulich ist die — freilich nur ungefähre — Vergleichung, daß die Dicke der den menschlichen Untersuchungen zugänglichen Erdkruste sich zu der ganz unzugänglichen Erdmasse ungefähr so verhält, wie die Papierdicke auf einem Globus von 1 Fuß Durchmesser zu der ganzen Masse dieses Globus.***) — Daher können sich die menschlichen Erfahrungen in Betreff der Erdennatur bei weitem nicht „überall“ hin beziehen. Ein „nirgends“ kennen wir aus Erfahrung eigentlich auch nicht.

So ist auch unser Leben viel zu kurz, und unsere Vermuthungen reichen nicht weit genug, um mit Genauigkeit von dem sprechen zu können, was „ewig“, „unendlich“, „niemals“, „immer“ war, oder ist, oder sein wird.

Der menschliche Geist vermag sich keinen rechten Begriff von Ewigkeit und Unendlichkeit zu machen, und daher kann ich mir es nicht vorstellen, wie es möglicherweise war, als die Welt noch nicht war, oder wie die Welt möglicherweise „immer“ war; wie die Welt ein Ende haben könne, oder auch wie sie

---

*) Cotta's Briefe über Humboldt's „Kosmos“.
**) A. Humboldt: Kosmos.
***) Cotta.

„niemals“ ein Ende haben werde. Ich kann mir nicht denken, daß aus „Nichts“ Etwas geworden ist, aber auch nicht, daß ein Ding „immer“ da war. Ich kann mir einen „Anfang der Zeit“ nicht vorstellen, und auch kein Ende derselben. In Raum und Zeit findet die menschliche Wissenschaft ihre Gränzen. Man kennt aber wenigstens diese und alle Tage erweitern sie sich: denn „die Wissenschaft erobert sich alle Tage neue Gebiete.“

Das Erdenleben zeigt sich in allen seinen Erscheinungen als ein beständiges Gebären, Nähren, Entwickeln, Verwandeln. Der „starre Tod“, eine wirkliche Vernichtung und vollständige Bewegungslosigkeit, findet sich nicht vor. Was nach menschlichem Sprachgebrauche „todte Natur“ heißt, ist auch — in seiner Art — lebendig. Freilich kann dieses Leben nur bei der genauesten Untersuchung und nach der strengsten Begriffsbestimmung erkannt werden. Auch die sogenannten „leb- und bewegungslosen“ Erdengeschöpfe entstehen, entwickeln und verändern sich; sie üben und und erleiden Einwirkung, sie geben und empfangen Eigenthümlichkeiten. Aber diese Thätigkeit unterliegt nicht einem Raum- und Zeitmaße nach menschlichen Begriffen, sondern hat ihre eigenthümlichen, von uns noch gar nicht auszusprechenden Verhältnisse. Wenn der Stein für den Augenblick unverändert oder unveränderlich erscheint, so ist er es nicht für alle Zeiten. Sein Ab- und Zunehmen ist anderer Art als das der Menschen, Thiere und Pflanzen, aber er hat seine Geschichte der Geburt, Kindheit, Jugend, des Alters, des Sterbens.

Von dieser seiner Geschichte wird dem forschenden Menschengeiste mehr oder weniger etwas bekannt, so daß er auf das Gesammtdasein des Steines — oft nur mehr ahnend als sich überzeugend — schließt.

Der kleine Nagel in feuchter Wand rostet wie die Eisenbahnschiene in freier Luft. Das einfache Veilchenblatt unter der Gartenhecke modert wie der gefallene Riesenbaum des Urwaldes. Rost und Moder bezeichnen aber das werdende Leben in neuen Formen und unmeßbaren Zeiten.

Viele Erscheinungen eines solchen Lebens geben auch den Beweis, daß sich dasselbe bis in die kleinsten Theile der Erdendinge erstreckt. Das winzige Salzkörnchen kann man unter Umständen feucht und trocken werden, zergehen und sich zum Crystall verhärten sehen, ebenso wie den zentnerschweren Salzblock.

Die sogenannte „Fäulniß und Verwitterung der Erdgeschöpfe" zerstört eine alte Form und gibt den alten Stoff mit der innewohnenden Kraft der Erde zurück, damit sie neue Formen schaffe. Die Fäulniß der Pflanzen und Thiere z. B. liefert Kohlensäure, Wasser, Amoniak und Salze aller Art an die Atmosphäre oder an den Erdboden ab, von wo her diese Bestandtheile, die schon selbst ihre bestimmten Lebensformen haben, zum Werden anderer Wesen bezogen werden.

So geheimnißvoll selbst das Innere der Erde sein mag, es offenbart doch sein eigenthümliches Leben in einzelnen Erscheinungen der „donnernden" und „speienden" Vulkane. Von der Großartigkeit dieses innern Schaffens konnten die Menschen bisher nur eine schwache Ahnung bekommen, aber die eine Gewißheit drängte sich ihnen immer auf, daß da nicht Leblosigkeit, nicht Ruhe, nicht Friede sein kann, und entgegengesetzte Kräfte und Stoffe mit einander im „heißesten" Kampfe stehen müssen.

Wohin immer das geistige Auge durch Gedanken und Erfahrungen blicken mag, überall sieht es Regungen des Lebens. Der „Tod" ist nur ein Name menschlicher Vorstellung. Je richtiger die Erkenntniß des Menschen wird, desto seltener gebraucht sie jenen Namen. Der „Tod" verklärt sich zu einem Begriff des Lebens. Der Weise glaubt nicht an den Tod.*)

Wäre die Erde nicht selbst ein durch und durch lebendiges Wesen, könnte es auch nicht in und auf ihr Leben geben. Sie

*) „Der Tod ist erst durch den Sündenfall in die Welt gekommen (so sagen Gläubige), vorher existirte er nicht, so wenig als das Uebel — das steht ausdrücklich geschrieben und deshalb müssen wir es glauben. Jetzt freilich sehen wir überall Tod und Verwüstung, aber das ist die Strafe der Sünde, welche der Mensch auf sich geladen hat." — — „Die Versteinerun-

hat, gibt und empfängt Bewegung, ist thätig und leidend, ein Riesenleib, beständig geschäftig, zahllose und unbeschreiblich manigfaltige Kinder zu gebären, zu nähren, groß zu ziehen und in sich wieder aufzunehmen — zu begraben. So z. B. sieht die menschliche Erfahrung Berge entstehen, Länder in Meere versinken, Inseln auftauchen und verschwinden. Der Meeresboden erhebt sich da zum Festlande, während dort das Wasser eine früher trocken gelegene Fläche dauernd überschwemmt. Der Boden des Festlandes reißt in Spalten auf, und schüttet von seinem glühenden Eingeweide auf die Oberfläche aus. Eine zahllose Thier- und Pflanzenwelt arbeitet auch mit an dem beständigen Bau der Erdengestalt, und Alles läßt erkennen, daß die Oberfläche der Erde nicht für immer fest gegründet, sondern im Gegentheil in einer beständigen Wandlung begriffen sei, so daß man sagen kann, sie sei an jedem Tage eine andere.

„Die Torresstraße bei Neuholland war von jeher der Schifffahrt wegen der zahlreichen Inselchen schwer zugänglich; indessen waren auf den Seekarten doch tiefe Wege verzeichnet, wo auch die größten Schiffe gehen konnten. Neuere Sondirungen haben indessen gezeigt, daß diese Wasserstraßen von den Korallenthieren theilweise verstopft sind, so daß große Schiffe nicht mehr durchkommen können. Aus dem schnellen Wachsthum der Korallenriffe dieser Meere hat man berechnet, daß ungefähr in 20 Jahren die Torresstraße in ihrer ganzen Breite verstopft sein wird. Im J. 1606, als diese Straße entdeckt wurde, waren darin nur 26 Inselchen; in den letzten Jahren zählte man deren schon über 150, die ungerechnet, welche durch die neuesten Arbeiten der englischen Admiralität bekannt geworden sind."*)

„Die feste Rinde der Erde, auf der wir wandeln, ist größtentheils nur ein Beinhaus, aus unzähligen Thier- und

---

gen haben diesen frommen Naturforschern von jeher viel zu schaffen gemacht, und die nackte Behauptung der Geologen, daß ganze Schöpfungen vor dem Menschen vorausgegangen seien, hat ihnen nie zu Munde gehen wollen. Denn wenn solche Schöpfungen wirklich existirt haben, wenn Millionen und Millionen von Wesen, deren Reste wir heute noch finden, vor dem Menschen sich des Lebens gefreut haben nud vor der Erschaffung der Menschen vernichtet worden sind, so war ja der Tod schon eher in der Welt als der Mensch, und nicht eine Folge des Sündenfalls."

C. Vogt: Bilder a. d. Thierleben.

*) Nachricht des Pays 1858.

Pflanzenreichen zusammengebacken, deren feste Theile den zerstörenden Einflüssen langsam weichend widerstanden haben, womit täglich die Atmosphäre auf sie einstürmt. Denn auch die Luft nimmt Theil an dem allgemeinen Gesetze, wonach das Tödtende auch das Lebenspendende — und umgekehrt — ist."*)

Die Erde hat — im Bereiche menschlicher Erfahrung — weder ein „Leeres" noch ein „Nichts". Einen vollkommen leeren Raum hat noch Niemand aufgefunden. Wohin der Forschergeist nur immer reichte, fand sich der „irdische Stoff" vor, mindestens Luft oder Wasser. Mit Hilfe der Luftpumpe wird ein dicht geschlossener Raum nur unvollständig von Luft befreit. — Und was ist „Nichts?" — Wenn ein irdisches „Etwas" — wie wir sagen — vergeht, verkommt, zerfließt, verschwindet u. s. w., so gestaltet sich daraus ein anderes „Etwas". Wenn ein Ding in Rauch und der Rauch in Luft aufgeht, so wird es ein Bestandtheil der Luft. Wenn Etwas verbrennt, so entsteht in Gestalt der Asche und Luft ein anderes Etwas daraus und die einfache Waage, auf der das erste und zweite Etwas gewogen wird, gibt den Beweis, daß ein „Nichts" nicht geworden ist. Nur die Form hat sich geändert. Man hat chemische Zersetzungen verschiedener irdischer Dinge vorgenommen, die zuvor auf das Genaueste gewogen worden sind. Nach der Zersetzung (Umwandlung) wogen die neu gewordenen Dinge nicht nur so viel, wie die, woraus sie entstanden sind, sondern sogar noch um so viel mehr, als sie in Folge ihrer Zersetzung Luft und Sauerstoff aufgenommen haben. Wenn ein Stück Holz verbrennt, entstehen Asche, Wasserdampf, Kohlensäure. Die letzteren zwei kann man nicht sehen, aber wägen. Eine neue Verbindung ist entstanden. Der Kohlen- und Wasserstoff des Holzes verband sich mit dem Sauerstoff der Luft. Das neue Ding entspricht im Gewicht mindestens dem des verbrannten Holzstückes. Die Verbrennung ist demnach keine Vernichtung, sondern nur eine Umwandlung der Gestalten, oder eine Trennung alter und Zusammensetzung neuer Verbindungen. Es ist also durch die sogenannte „Vernichtung" des Holzstückes ein „Nichts" nicht entstanden. — Die-

---

*) C. Vogt.

selbe Erfahrung macht man bei allen bekannten Erscheinungen des Erdenlebens. Das Wort „Nichts" ist nur ein Gehilfe menschlicher Sprachweise, und als solcher auch nur eine menschliche Erfindung. Das Erdenleben hat kein „Nichts."

Die Naturforscher machten bisher die Erfahrung, daß im Erdenleben Ursachen und Wirkungen in einander greifen, wie die Glieder einer Kette, und es hat noch Niemand den Beweis liefern können, daß dem irgendwo nicht so ist, oder irgend wann nicht so war. Wo eine Wirkung, ein Geschehen, ein Werden zu erkennen ist, da gibt es auch eine entsprechende Ursache; wo eine Ursache ist, da folgt von den entsprechenden Wirkungen mindestens Eine. Es ist Eines stets die Folge eines Anderen; das sogenannte Höhere ersteht aus dem vervielfachten Niederen, das Große aus dem vereinigten Kleinen, das Starke aus dem gesammelten Schwachen. — Die irdische Lebensthätigkeit macht — in soweit sie erkannt ist — keine Sprünge, das heißt, sie zerreißt nicht die Kette von Ursachen und Wirkungen, ja, sie läßt nicht auch nur ein einziges Glied dieser Kette außer Acht.

Da, wo die Menschen sich rühmen — in Kraft überirdischer Mittheilungen — von Ausnahmen, also von einer „wunderbaren" Aufhebung dieses irdischen Lebensgesetzes reden zu dürfen, liegen entweder beabsichtigte oder absichtslose Täuschungen und Irrungen zu Grunde. Kant sagt: „Unser Verstand staunt oft ein Wunder an, das er sich selbst erst geschaffen hat." — Ein Wunder gehört nur dem Glauben an, nicht der Erfahrung.

Dem Naturkundigen ist es bisher noch nicht gelungen, im Bereiche des irdischen Lebens ein solches Wunder, wie es in Glaubensreligionen behauptet wird, zu ermitteln. Da geht Alles „natürlich" zu. Dagegen muß man in einem ganz anderen Sinne sagen, daß das ganze Walten der Erdennatur ein „wunderbares," d. h. geheimnißvolles, räthselhaftes, unerforschliches sei. Dieser Begriff eines Wunders ist aber ein ganz anderer, als der des Aberglaubens. — Wenn etwas geschieht, was mit den einmal schon bekannten Naturkräften und Gesetzen im offenbaren Widerspruche steht, so kann man mit Sicherheit weit eher menschliche Unkenntniß als eine Ausnahme vom Lebensgesetze vermuthen.

Ebenso hat noch kein aufmerksamer Beobachter des Erdenlebens einen Zufall gefunden. Was man so zu nennen pflegt, sind jene Erscheinungen, deren Zusammenhang mit den veranlassenden Umständen unbekannt oder augenblicklich nicht bemerkbar ist. Was bis jetzt auf Erden geschehen und bekannt geworden ist, ob großartig oder unbedeutend, war die Folge natürlicher Gesetze und Verhältnisse. Anders weiß es kein Mensch, und wenn Einer sich einbildete, es anders zu wissen, so konnte er doch nicht den entsprechenden Beweis beibringen.

Das Erdenleben stellt sich der menschlichen Erkenntniß als ein beständiger Tauschhandel dar, voll Einfachheit und Sparsamkeit. Die Wesen empfangen und geben. Was die Einen nicht brauchen können, ist Andern nöthig, und dafür geben diese wieder jenen das Unbrauchbare, Nöthige. So athmen z. B. Menschen und Thiere „verdorbene," „unbrauchbare" Luft aus ihren Körpern; sie steigt als unsichtbarer Hauch empor und fällt im Regen wieder herab, eine „nothwendige" Nahrung der Pflanzenwelt. Was dann wieder jede Pflanze ausathmet als „unbrauchbar," „entbehrlich," das athmen Thiere und Menschen als „unentbehrlich," „brauchbar" wieder ein. Kein Hauch scheint verloren zu gehen. Mindestens hat noch Niemand bewiesen, daß Etwas ungenützt, ungetauscht vorhanden war.

Wohl aber muß der Mensch gestehen, daß ihm unzählige Naturerscheinungen vorkommen, von denen er nicht zu sagen weiß, wozu sie da seien; obgleich die menschlichen Erfahrungen gerade in diesem Punkte am meisten zugenommen haben, nemlich in der Erkenntniß jenes Naturgesetzes, wonach die Dinge der Erdennatur in stetem Wechseldienste stehen und Leben um Leben tauschen.

Eine der schwierigsten Fragen mag wohl die sein, ob das menschliche Leben dem gesammten Haushalte der Erde irgend wie zu gute kommt, oder ob es um seiner selbst willen da sei. Vom naturwissenschaftlichen Standpunkte ist diese Frage noch nicht befriedigend gelöst. Es drängt sich aber die Vermuthung

auf, daß das menschliche Leben von jenem Naturgesetze der Wechselwirkung keine Ausnahme mache, und daß das Leben selbst des „Nichtsnutzigsten“ der Menschen nicht ein ganz vergebliches gewesen sei. Die Erde erzeugt ja kein vollständig Nichtsnutziges. Nur wenn wir an unsere menschlichen Vortheile ausschließlich bedacht sind, finden wir des „Nichtsnutzigen“ überall und auch unter unsern Mitmenschen genug. Aber „meine Gedanken — spricht der Geist des Erdenlebens — sind nicht menschliche Gedanken.“

Jedem Erdenwesen scheint auch nach dem Gesetze der Sparsamkeit das zu Theil zu werden, was ihm nöthig ist. Aber auch hierin ist die menschliche Erkenntniß nicht im Stande gewesen, den ganzen Umfang des Gesetzes zu begreifen. Während z. B. die Rückgratthiere mit zwei Augen versehen sind, besitzen einige Gliederthiere (Insekten) deren gegen 60,000. Eine ganze Reihe anderer Thierarten aus den verschiedensten Klassen erhielt dagegen entweder ein sehr unvollkommenes oder gar kein Auge.

Das Gesetz der Einfachheit zeigt sich in der Verbindung von Ursachen und Wirkungen. Man sieht z. B. aus der Verwandlung von einigen und 60 sogenannten Elementen (unzerlegbaren Grundstoffen) die ganze Pracht und Größe des Erdenlebens und seiner Geschöpfe hervorgehen.

Die Thätigkeit der Erdengeschöpfe im Ganzen und Einzelnen ist der Kern des irdischen Lebens. Alles arbeitet und muß arbeiten. Rastlos wirken die verschiedenartigsten Kräfte, gestalten hier, zerstören dort und scheinen nie fertig werden zu können. Einzeln sieht man kaum Eine in Wirksamkeit, meistens arbeiten sie gruppenweise, wie Meister und Gehilfen. Und hört die Eine auf anführend und maßgebend thätig zu sein, so tritt eine Andere sofort an ihre Stelle.

Wo immer aber eine Kraft sich noch so leise regt, da läßt sich auch der verwandte Stoff finden, und wo immer Stoff ist, da walten auch befreundete Kräfte. Kraft ohne Stoff, Stoff ohne Kraft hat noch Niemand aufgefunden.

Auch findet der forschende Menschengeist, daß im Haushalte des Erdenlebens jedes Wesen Alles leistet, was es leisten kann. Darüber hinaus scheint es keine Aufgabe zu haben. Demgemäß sehen wir uns genöthigt, die uns bekannten Erdenwesen — jedes in seiner Art und nach seiner Bestimmung — vollkommen zu nennen. Da wir aber nicht von allen Dingen Zweck und Bestimmung errathen, so können und dürfen wir nicht sagen, ein Ding sei unzweckmäßig oder unvollkommen. Wir dürfen überhaupt nicht vergessen, daß der Maßstab, mit welchem wir die Natur messen, unserm eigenen Thun entnommen ist, und daß er nicht der ist, den die Natur hat. Diesen kennen wir noch gar nicht. Demnach sind z. B. die sogenannten Mißgeburten aller Art allerdings bedenkliche Erscheinungen, von denen wir aber eben nicht viel mehr zu sagen wissen, als daß es Entwicklungen sein mögen, die irgend wie gestört wurden und die vielleicht entstanden sind, weil die Kräfte der Natur die einmal angefangene Arbeit trotz den Hindernissen eifrig fortgesetzt haben. Solche Dinge sind Ausnahmen, nicht vom Gesetze der Kraft, sondern nur von dem der Gestalt. Es sind Mißgestalten. Aber mehr dürfen und können wir nicht sagen. Wir wissen nicht, welche Zwecke sie im Haushalte des Erdenlebens erfüllen.

Minder räthselhaft sind die sogenannten „bösen", „schlechten", „üblen" Naturerscheinungen. Die Erde zeigt sich so geartet, daß ihr Leben aus lauter Gegensätzen und Gegenwirkungen hervorgeht. Das Uebel zeigt sich im Erdenleben an vielen Stellen als höchst nothwendig. Wir vermuthen, daß es allgemein so ist. Die Verheerungen z. B., welche die Naturkräfte mitunter anrichten, sind selbst für den blöden Menschenverstand geringe im Vergleich zu dem Nutzen, den sie mit sich führen.

Die Thätigkeit der einzelnen Erdenwesen ist vielfach und vielseitig. „Dasselbe Ur-Theilchen (Atom), welches Steine, Luft, Wasser u. A. bilden half, bildete zu einer andern Zeit einen Theil des Menschenkörpers und nimmt vielleicht noch Theil an Erzeugung der schwierigsten Gedankenarbeit, worauf es einen anderen Schauplatz der Thätigkeit erhalten und in fortdauerndem Kreislauf die verschiedensten Bahnen verfolgen wird, hier als

Unrath (nach menschlichem Worte und Begriff) dort als duftender Farbenschmelz auf Blumenkelchen.“ *)

Einzelne Thätigkeiten der Erdennatur machen sich für uns Menschen ganz besonders auffallend, wie die im Wasser, in der Wärme, Luft, wie die Anziehung, Abstoßung. Daher waren Denker des Alterthums leicht geneigt, die ihnen auffälligsten Naturkräfte für die Seele des Erdenlebens zu halten. Demgemäß läßt z. B. Göthe in seiner Dichtung „Faust“ Einen der sieben Weisen Griechenlands, Thales, sagen:

„Alles ist aus dem Wasser entsprungen!
Alles wird durch das Wasser erhalten!
Ocean, gönn' uns dein ewiges Walten.
Wenn du nicht Wolken sendetest,
Nicht reiche Bäche spendetest,
Hin und her nicht Flüsse wendetest,
Die Ströme nicht vollendetest,
Was wären Gebirge, was Ebenen und Welt?
Du bist's, der das frischeste Leben erhält!“ —

Aber das Wasser, das lösend und bindend, nährend und reinigend, allgeschäftig und zudringlich, den Erdkörper und alle seine Geschöpfe durchströmt, steht im Verein und im Kampfe mit andern Kräften.

„Vom starren Krystall an bis in die beweglichen Tiefen des Menschenvölkerlebens hinein, durchdringt das Wasser im Verein mit Wärme, Luft und andern Kräften den Erdkörper als Blut.“

Die Berge z. B. sind im Verein von verwandten Gebilden, die durch Wasser und Feuer des Erdinnern, durch magnetische und elektrische Kräfte emporgerichtet worden sind. Wie allmächtig und allgegenwärtig des Wassers Kraft sein mag, sie ist nicht einzig, nicht selbstständig, nicht unabhängig. Es herrscht vielmehr das Gesetz, daß nur durch die Zusammenwirkung verschiedener

*) Büchner: Natur und Geist.

Kräfte die Erdengeschöpfe erzeugt und verwandelt werden. Und kein verständiger Forscher kann genau und bestimmt angeben, welche von vielen wirksamen Kräften die Erste oder Letzte, welche nothwendig oder entbehrlich ist. Denn auch das Kleinste hat seine Macht und seinen Platz im allgemeinen Zusammenleben.

An der Bildung der Erdrinde z. B. haben an manchen Stellen Wesen Antheil genommen, die so klein waren, daß das menschliche Auge sie — wenigstens ohne Hilfsmittel (Microscope) — nicht sehen konnte. Die Zahl solcher winzigen Wesen ersetzte die fehlende Größe. „Ohne sie erhöbe sich das stolze England nicht auf seinen Kreidefelsen, trotzte unsere norddeutsche Ebene nicht den Fluthen des Meeres."

Ohne Macht, ohnmächtig, ist kein Erdenwesen, und Größe oder Gewicht des Einen überwältigt allein noch nicht ein Anderes, wohl aber der innige Verein vieler kleinen Kräfte. Es gibt überhaupt kein Großes, Gewaltiges, Starkes im irdischen Haushalte, das sich nicht aus kleinen Wirkungen zusammengesetzt hätte. Die Elektrizität besteht aus unendlich kleinen, überall zerstreuten Thätigkeiten, die in eine Kette vereinigt und rasch auf einander folgend zu einer riesigen, unwiderstehlichen, Alles niederschmetternden Blitzgewalt werden.

Darum ist aber auch im Erdenhaushalte kein Wesen verachtet oder verächtlich, so wie keines bevorzugt oder begünstigt. Eines reihet sich nur an das Andere. Das Höchste steht auf den Schultern des Niedrigsten und verdankt ihm sein Dasein. Das Niederste trägt seinen Antheil zur Schönheit des Höchsten bei, und erst alle einzelnen, kleinen zusammen machen das große Ganze aus.

Aus den neuesten wissentschaftlichen Forschungen ergibt sich u. A. auch soviel, daß die Erde niemals allgemeine „Sündfluthen" oder plötzliche Umgestaltungen zu erleiden gehabt hat, ebenso als ein vollkommener Untergang lebendiger Bevölkerungen und eine spätere Neubildung — wie bibelgläubige Theologen gern nachweisen möchten — niemals stattgefunden hat. Alle Umwälzungen,

welche die Naturforscher aus den übrig gebliebenen Spuren, erkennen, sind weder allgemein, noch plötzlich, noch überhaupt gewaltsam gewesen, und haben sich stets nur auf kleine Theile der Erdrunde beschränkt, allmählig sich entwickelnd und langsam sich vollendend. Solche Veränderungen geschehen auch jetzt noch in bemerkbarer Weise.

„Die Küste von Schweden und Norwegen hebt sich seit Jahrhunderten aus dem Meere empor — immer in 100 Jahren um 3 Fuß, so daß sie in einigen hunderttausend Jahren die Höhe der Alpen haben muß, auf denen vielleicht die Nachkommen Ueberreste heutiger Meerbewohner finden werden. — Von dieser Steigerung geben die Verhältnisse im Innern des Landes auch nicht das mindeste Anzeichen. Die vulkanischen Erscheinungen sind eben so gut, wie die einzelnen Ausbrüche glühender Gesteine früherer Zeiten örtlich beschränkt. Kurz, keine einzige Thatsache ist vorhanden, welche nicht ebenso gut und noch viel besser durch eine höchst langsame, allmälige Wirkung erklärt werden könnte."*)

Bekannt ist der beständige Bau der Corallenthiere.

Murchison hat in seiner Untersuchung der geologischen Verhältnisse Rußlands nachgewiesen, daß dort die Erdschichten noch so liegen, wie sie sich gebildet haben, und daß da keine Spur von zerstörenden Fluthen oder heftigen Ereignissen zu finden sei, welche dem thierischen Leben hätten ein Ende machen können.

Ebenso ist es als feststehend anzunehmen, daß die heutigen Naturkräfte auch die aller Zeiten gewesen sind. „Es ist wahr, daß in der Erdkunde als einer Wissenschaft, die vielfach auf Vermuthungen und Schlüssen beruht, noch sehr auseinandergehende Meinungen herrschen und Vieles aus der Entstehungsgeschichte der Erde durchaus dunkel und zweifelhaft ist: was aber nicht dunkel und nicht zweifelhaft ist, das ist die Gewißheit, daß bei der Entwicklung der Erde niemals andere Kräfte oder Gesetze thätig gewesen sind als die gewöhnlichen der uns noch heute umgebenden Natur. Darüber sind alle Naturkenner einig."**)

---

*) C. Vogt.
**) Büchner.

Die Zahl der Gesetze, denen das Erdenleben unterliegt, ist unabsehbar groß. Die meisten derselben liegen so tief und wirken so sehr in einander, daß es der wissenschaftlichen Forschung bis jetzt nicht gelingen konnte, sie Alle auseinander zu halten und als Einzelne zu erkennen. Man kann aber nicht wohl behaupten, daß der menschliche Geist sie nicht einst wird erforschen oder überschauen können. Hat er doch in jüngster Zeit geleistet, was der gesammten Vergangenheit unmöglich schien.

In Bezug auf die Naturgesetze, welche unbeugsam strenge, ohne Rücksicht auf menschliche Moral und Gemüthlichkeit, walten, sind folgende Sätze zur Berichtigung altreligiöser Ansichten besonders merkens- und bedenkenswerth:

Was da auf Erden angefangen hat, das hat auch ein gewisses Ende, und angefangen hat, so viel wir erkennen, Alles.

Alles Leben ist allmälige Fortbewegung. Die Natur macht keine Sprünge.

Die Stoffe des Erdenlebens sind die Lebensmittel.

Auch das sogenannte Sterben ist ein allmäliges.

Das Erdenleben bietet dem Menschenverstande ungemein viel Ungewöhnliches, aber nichts Ueber- oder Unnatürliches dar. Nur im Menschenleben findet sich Widernatürlichkeit.

Alles uns Bekannte muß sich, ohne Ausnahme, der naturgesetzlichen Ordnung unterwerfen. Der Mensch versucht das Gegentheil und findet im Versuche die angemessene Strafe.

Ob der Mensch den Ring der neugeschaffenen Wesen schließt, ist noch immer eine Frage.

Die Erde ist nicht ein auserlesenes Kleinod im Weltenall, die Sonne nicht der Erde Magd, der Mensch nicht der Liebling des Himmels.

Die Erde ist im Ganzen eine beständig gebärende Mutter.

Je näher dem Lichte und der Wärme, desto sichtbarer das Leben; an den Polen erstarrt es.

Alle Erdenwesen lassen eine gewaltige Lebenslust erkennen; nur der Mensch versucht manchmal dieselbe zu verläugnen.

Im Erdenleben gibt es kein Oben und Unten.

Aus der Zelle des Kohlkrautes entsteht niemals eine Eiche, aus dem Samen eines Schmetterlings niemals ein Vogel, aus dem Keim eines Pferdes niemals ein Löwe, u. s. w.

Alles Große geht aus dem Kleinen hervor. Dasselbe Gesetz durchdringt das Kleinste wie das Größte; derselbe Geist, dieselbe Weisheit, dieselbe Güte waltet in Jedem.

Das Streben der Natur ist nirgendwo eine Last, wohl aber überall Lust.

Nichts lebt ganz umsonst. Ueberall ist Gegenseitigkeit und Wechseldienst. Eines frißt das Andere; Eines lebt vom Andern.

Die Erdenwesen suchen nie das Gleiche, sondern nur das Verwandte. Wirkung und Zeugung sind Versöhnung der Gegensätze. Alles Leben ist auf Verbindung des Verwandten, auf eine Art Ehe, angewiesen.

In der Nahrung findet jedes irdische Wesen seine eigene Lebenssubstanz.

Nach dem Gesetze der Schwerkraft ordnet sich jede Bewegung und Ruhe. Wenn der Mensch geht, steht, sitzt, liegt, fällt, tanzt, reitet u. s. w. folgt er diesem Naturgesetze.

Die Kraft wird geboren aus Masse und Geschwindigkeit, im rollenden Stein, in der herabstürzenden Lawine, im Schwung des Rades, in der Thätigkeit der Muskeln und Nerven thierischer Köper u. s. w.

Die Natur hat überall ihr eigenes bestimmtes Maaß;

4 Loth Phosphor verbrannt in Luft geben stets 9 Loth Säure; 20 Loth Eisen verrostet geben stets 28 Loth Eisenoxyd u. s. w.

Das Erdenleben ist die Ruhelosigkeit; das Erdenreich ist der Unfriede.

Der Mensch kann sich nur dann frei nennen, wenn er im vollständigen Einklange mit den Gesetzen des Erdenlebens steht. Diesen gegenüber ist er nur insofern freier als ein anderes Erdenwesen, als er im Stande ist, sich ihnen zu seinem Nachtheil widersetzen zu wollen oder ihnen zu seinem Vortheil auf das Pünktlichste zu gehorchen.

Das Leben der gesammten Erde ist nicht um des Menschen Willen allein da. Die Erde kümmert sich um ihn nicht in der Weise, wie er sich in seiner Einbildung vorreden möchte.

II.

„Wirke so viel du willst, du stehst doch ewig allein da,
Bis an das All die Natur dich, die Gewaltige, knüpft."
Schiller.

Die Fülle der menschlichen Kraft kommt aus der Erde und ihrem Leben. Der Mensch hat nichts, was er nicht von der Erdennatur empfangen hätte, und alles das, was ihn zum stolzen Selbstgefühl erheben kann, mußte er sich aus irdischen Lebenskräften aneignen.

Auf Arbeit und Noth ist die Menschheit angewiesen; zum Glücke hat sie Fähigkeiten irdischer Beschaffenheit, sich in Beiden zu behelfen. Der Arbeit verdankt sie so unendlich viel Gutes, als sie genießt. Wenn je eine Gottheit das Menschengeschlecht zur Arbeit verflucht hätte — wie eine alte Sage lehrt und viele glauben — so wäre das ein segensreicher Fluch ge-

worden. Aus der Arbeit des Erdenlebens quillt aber der breite Strom menschlicher Lebenskräfte; in der That ist nur die Einbildung, daß Arbeit eine Last sei, ein großes Uebel und die Quelle menschlicher Schwäche. Arbeit erlöste einen Theil der Menschen aus jener thierischen Sklaverei, der noch jetzt ein anderer — den Naturkräften gegenüber — verfallen ist. Uebermäßige Arbeit, dem Einen allein zugewiesen, während der Andere faulenzt, ist freilich weder naturgemäß noch segensreich.

Die Noth ist der einzige, unersetzliche Lehrmeister, durch welchen die Menschheit eine Fülle der Kraft aus dem Erdenleben gewinnen lernt. Ohne Noth würde der Mensch ein dem Instinkt nachgehendes Vieh werden.

Der Mensch ist nicht über die Natur der Erde erhaben und darf daher dieselbe in keiner Weise verachten. Wenn er auf der Stufenleiter irdischer Wesen eine der ihm bekannten höchsten Stufen (vielleicht — das weiß er nicht — die höchste) einnimmt, so gehört er doch in die Reihe der Erdenwesen, und steht nicht außerhalb derselben. Wo er in hochmüthiger Ueberhebung die Erdennatur als etwas unter seiner Würde erscheinendes ansieht, da ist und bleibt er in der That von ihr und ihren Kräften abhängig. Selbst den Stoff zu seiner hochmüthigen Einbildung liefert sie ihm.

So sehen wir viele Menschen fromme Lieder über die Erbärmlichkeit irdischer Dinge singen und doch um sie ängstlich betteln. —

Nirgends zeigt sich die menschliche Erhabenheit in einem zweifelhafteren Lichte, als da, wo ihr das Naturleben seine niedrigsten Erzeugnisse spenden muß, weil die gerühmte Erhabenheit sonst nicht bestehen könnte. Sogar aus allerhand Abfällen, Lumpen, Tuchenden, Papierschnitzeln, Hobelspänen, aus Straßenstaub, Knochen, Aasen, aus allerhand Mist ersteht der große Apparat menschlicher Pracht und Herrlichkeit, des Luxus, des Glanzes, womit ein „Meister der Schöpfung“ sich umgibt und sein Ansehen bezeichnet. Die menschliche Kenntniß und Geschicklichkeit ist im Stande, aus den verachtetsten Erdendingen einen eitlen Menschen vom Kopfe bis zum Fuße in Pracht zu kleiden und die Einrichtungsstücke seiner Wohnung vom Ersten bis zum

Letzten auf das Glanzvollste herzustellen. Die Hoheit ist fertig, aber woraus? — Jener Dichter hat ein Wahrwort erfunden, der sagte: „Was der Mensch mit Füßen tritt, das sei seine Liebe.“ —

Alle menschliche Erhabenheit ist nur der Erdennatur entlehnt.

Der Mensch ist nicht Herr der Erde und Gebieter des Erdenlebens, sondern Unterthan, angewiesen, dem Naturgesetze zu gehorchen; nur im Gehorsam liegt jene Macht, jene Herrlichkeit, deren er sich rühmt.

Wenn er sich in die Ordnung der Erdennatur nicht fügt, nicht fügen will, nicht zu fügen weiß, wird er macht- und gewaltlos, ohnmächtig.

Wenn er die Gesetze derselben und ihre eiserne Nöthigung erkennt und sein Thun darnach einrichtet, entwickelt er Macht und die Elemente, die Kräfte der Natur unterstützen dieselbe. Als er z. B. die elektrische Kraft nur einigermaßen erkannt und seine Unternehmungen ihren Gesetzen strenge untergeordnet hat, fing sie an, ihm dienstbar zu werden; sie verlieh ihm Macht: aber zuerst mußte er ihren Gesetzen gehorsam sein.

Als er diese Kraft noch nicht kannte und ihren Gesetzen zu gehorchen noch nicht verstand, fehlte ihm auch diese große Beihilfe seiner Unternehmungen. Er muß aber ihren Gesetzen immer dienstbar sein, sonst dient sie ihm nicht. Ja, wenn er leichtsinnig mit ihr umgeht, sie mißachtet, sich über sie erhaben glaubt, straft sie seine Vermessenheit wie ein Majestätsverbrechen.

Wenn er z. B. das beinahe allgegenwärtige Wasser mißbraucht, schadet es ihm. Wenn er den Strom, das Meer, den Sumpf, mit Mißachtung der Gesetze betreten würde, müßte er ertrinken. Seine Macht auf den Meeren der Erde, auf den Flüssen und Seen verdankt er dem Gehorsam, mit welchem er sich in die Gesetze der Wasserkraft zu fügen versteht. Die Kraft, die das Wasser seinen Maschinen leiht, ist an Bedingungen geknüpft, denen er sich fügen muß. Im wilden Sturm der Gewässer ist er oft ohnmächtig, aber nur immer dann, wenn er unwissend und ungeschickt ist, d. h. wenn er nicht weiß, was eigentlich vorgeht und wie er sich der Naturordnung anschmiegen soll. —

So geht es ihm mit allen Naturkräften. Sie dienen dem gehorsamen Kenner und widerstehen dem, der sie nicht achtet. — Beim Erdbeben weiß sich die Menschheit noch gar nicht zu helfen. Es ist ihr weder bekannt, was eigentlich vorgeht, noch welchem Gesetze sie zu gehorchen habe, um vor der vernichtenden Gefahr gesichert zu sein.

Das ist eben die ehrwürdige Majestät der Erdennatur, daß der Mensch wie alle andern Wesen ihren Gesetzen gehorcht, während es das Ansehen hat, als ob sie seine unterthänige Dienerin wäre. Selbst im kindischen Spiele, z. B. mit der Schaukel, dem Drachen, den Kugeln und Kegeln bedient man sich der Naturkräfte nur, indem man ihre Gesetze erfüllt.

Und wie klein ist noch immer unsere Kenntniß der Naturgesetze, und wie wenig verstehen wir noch ihnen zu gehorsamen, wenn wir die Großartigkeit und Allgewalt der Erdennatur bedenken. Unsere Erdkunde ist noch immer höchst unbedeutend im Verhältnisse zu allen unsern Lebensgefahren und Bedürfnissen, viel zu gering für unsere Sehnsucht nach Verstehen und Wissen. Millionen großer Fragen werden täglich gestellt und stehen unbeantwortet da, weil sie der menschliche Geist noch nicht hat lösen können. Darunter sind gewiß so viele, die der Menschengeist niemals lösen wird. — Du frägst, Du bist doch Herr der Schöpfung, Mensch! rede, antworte doch auch.

Der Mensch ist nicht, wie er sich gerne einbildet, ein ganz besonderer Liebling der Erdennatur. Hat er auch vor andern Wesen den Vorzug, zur Vernunft und zum freien Willen befähigt zu sein, so wirkt doch die Natur nicht in besonders auffälliger Weise zur Entwicklung dieser seiner vorzüglichen Anlage. Die Erziehung muß dieselbe ausbilden, seine Verhältnisse unter Mitmenschen müssen ihm dazu verhelfen. Geschieht dieses nicht, wird seine Erziehung verwahrlost, wird sie der Natur allein überlassen, so geschieht die Entwicklung des menschlichen Vorzuges in höchst langsamer Weise, in langen Zeiträumen.

Und dann, wenn er Mensch in Wirklichkeit geworden ist, unterstützt ihn die Natur nach Maßgabe seiner geistigen Kräfte und Unterthänigkeit unter das Gesetz gerade so wie sie jedes Thier nach Maßgabe des Instinktes unterstützt. Hat der Mensch nicht mehr

als etwa den menschlich-thierischen Instinkt, gilt er auch nicht mehr als das Thier. Er ist demnach kein besonderer Liebling der Erdennatur. Er mag sich ein Kind, einen Zögling der Mutter Erde nennen, das ist er; aber er rede sich nicht ein, daß er es sehr viel mehr ist als jedes andere Erdenwesen, dem die entsprechende nöthige Sorge — oder wenn man sagen will, Liebe — der Mutter Erde auch zu Theil wird. Einer besondern, ausnahmsweisen Sorgfalt hat er sich von dieser Seite nicht zu erfreuen.

Um jene Herrlichkeit aber, mit der er hochmüthig prahlend seinesgleichen gebietet, kümmert sich die Natur ganz und gar nicht. Ihre Elemente respektiren sie nicht. Der Blitz tödtet den Baum, das Rind, den Bauer, den fürstlichen Jäger, den edlen Reitersmann, das gekrönte Haupt, kurz Alles, was ihm in den Weg kommt. — Die Fluthen weichen nicht vor der Hoheit menschlicher Machthaber. — Der Seesturm wendet sich nicht ab vor dem Drohen menschlicher Majestät. Das Erdbeben wirft den ganzen Bau menschlicher Herrlichkeit und Größe über den Haufen. Fürstliche Schöpfungen stürzen ebenso zusammen vor dem Wehen der Naturkräfte, wie Kartenhäuser vor dem Hauche eines Kindes.

Der Mensch pflegt auch im Kampfe mit den tobenden Elementen sein eitles Herrschergefühl aufzugeben und hat nur den einen Angstgedanken, sich womöglich zu retten. Er denkt nicht daran, ein Liebling der Elemente zu sein.

Die Erdennatur verfolgt da, wo sich ihre verschiedenen Kräfte in wilder Wuth bekämpfen, ihre besondern, geheimnißvollen Lebenszwecke und opfert diesen die im Bereiche des Kampfes vorhandenen Geschöpfe, welcher Art sie immer sein mögen. Ob der Mensch darunter, ist oder nicht, gilt ihr gleich.

Für ihn, sein Glück, sein Streben, seine Wünsche, seine Entwicklung hat das Erdenleben keine Ausnahmegesetze. Die Nahrungsmittel, welche er findet, sind für ihn allein nicht erzeugt. Er ist ein Geschöpf, das fast alle Naturerzeugnisse für sich verwendet, aber er kann nicht sagen, daß sie um seiner willen allein da sind. Es ist eine unermeßliche Eitelkeit, zu glauben, Alles sei für ihn da, und die Leckerbissen, an denen er sich ergötzt, habe die Erdennatur für ihn allein erzeugt. Dieselbe Einbildung könnte jedes Wesen, Thier, Pflanze und Gestein haben.

Das Menschengeschlecht nimmt einigen Antheil an der Bildung und Entwicklung der äußeren Erdengestalt, aber es übt nicht den mindesten Einfluß auf die Erdenlebensgesetze. Es verändert Manches im Bereiche seiner Kräfte, theils nach Art der Thiere und Pflanzen, wie z. B. der Corallenthiere, die Inseln aufbauen; oder der Moose, die auf nacktem Felsengestein fruchtbare Erdkrummen begründen; theils durch freie Wirksamkeit, indem es z. B. ungeheure Waldstrecken ausrodet, und durch Feldbau verändert, oder Seen und Moräste austrocknet und bepflanzt, Gewässer ableitet, Flüssen eine andere Richtung gibt u. dgl. m. Es sind sogar einige Gattungen der Pflanzen und Thiere durch menschliche Bemühungen aus ihren ursprünglichen Erdstrichen hinaus in andere gebracht worden. (Andere Gattungen derselben haben auch ohne menschliches Zuthun und aus natürlichen Ursachen eine Wanderung in ferne Zonen angetreten.) Die Menschheit kann sich aber nicht rühmen, nur wohlthätigen Einfluß auf die Gestaltung der äußern Erdengestalt ausgeübt zu haben. Durch Unvernunft und Uebermuth hat sie oft vielmehr Verwüstungen und Störungen in der Harmonie der Erdenschöpfung angerichtet, ohne den Schaden wieder gut machen zu können.

So folgt z. B. den Schritten menschlicher Culturbestrebungen ein breiter Streifen verwüsteter Ländereien. Insoweit der Mensch Macht ausgeübt hat über die Naturgeschöpfe, hat er sie meistens mißbraucht. Vor den habsüchtigen Wanderungen der Menschheit liegt die ursprüngliche, überreiche, unvergleichlich schöne Flora, hinter denselben die Wüstenei verdorbener, häßlicher Länder. Der Mensch selbst flieht den Schauplatz seiner Thaten, um anderswo den Vortheil zu suchen und neue Naturschätze seiner wenig überlegten Verschwendung, ja oft nur einer kindischen Zerstörungswuth zu opfern. Einzelne Ländereien bieten ein höchst trauriges Bild vergangener Menschenbestrebungen dar. Die Axt hat Wälder vernichtet, und die Flächen kahl gemacht. Dürres Gestripp umgiebt die Wiesen, deren Grün nur kurze Zeit dauert und schnell im Brande der steigenden Sonne vergilbt. Das Wasser fehlt, weil es den Schatten der Bäume entbehrt und mit dem Moose schwindet dann aller Segen. Die Ausrottung der Wälder z. B. ist eine Sünde, von der man einst sagen wird, ihre Schuld, ihr Fluch erbe sich von Geschlecht zu Geschlecht. Die Menschheit der Zukunft wird sie büßen.

Demnach hat der Mensch sich bisher auch nicht durch besondere Liebe und Werthschätzung der Erdennatur hervorgethan.

Tausend Mittel bietet die Erdennatur zu demselben Zwecke; wenn der Mensch sie kennt und anzuwenden weiß, so gewinnt er an Lebensmacht; wenn nicht, unterliegt er den Beschwerden des Erdenlebens. Jede neue Entdeckung, der in die Naturwissenschaft gemacht wird, stellt eine neue Blüthe auf dem Baume des menschlichen Lebens dar, die eine zukünftige Frucht verspricht. Die Menschen der Gegenwart genießen vielfach die Früchte jener Entdeckungen, welche ihre Vorgänger gemacht haben. Freilich hat es auch Blüthen gegeben, die fruchtlos abgefallen sind. Wie fruchtbar dagegen zeigt sich z. B. die Entdeckung des Quecksilber-Barometers, mit dem man jetzt u. A. auch Höhen der Gebirge zu messen im Stande ist, die ohne dieses Hilfsmittel vollständig unermeßlich wären. „Der nur 5 Fuß hohe Mensch bestimmt die Höhen der Berge und die Tiefen der Meere." — Wie groß ist die Einsicht in das stille Walten der Natur geworden, wie gewaltig der Nutzen dieser Einsicht, seitdem das Microscop in Anwendung gekommen ist. — Ein denkender Blick auf die Magnetnadel, die abweicht, wenn der elektrische Strom an ihr vorübergeht, war hinreichend, um den Menschen zu lehren, sich Beider zum Sprechen in weite Fernen zu bedienen. Wenn er es nun thut, und auf hunderte Meilen Entfernung, wohl gar auf die andere Erdhälfte hin spricht: so ist diese wunderbare Macht die süße Frucht seiner Wissenschaft.

Wenn der Mensch sich vor allen andern Wesen einer ausgedehnten Freiheit rühmt, so verdankt er dieselbe einzig seiner Kenntniß der Naturkräfte, und jener pünktlichen Genauigkeit, mit der er sich in die Naturgesetze zu fügen versteht, so wie endlich auch der Geschicklichkeit, die Natur in ihrem Schöpfungswalten nachzuahmen.

Mit dem Naturgesetze im Kopfe sagt er zu den Elementar-Kräften: ihr sollt mir gewisse Dienste leisten — und sie gehorchen. Sagte einst der Grieche Zeno mit philosophischer Beziehung: „Der Weise allein ist frei" und hat er wahr gesprochen, so ist nicht minder richtig, was heutigen Tages

ein Naturforscher — Moleschott — sagt: „Jeder ist frei, der sich der Nothwendigkeit seines Daseins, seiner Verhältnisse, Bedürfnisse, Ansprüche und Forderungen, der Schranken und Tragweite seines Wirkens mit Freuden bewußt ist.“

Das ist der Wissende, der Weise. Und wenn der Mensch dem Gotte, seinem Gotte, dem Ideal eines höchsten Wesens ähnlich zu sein behaupten will, so kann er das nur auf Grund seiner richtigen Erkenntnisse, die ihn zu einem kleinen Schöpfer in der Natur machen. Nie aber kann er durch Unwissenheit oder auch nur durch den bloßen Glauben (durch Einbildung) der Gottheit Ebenbild darstellen; nie durch Ungehorsam gegen die Naturgesetze, nie durch Verachtung oder Mißbrauch des irdischen Daseins. —

Wenn sich endlich der Mensch wie ein kleiner Erdengott wohl und froh fühlt, sich das Leben leicht und bequem macht, sich wie ein Herr und Eigenthümer der Erde geberdet, so darf er das nur in Kraft seiner Wissenschaft. Wie viel Dienste erweiset ihm z. B. das Pflanzenreich, das ihn nicht etwa nur nährt und kleidet; er weiß die Pflanze zu verarbeiten und zieht alle möglichen Vortheile der Bequemlichkeit, des Reichthums, des Wohlseins und Vergnügens daraus. Der unwissende Wilde entbehrt in dieser Beziehung unsäglich viel.

III.

„Um Erden wandeln Monde, Erden um Sonnen,
aller Sonnen Heere wandeln um eine große Sonne.“
Herder.

Das Erdenleben ist nicht unabhängig von dem Dasein der Sternenwelt. Vorzüglich ist der Einfluß zu bemerken, welchen das Leben der Sonne auf das Erdenleben ausübt. Es ist nicht genug, daß man sagt, die Sonne verbreite Licht auf der Erde, oder lasse die irdischen Dinge in Farben erscheinen und wecke die Wärme der Erdkörper; man muß den ganzen Umfang des sonnlichen Einflusses erkennen, der in den Worten liegt: „An ihren (der Sonne) Gang, ihre Thätigkeit, ihren Einfluß sind

alle Segnungen, die die Erde spendet, gebunden. Steigt sie bei uns höher hinauf, so erwachen die Kräfte der Erde, und wenn sie sinkt, so nehmen diese ab."*)

Ohne die jeden Augenblick zu empfangende Einwirkung der Sonne wäre die Erde eine todte Masse, die auseinander fallen müßte. Alles „Werden" der Erdenwesen, d. i. ihre Entwicklung, ihr Wachsthum, ihre Vervollkommnung, Vollendung und Verwandlung im Tode sehen wir von dem Sonnendasein bedingt.

Wir erkennen vorzüglich drei Wirkungen als maaßgebend für alles Erdenleben und nennen sie Licht, Wärme und Anziehungskraft.

Nimm, wo und soviel du kannst, den irdischen Dingen Licht und Wärme, so sind sie gestört in ihrem „Werden." Entziehe dem Menschenkeime Licht und Wärme, so wird er nicht. Durch die Anziehungskraft, welche die Sonne auf unsern Stern ausübt, ist diese mit unabweislicher Strenge an ihr Leben gebunden, und wie auch die Erde vermöge der ihr eigenen Fliehkraft in's Weite zu dringen strebt, sie kann doch nicht aus dem Sonnenkreise und aus der ihr angewiesenen Laufbahn heraustreten. Sie muß ein Mitglied der Sonnenfamilie, Schwester der vielen Gestirne, die der Sonnenmutter zugehören, bleiben. — Das ist auch die mittelbare Bestimmung der Menschheit.

Aber auch die Planeten und ihre Angehörigen als Glieder der Sonnenfamilie stehen mit einander in einem wirksamen Zusammenhange und die Erde empfängt wahrscheinlich Einfluß von den Gestirnen des Sonnensystems. (Daß sie auch auf sie wirkt, ist zu vermuthen, nachgewiesen ist es vorläufig nicht.)

Vom Monde sagten sich die Menschen von jeher die sonderbarsten Dinge, wie er Einfluß habe auf alle Erdengeschöpfe. Da das Mondlicht eigentlich nur wiederstrahlendes Sonnenlicht ist, so hat der Glaube an seine Einwirkung auf Witterung, Fluth, Gesundheit u. dgl. einen Grund, den genau zu bestimmen dem Fortschritte menschlicher Erkenntniß vorbehalten bleibt.

Daß endlich auch die andern Gestirne auf das Erdenleben

*) Diesterweg.

einwirken, stellt die Wissenschaft immer mehr fest, ja wir geben uns der Ahnung hin, daß das Erdenleben bedingt sei durch den Zusammenhang mit dem ganzen Weltall, so daß die Erde und ihre Angehörigen nicht für sich allein, ohne diesen Zusammenhang mit der übrigen Welt, bestehen könnten.

Im Vergleiche zu andern Gestirnen, selbst schon zu solchen, die der Sonnenfamilie angehören, ist unsere Erde sehr klein, so daß sie von einigen ihrer Geschwister herab mit menschlichen Augen gar nicht zu sehen wäre. Nur zwei Planeten, Merkur und Venus, stehen ihr, so wie ihr eigener Begleiter, Mond, an Größe nach.

Sie erscheint demnach und nach Maßgabe ihrer Stellung, Umlaufszeit und Schwungkraft unter den kleinen Gestirnen als eine Art Mittelgeschöpf der Welt.

Für uns Menschen aber ist sie freilich Alles, der Sammelplatz des vielfältigsten Lebens, Wiege, Erziehungshaus, Schule, Spielplatz, Werkstätte, Wohnhaus, Lustgarten und Friedhof aller Erdenwesen.

Sie hat ein eigenes, aber auch ein von höhern Kräften abhängiges Schaffen; sie hat eine eigene, aber auch von Weltgesetzen abhängige Lebensgeschichte.

Es ist anzunehmen, daß ihr Schaffen und ihre Lebensgeschichte sich in andern Gestirnen nicht wiederholt, daß diese vielmehr ein ganz eigenthümliches, besonderes, wenn auch abhängiges Leben haben. Von einigen Gestirnen kann es die Wissenschaft schon selbst mit Gewißheit behaupten. —

Aber alle die Weltentheilleben gehorchen Einem und demselben Urgesetze. Wenigstens ist das Gegentheil nicht denkbar.

Jeder denkende Naturfreund und Beochbachter ist Zeuge der besonderen Werkthätigkeit der Erde und zugleich ihrer Abhängigkeit von einer wundervollen Weltordnung.

Es ist sehr schwer, sich von den Räumen und Entfernungen einen Begriff zu machen, die sich zwischen der Erde und den

verschiedenen Gestirnen befinden. Unsere gewöhnliche Maaße reichen da nicht aus, sie mögen Namen haben, welche sie wollen.

Die Lehrer der Himmelswissenschaft haben sich bereits genöthigt gesehen, die Sonnenweite, d. i. die Entfernung der Erde von der Sonne — 20 Millionen Meilen — als gewöhnliche Meßruthe zu gebrauchen. Da ihnen aber diese auch nicht immer hinlänglich groß erscheint, so bedienen sie sich noch einer längern, die sie die Siriusweite nennen, mit der die Entfernung eines gewissen Sternes, genannt Sirius, angezeigt ist.

Dem gewöhnlichen Menschenverstande schwindelt schon bei Nennung solcher Meßruthen; ihm mag es erlaubt sein, sich durch beiläufige Vergleiche und Beispiele eine Ahnung der großen Entfernungen, in denen die Gestirne sich bewegen, zu verschaffen. Z. B.:

Der Sturmwind durchfegt in 1 Sekunde 50 Fuß Längenraum. Würde es nun möglich sein, daß eine Menschenseele sich von ihrem Körper trennen und vom Sturmwind forttragen ließe, und wäre es möglich, daß der Sturmwind von der Erde hinweg zum Monde hinführe, so würde eine solche Seele daselbst in 9½ Monaten ankommen. Könnte dieselbe dann vom Monde auf den Fittigen des Sturmwindes weiter — zur Sonne — ziehen, so müßte sie Tag und Nacht mit gleichmäßiger Schnelligkeit dahin sausen, um in 315 Jahren dort anzulangen.

Die rabbinischen Theologen des jüdischen Alterthums ahnten gewiß nicht, wie viel, oder vielmehr wie wenig sie behaupteten, wenn sie von Jehovah aussagten:*) „Was thut Gott bei Nacht? Er setzt sich auf den schnellsten Cherub und reitet durch die 18,000 von ihm erschaffenen Welten,“ wie geschrieben steht: (Psalm 68, 18.) „Der Wagen Gottes (zum Fahren) sind viel tausendmal tausend.“

Die Entfernungen, welche diese altjüdischen Theologen annahmen, haben sie beiläufig ausgedrückt in folgenden Zahlen: „Von der Erde bis zum 1. Himmel ist es so weit, als man in 500 Jahren gehen kann, und eben so weit ist es von dem

*) Talmud: Avoda Sara 3, b.

1. Himmel zum 2., vom 2. zum 3., vom 3. zum 4., vom 4. zum 5., vom 5. zum 6., vom 6. zum 7."*)

Doch der Sturmwind, wenn er in 315 Jahren erst die Sonne erreichen könnte, wäre für die nach dem Jenseits sehnsüchtige Seele eine viel zu langsame Lokomotive. Das Jenseits, wohin die Seele fliehen möchte, liegt vielleicht über den Sternen, jenseits. Sie würde sich ein schnelleres Beförderungsmittel wählen müssen. Wohlan! Der Lichtstrahl ist viel schneller als der Sturmwind. Den Weg, den dieser in 315 Jahren zurücklegen könnte, beschreibt jener in beiläufig 8 Minuten.

Die des Körpers entledigte Seele besteige den Lichtstrahl und eile zum Monde. In 1¼ Sekunde wird sie da sein; in der Sonne nach 8 Minuten. Weiter fort zum Jupiter (133 Millionen Meilen) in 52 Minuten; weiter zum Uranus (4 Millionen M.) in 2 Stunden; zum Neptun (30 Sonnenweiten) in 4—5 Stunden. Nun passirt die gute Seele zufällig den Kometen von 1811, — 14 Stunden weit von der mütterlichen Erde. — Werde nicht müde, liebe Seele! Fort, empor zum hellsten Sterne im Bilde des Centauren — in 3½ Jahren. — Ach! — Fort! Noch weiter! —

Zu einem Stern	1. Größe	—	in etwa	12	Jahren;**)
Zum Sirius, Stern	2. „	—	„ „	20	„
Zum Polarstern, Stern	3. „	—	„ „	30	„
Zu einem Stern	4. „	—	„ „	45	„
Zum Capella, Stern	5. „	—	„ „	66	„
Zu einem Stern	6. „	—	„ „	96	„
Zu einem Stern	7. „	—	„ „	180	„

Wärest Du nun am Ziele, Seele? — Nein, sie wäre noch nicht einmal in der Milchstraße. Also weiter! In 500 Jahren könnte sie, wenn ihr Flug nicht unterbrochen würde oder erlahmte, in der Milchstraße sein. Aber jenseit der Milchstraße — gibt es noch Sterne. Wenn sie einen, den man 12. Größe nennt, auf den Flügeln des Lichtes erreicht hätte, wären nur erst 4000 Jahre der Reise vergangen. Lebtest Du noch, Seele? — 4000 Jahre! Und am Ziele? — Nein. Ein zahlloses Heer von Ge-

---

*) Trakt. Chagigah bab. 13, a. u. A.
**) Nach Harding u. A.

stirnen zeigt sich von Neuem. Auf der Erde nennt man dieses Heer Sternen-Nebel. Zu ihnen hin gelangt vielleicht endlich der von der Erde ausgesandte Lichtstrahl mit seinem Passagier: aber 100,000, wohl gar Millionen Jahre verfließen. Und dann erst wäre die Seele jenseits der Welt, jenseits der Gestirne? — Wer weiß.

Vielleicht ist wahr, was Schiller in einem seiner erhabenen Gedichte singt, und das wohl zu bedenken ist:

„Die der schaffende Geist einst aus dem Chaos schlug,
Durch die schwebende Welt flieg' ich des Windes Flug,
Bis am Strande
Ihrer Wogen ich lande
Anker werf', wo kein Hauch mehr weht,
Und der Markstein der Schöpfung steht.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Anzufeuern den Flug weiter zum Reich des Nichts,
Steur' ich muthiger fort, nehme den Flug des Lichts,*)
Neblicht trüber
Himmel an mir vorüber.
Weltensysteme, Fluten im Bach,
Strudeln dem Sonnenwanderer nach.
Sieh', den einsamen Pfad wandelt ein Pilger mir
Rasch entgegen. — „Halt an, Waller, was suchst du hier?"
„„Zum Gestade
Seiner Welt meine Pfade!
Segle hin, wo kein Hauch mehr weht,
Und der Markstein der Schöpfung steht.""

„Steh! Du segelst umsonst — vor dir Unendlichkeit!"
„„Steh! Du segelst umsonst — Pilger, auch hinter mir! —
Senke nieder,
Adlergedank', dein Gefieder;
Kühne Seglerin, Phantasie,
Werf ein muthloses Anker hie.""

---

*) Der elektrische Funke soll eine Geschwindigkeit von 60,000 Meilen in der Secunde haben. Demnach wäre er nicht viel schneller als das Licht. Vorläufig wird aber angenommen, daß das Licht die größte uns bekannte Schnelligkeit der Fortbewegung habe.

Die Ziffern aller Entfernungen der Gestirne von unserer Erde sind nicht geeignet, den menschlichen Glauben an eine Seelenwanderung nach „jenseits der Sterne" zu unterstützen, und die Schlüsse und Folgerungen, welche hier die Vernunft zu machen genöthigt ist, sind meistens von ganz eigenthümlicher Art. Z. B.: Wenn es wahr ist, daß sich über den Sternen der Himmel des Glaubens und Hoffens befindet, und wenn die abgeschiedene Menschenseele sich mit der Schnellkraft eines Lichtstrahls (20 Mill. Meilen in 8 Minuten, oder 2½ Millionen in 1 Minute) emporheben kann: so sind die Seelen der sogenannten ersten Menschen an der Gränze des Sternenkreises heute noch nicht angekommen. Wie man allgemein glaubt, haben ja diese Seelen erst vor etwa sechstausend Jahren auf Erden gelebt. — Unter denselben Annahmen wäre die Seele der Jungfrau Mutter seit ihrer Himmelfahrt gegenwärtig (nach nicht vollen 2000 Jahren) bei den Gestirnen 12. Größe noch nicht angekommen. — Der Glaube ist daher genöthigt, ein Wunder anzunehmen oder ein viel schnelleres Beförderungsmittel der abgeschiedenen Seelen anzugeben, oder endlich den Himmel der Erde näher zu rücken.

Ein anderer — bedenklicher — Fall ist dieser: Wäre es wahr, daß die Auserwählten des Himmels die Gebete der Erdenmenschen hören und durch diese zu Fürbitten bei dem höchsten Wesen bewogen werden, so könnten sie solche Gebete auf natürliche Weise erst nach einer langen Reihe von Jahrtausenden vernehmen, weil der Schall nicht einmal so schnell ist wie das Licht. (8 Minuten der Lichtschnelligkeit sind gleich 15 Jahren der Geschwindigkeit des Schalls.) — Es bleibt dem Glauben dann nur übrig, entweder den Aufenthalt der Auserwählten zwischen oder unter, oder in die Sterne zu versetzen oder — noch einfacher — die Berechnungen unserer Sternkundigen für falsch zu erklären.

Wirken dieselben Naturgesetze, die der menschliche Verstand am Erdenleben bereits erkannt hat, auch in andern Weltkörpern, in den entferntesten, ungeheuersten wie in den nahen, kleineren auf gleiche Weise? — —

Von Einigen derselben ist das Ja theilweise schon ermittelt. Wir wissen zunächst, daß alle bis jetzt bekannt gewordenen Gestirne einem Gesetze folgen, das hier auf Erden allgemein wirk-

sam ist, dem Gesetze der Anziehung. Ferner wissen wir, daß das Licht überhaupt durch den ganzen bekannten Weltenraum dieselben Eigenschaften besitzt und denselben Gesetzen der Bewegung folgt, wie das Sonnenlicht. Das Nämliche wird bereits von der Wärme behauptet. An der Materie der Gestirne vermuthet man dieselben Eigenthümlichkeiten der Theilbarkeit und Undurchdringlichkeit, wie sie an der Erden-Materie erkennbar sind. Zugestanden muß aber immer werden, daß es außerhalb unseres Planeten noch Stoffe und Kräfte geben mag, von denen wir keine Ahnung haben, die auch nach ihren eigenthümlichen Gesetzen thätig sein mögen.

Ueber unser Sonnensystem, oder über jene Sternenfamilien, die unserer Sonne zugewiesen sind, wie einer Mutter die Kinder angehören, gibt ein geistvoller Schriftsteller*) folgende lehrreiche Andeutungen:

„Die eine der Weltkugeln (Sonne) ist ein Riese, wogegen alle Andern (ihr Angehörigen) winzige Zwerge sind. Unter diesen ist wieder Jupiter ein Riese gegen alle Andern. Die eine (Saturn) fast platt, andere (Sonne, Merkur, Mond) fast rein kugelig; die eine (Mond) rauh von Gebirgen, andere (Erde) verhältnißmäßig viel glätter; eine (Merkur) dichter als die Erde, eine andere (Saturn) 10 mal dünner als die Erde, dünner als Kork und Aether; auf einer (Sonne) eine Feder bleischwer, auf andern (den Asteroiden) Blei federleicht; auf der einen (Erde, Mars) Nebel, Wolken, Wasser, Eis, auf der andern (Mond) nicht; auf diesen ein Tag von einem Monat, auf andern (Saturn, Jupiter) nur von 10 Stunden; auf der einen (Merkur) das Jahr 88 unserer Tage, auf einer andern (Neptun) mehrere hundert unserer Jahre lang; die eine um die Sonne schleichend, die andere eiligst rennend, die eine (Venus) in fast kreisförmiger Bahn, die andere (Pallas) in gestreckter Elipse; die eine (Merkur) ganz nahe um die Sonne, die andere (Neptun) unsäglich weit davon; fast alle rechtläufig, doch einige (Uranusmonde) rückläufig; fast alle Bahnen sich umschließend, doch einige (der Asteroiden) wie Kettenglieder in einander greifend; für die eine (Merkur) die

*) Fechner, Zend Avesta I, 158.

Sonne groß wie ein Wagenrad und glühend wie ein Ofen am Himmel stehend, für andere (Uranus, Neptun) wie ein ferner kalter Stern; dort der Tag blendend hell, hier dämmerig dunkel; manche (Venus, Mars) mit einer Nacht ohne Mond, andere (Erde, Jupiter, Saturn) mit 1, 4, 8 Monden; die meisten nackt, einer (Saturn) mit einem oder mehreren Reifen u. s. w. Und das alles Unterschiede, die sich schon in vielen Tausenden, ja Millionen Meilen Entfernung, beobachten oder erschließen lassen; wie mag nun Alles in der Nähe verschieden auf den verschiedenen Weltkörpern aussehen; wie ganz anders muß sich das organische Leben in Folge der andern Lebensbedingungen gestalten, wo die Schwere so ganz anders wirkt, wo die Sonne so viel glühender oder so viel kälter, wo ein so ganz anderes Jahr- oder Tagesmaaß, die Mischung und der Zusammenhang der Stoffe so ganz anders" u. s. w.

Das Menschenleben ist ein Theil des Erdenlebens; dieses ist das Leben des Sonnensystems, und dieses ist wieder durch das allgemeine Welten- (Kosmische) Leben bestimmt. Daher lebt der Mensch in seinem eigenthümlichen Erdenleben das allgemeine Welten-, Sternen-, Sonnen- und Mondes-Leben mit. Wie groß der Einfluß der Gestirne überhaupt auf das menschliche Leben sei, hat die Wissenschaft noch nicht ermittelt. Nur so viel ist gewiß, daß ohne Sonnenlicht und Wärme ein Werden und Wachsen Keinem der Erdenwesen möglich ist, — also auch nicht dem Menschen. Dagegen ist aber auch gewiß, daß das, was man Schicksal des Menschen nennt, in den Sternen nicht geschrieben ist. In der Vergangenheit haben sich gelehrte Männer vielfach bemüht, den Einfluß der Sterne auf das menschliche Leben zu erkennen. Sie wollten aus solchen Erkenntnissen eine eigene Wissenschaft (Astrologie) machen. Es ist nicht gelungen, und immer mehr kommt das Volk von dem süßen aber leeren Wahne zurück, daß es entscheidend sei, unter welchem Sternenbilde ein Menschenkind geboren werde.

„In Deiner Brust sind Deines Schicksals Sterne."*)

*) Schiller.

Vertrauen zu Dir, Entschlossenheit ist Dein wohlthätiger Stern und der einzige Uebelthäter (Maleficus der Alten) ist der Zweifel an Dir. — Eine Aenderung Deines Schicksals erwarte nicht von oben.

Dagegen kann der Anblick des gestirnten Himmels den denkenden Menschen zu jenem Selbstbewußtsein ermuntern helfen, das nothwendig ist, um in das Getriebe des eigenen Lebenswerkes entscheidend einzugreifen.

Wie klein der Mensch gegenüber einer Sternenwelt sein mag, so ist er doch „mehr, als selbst ein Heer von Sternen, die ohne Willen nur gehorchen den Gesetzen der Natur."

„In seiner sterblich schwachen Hülle wohnt einzig nur der freie Wille, der Menschheit Adel. Freie Kraft ist ihm gegeben, zur Erkenntniß aufzuschweben und dem höchsten Geist zu nahen."*)

Die Breschen, welche die Wissenschaft des Erdenlebens und der Sternenwelt — bisher — in das Castell des alt-theologischen Glaubens gemacht hat, sind zahlreich und bedeutsam genug, um einige davon zu beachten:

Die sogenannte Mosaische Schöpfungsgeschichte, auf die so viele religiöse Glaubenssätze gegründet sind, ist durch die wenn gleich noch unvollendete Erkenntniß der Sternenwelt und des Erdenlebens aus dem Buche der unzweifelhaft wahren Geschichte vollständig und für immer gestrichen. Sei sie Mythe, Sage, Bild, Parabel, pädagogisches Beispiel oder Glaubenssatz alter Zeiten, sie ist nimmermehr Inhalt reiner Thatsachen.

„Wenn sonst oft der Schein trügt, so trügt der Schein der Gestirne nicht."**) In diesem liegt die Wahrheit ihres Daseins und ihres hohen Alters. Daß wir den Schein weit entfernter

*) Mörlin.

**) Diesterweg.

Sterne sehen, gibt uns den Beweis, daß sie nicht nur sind, sondern auch schon viel früher dagewesen sind, als wir uns nach menschlichen Begriffen vorstellen können. Das Licht der entfernteren uns noch sichtbaren Gestirne, das hunderttausende von Jahren brauchte, um zu unserm Auge zu gelangen, mußte in einer entsprechenden Vorzeit ausgegangen sein. Wir haben keine Zahlen für diese Art Berechnungen, weil sie zu großartig sind, aber mit voller Gewißheit können wir sagen, daß die biblischen 6000 Jahre des Sternenalters viel zu wenig ausdrücken.

Die Lokalitäten eines Himmels für Selige, einer Hölle für Verdammte, eines Fegefeuers für zu begnadigende Büßer sind innerhalb der bekannten Sternenwelt bisher nicht zu ermitteln gewesen.

Wie nimmt sich der Oberpriester eines Erdenvolkes gegenüber der großen Sternenwelt aus, wenn er über einige Länderstreifen hin verkünden läßt, daß er binde oder löse, was im Himmel gelöst oder gebunden ist. Die Sterne glänzen in gleicher Kraft, sie gehen ihren ewigen Gang. Es ist nichts geschehen. Und die Erde bleibt und Menschen bleiben.

Zu meinen, die Himmelskörper seien um der Erde willen geschaffen, ist ebenso als wenn im Monde Leute wären, die träumen:

„Um sie geschaffen sei der Erdenball
Und all die Welten, die dort oben kreisen,
Um ihren Schifflein Nachts den Weg zu weisen.“ —

Die Erde ist aus dem von der Menschheit ihr bisher zugedachten Mittelpunkte der ganzen Welt wieder hinausgebracht und in eine bescheidenere Stellung als untergeordnetes Gestirn einer kleinen Sternenfamilie (unseres Sonnensystems) versetzt.

Sie wird dadurch, daß die menschliche Wissenschaft ihren richtigen Platz unter den zahllosen Welten erkennt und angibt, von ihrer wahren Bedeutsamkeit nichts verlieren, und auch der Erdenbewohner nichts von der Seinen.

Durch die Wissenschaft der Gestirne ist die von den Menschen einst gedachte Monarchie des Weltenreichs aufgehoben.

„Alle Theile des Universums (man bedenke, was das heißt), wirken auf einander, alle ziehen einander an, kein Theil ist von dieser Wirksamkeit ausgeschlossen: jeder Körper will sich auch in seiner Selbstständigkeit erhalten. Aus diesen Grundthätigkeiten folgt die Bewegung der ganzen Welt, die Bewegung um einander, die Bewegung um den gemeinsamen Central- und Schwerpunkt des Weltalls. Es folgt ferner daraus, oder es liegt darin, daß keiner der Regent aller übrigen ist, jeder regiert d. h. wirkt mit nach seinem Theil. Auch die Sonne ist von dem ihr angedichteten Throne zum Range der Planeten eines andern Gestirns, vielleicht zum Trabanten einer andern Sonne herabgestiegen.“*)

Wenn aber die Erde nicht mehr der Mittelpunkt der ganzen Welt ist, so hat die alte Theologie auch ihren Haupt-Tummelplatz verloren.

Ob die Gestirne bewohnt sind, und von wem, wissen wir nicht. Es ist möglich, daß Alle bewohnt sind, nichts spricht dagegen. Nur das Eine versichert die Wissenschaft, daß die Bewohner derselben nicht Menschen wie wir sein können, und sie beweiset ihre Versicherung durch Darlegung jener Verhältnisse, die auf den Gestirnen sind und mit den Verhältnissen der Erde nichts gemein haben. Zu glauben, daß Menschenseelen dort leben, haben wir vorläufig noch nicht die mindeste Veranlassung. Gar zu gern möchte sich die Hoffnung auf ein Jenseits in die Gestirne retten. Sie vergißt zu fragen, ob es da auch wohnlich und heimisch genug sei für eine nach ungetrübter Seeligkeit

---

*) Diesterweg: popul. Astronomie S. 186.

dürstende Menschenseele, ob überhaupt Gestirne einem selbst vergeistigten Erdenwesen zugänglich seien u. dgl. m.

Kein Teufel stört den Gang des Weltenlebens. — —

IV.

„O laß dich nicht verlocken, Herz! zur Ferne,
Als sei es drüben gut nur, nicht hinieden."

Der Mensch vermag es, kraft seines Glaubens, in seiner eigensten Heimat ein Fremdling zu sein, sich als Solchen zu geberden und es immer bleiben zu wollen. Das bedeutet eine gewaltsame Verhärtung des Gemüthes. Ihr fielen die Christen vergangener Jahrhunderte, ebenso wie viele nicht-christliche Religionssekten anheim. Ihr huldigt der fromme Glaube der Gegenwart noch. Einer der traurigsten Irrthümer wird zum heilig geachteten Grundsatze, die Meinung, daß die Erde nicht des Menschen Heimat, sondern daß er vielmehr Bürger einer andern Welt sei und als Solcher über die Erde nur zeitweilig hingehe.

Die nächste Folge einer so irrigen Meinung muß nothwendig die sein, daß man eine gewisse Mißachtung alles Irdischen und die Vernachlässigung jeder darauf bezüglichen Erkenntniß nährt oder heuchlerisch zur Schau trägt. — Der Fremdling hat sich ja um die Erdennatur und ihre Lebensbedingungen wenig zu kümmern: sie liegen außer seiner Sphäre. Alle darauf bezügliche Wissenschaft ist überflüssig, alle Forschung unnütze Mühe.

So denkend schwebt das an seinem heiligen Glauben hängende, der Erde entrückte Menschenkind in den Lüften zwischen Erde und Himmel, der Einen nicht mehr, dem Andern noch nicht angehörig, und wiegt sich in den Dunstwolken seiner phantastischen Einbildung. So macht der Himmelgläubige sich freiwillig heimatlos und irdisch todt, aber — nur in seiner Einbildung; in der Wirklichkeit des Erdenlebens ist Alles anders.

Der Mensch gehört der Erde an. Er ist hervorgegangen aus dem Leben der Erde, nach den Gesetzen eines unsichtbaren und unerforschlichen Gesetzgebers. Das Gesetz seines Werdens ist ein irdisches, das Gesetz seines Daseins und seiner Verwandlung ebenfalls. Die Stoffe seines Körpers, seines Blutes, Gehirns, sind irdische. Er macht keine Ausnahme von den irdischen Naturdingen; sein Name kann aus dem Register der Erdenwesen nicht gestrichen werden. Hat er Eigenschaften, durch die er sich von allen, oder richtiger von den bekannten — („alle" kennen wir nicht) — Erdenwesen unterscheidet, hat er Selbstbewußtsein höherer Art, eine bessere Seele, hat er Vernunft, Gewissen, Willensfreiheit, hat er einen Geist, den er Hauch Gottes nennt: so ist er darum noch immer nicht überirdischer, sondern irdischer Natur. — Er vermag kein Glied zu rühren, nicht zu denken, zu wollen, zu fühlen, ohne irdische Luft nach irdischen Gesetzen zu athmen, ohne von irdischer Wärme erfüllt zu sein. Irdisches Licht durchdringt sein ganzes Wesen, irdischer Magnetismus hält es zusammen, irdische Elektrizität bewegt es. Die Erde ist der einzige Schauplatz aller Thätigkeit des Menschen, der Tummelplatz aller Sorgen, Freuden und Leiden, das Feld seiner Kämpfe mit den Lebenshindernissen, seiner Siege und — Niederlagen. Was je der menschliche Geist geschaffen hat, was er seine Werke nennt, Alles ist eben so wenig wie er selbst losgerissen von seinem großen Wohnplatze. Selbst die Gedanken, die nach unserer Redeweise bis in die fernsten Himmel reichen, sind und bleiben auf der Erde und gehören ihrem Reiche an.

Ein anderer Weltkörper, ein Stern erster, mittlerer oder letzter Größe, hat eine andere und nicht die Erdennatur. Eine andere Natur entwickelt andere Körper, Organe, Empfindungen, Gedanken. So lange der Mensch nur ein Atom des irdischen Lebens darstellen würde, müßte er auch der Erde angehören und könnte nicht in ein anderes Leben passen. Wenn aber sein irdisches Wesen je verginge und an dessen Stelle (oder vielmehr nicht an dessen Stelle) ein anderes nicht irdisches Wesen träte, wenn der Mensch ganz aufhörte, und anstatt seiner in einer andern Welt irgend ein Wesen entstände ohne Zusammenhang mit dem Menschen: so wäre das ein Jenseits, mit dem der

Mensch am allerwenigsten einverstanden sein könnte. Ihm ist darum zu thun, daß Er, dieser Er, welcher er ist, auch jenseits sei.

Die nach jenseits sehnsüchtige Menschheit blickt gar oft mit stiller Zuversicht zu den lieblich blinkenden Gestirnen. Von dem Planeten Uranus sagt der wohlbekannte Astronom Littrow:

„Welcher Art die Bewohner eines Planeten sein mögen, die ihre Sonne 360 Mal kleiner sehen als wir, die selbst im Mittage noch mit unsern Augen im Finstern tappen, die sich die größten Abwechslungen von Jahreszeiten und vor Allem eine Kälte gefallen lassen müssen, die auf unserer Erde allem Leben ein plötzliches Ende bereiten würde: dies mögen unsere Leser selbst untersuchen, wo sie dann auch vielleicht die Mittel finden werden, mit welchen sich die Leute im Uranus die Langeweile ihrer — 42 unserer Jahre dauernden — Nächte vertreiben.“ — Ein satyrischer Denker unserer Zeit fügt hinzu: „Theologen und Pietisten mögen dergleichen Sterne zu Wohnsitzen verdammter Geister machen, weiter wird damit nichts anzufangen sein.“

Nenne mir etwas Irdisches, das sich dem Einflusse der Erdenanziehungskraft entwindet und entwinden könnte. Das freieste der Erdenwesen ist bekanntlich der Mensch, wenn er in seiner geistigen Kraft und Vollkommenheit die übrigen Erdenwesen zwingt, ihm zu dienen, und sich selbst der Naturgesetze zur Erreichung seiner Absichten bedient. Er kann sich von seiner irdischen Angehörigkeit nicht frei machen. Nur in Gedanken flieht er aus seiner Heimat, doch nur um desto mehr da zu sein, d. h. um es desto inniger zu fühlen, daß er hier zu bleiben hat.

Haben einzelne Menschen es gewagt, körperlich auf den Fittigen irdischer Naturgesetze z. B. im Ballon in die Lüfte — hinauf, hinunter — zu steigen, so wurden sie — lebendig oder todt — auf denselben Fittigen zurückgebracht, ehe sie noch an der Gränze des Erdenluftreiches angekommen waren. Denn es gibt in der Atmosphäre eine Gränze, wo alles irdische Leben erfriert, erstickt, vergeht; von ihr kehren nur die Leichname wieder.

Mutter Erde fordert selbst alle Ueberreste ihrer Kinder zurück, wenn sich dieselben durch übermüthigen Fluchtversuch den Tod in fernen Lüften zugezogen haben. Deserteure hat die Erde nicht; schon auf den Versuch zu fliehen ist die Todesstrafe gesetzt und wird sofort vollzogen.

Die Erde läßt sich von dem Ihrigen nichts entgehen, auch nicht Dunst, nicht Dampf, nicht Wolkenrauch, das Feinste nicht, das Geistigste nicht, nicht den Spiritus der Wesen. Wir haben nicht den allerkleinsten Erfahrungsbeweis, auch nicht einmal ein Zeichen zur Ahnung, daß die Erde einmal einen ihrer Angehörigen entlassen hat, einmal entlassen wird. Was die Menschen in Bezug auf ein Jenseits offenbaren, oder sich offenbaren lassen, kümmert die Erde nicht im Geringsten. Läßt aber der Mensch, wie jedes andere Erdengeschöpf, der Mutter, was ihr angehört, so bleibt für eine andere Welt von ihm nichts übrig.

„Die Erde ist dem Menschen ausgeredet worden“: muß sie nun nicht wieder ihm eingeredet werden?

Das Erdenleben umgibt ihn so gewaltig und durchdringt jedwede seiner geistigen Thätigkeiten so sehr, daß ihm seine irdische Zugehörigkeit nicht entgehen kann. Auch dann, wenn er mörderische Gewalt gegen seine Ueberzeugung selbst ausübt, macht sich ihm sein nahes Verhältniß zur Erde von selbst fühlbar.

Er besitzt aber unter seinen vielen Fähigkeiten auch die, sich einzubilden, daß er etwas glaube, was er in der That nicht glaubt. Er lebt ein ganzes Erdenleben und kein anderes. Er entzieht sich nicht dem Erdenleben, weil er es nicht kann, er bringt sich durch seinen zweifelhaften Glauben nur um das richtige Bewußtsein und um die weise Benutzung seines menschlichen Daseins. Er lebt und sorgt, als ob er die Erde nie verlassen wollte, obwohl seine Sehnsucht ihn nach oben zu einem geträumten Leben in unbekannte Fernen blicken, das wirkliche Dasein vernachlässigen, verachten läßt.

Wahrscheinlich ist der Mensch unter den irdischen Wesen einzig und allein in der Art, die Fähigkeit der Phantasie dazu anzuwenden, sich unzufrieden zu machen, die Erdennatur zu mißachten und das einzige Leben, das er hat, sich zu verkümmern.

Das Erdenleben ist jedenfalls besser als jener Ruf, den fromme Kirchenväter in ihren Gesängen verkündigt haben. Sie haben ihre Heimat nie gekannt. Wer sein Vaterland kennen lernt, der lernt es auch lieben. Je genauer der Mensch das Erdenleben erforscht, desto lieber und werther wird es ihm.

Was der Mensch vom Erdenleben überhaupt und von seiner Zugehörigkeit insbesondere weiß oder wissen kann, vermuthet oder vermuthen kann, hofft oder hoffen kann, ist freilich noch lange nicht so viel, als er zu wünschen im Stande ist. Jeder Mensch hat außer den gemeinsamen noch auch seine besonderen Wünsche, und viele von ihnen übersteigen alle Gränzen der Möglichkeit.

„Die Erde sei dir genug, sei dir lieb und werth." Wer die Gesetze des Erdenlebens kennt und ehrt, vertauscht seinen Glauben an ein Jenseits mit dem an ein Diesseits, wobei seiner Phantasie und seinen Herzenswünschen eben so viel, wo nicht noch weit mehr Spielraum zu lieblichen Bildern gelassen wird.

„O wollt doch nicht zum Himmel fliegen,
Denn höher sind der Menschheit Höh'n!" —
(Schlönbach.)

Jenseits des Grabes — ist die Erde. — Wir bleiben hier. Die Erde entläßt aller Erfahrung gemäß auch nicht einen Hauch aus ihrem Bereiche. Unser letzter Athemzug wird der erste eines neuen irdischen Daseins werden, und wenn sich unser Geist je selbstständig, leiblos (obwohl nie ganz körperlos) erhalten könnte — was wir aber durchaus nicht wissen — so müßte er dem Naturgesetze gemäß hier bleiben.

„Die Schlehe auf Erden ist süßer als die Feige im Himmel." Aber auch die Feige wächst auf Erden und ist nur eingebildeter Weise in den Himmel versetzt.

„O laß dich nicht verlocken, Herz, zur Ferne,
Als sei es drüben gut nur, nicht hienieden,
Die Erde weicht an Schönheit keinem Sterne;
Ein Thor träumt, daß sie uns zur Pein beschieden."
(Schlönbach.)

V.

„Es liegt ein Anker wo! Nicht ohne Halt
ist dieser Welt Erscheinung.“
L. Schefer.

Dasselbe Gesetz und dieselbe Kraft, welche den Stein aus der Luft zur Erde fallen oder über den Abhang hinab zur Tiefe kollern läßt, bis ihn ein Hinderniß aufhält, fesselt auch den Planeten an seine Sonne, die Sonne mit allen ihren Angehörigen, groß und klein, an irgend einen andern uns unbekannten Mittelpunkt, (eine Centralsonne), und alle Mittelpunkte mit ihren Sonnen und Sonnenkindern, mit Allem, „was d'rum und d'ran ist“ an — — hier stockt der Gedanke und es fehlt der menschlichen Sprache ein Begriff.

Eine Urkraft, die von irgendwo ausgeht, bewegt und erhält Alles. Ohne den Gedanken einer solchen Urkraft wird es dem die Natur betrachtenden Menschen sehr schwer, das Dasein so vieler räthselhaften und wundervollen Dinge nur im kleinsten Maße zu begreifen.

Ist die Welt eine nach bestimmten Gesetzen bewegte Masse der verschiedenartigsten Wesen, so muß es ein Bestimmendes, ein Gesetzgebendes, ein Bewegendes geben. Ist Ordnung und Vernünftigkeit in diesem Weltleben vorhanden, so setzt das eine ordnende Vernunft voraus.

Daß aber der Welteninhalt allein bewegtes und bewegendes, geordnetes und ordnendes, bestimmtes und bestimmendes Wesen zugleich und in Einem sei, hat mir noch Niemand deutlich und begreiflich machen können. Daß das Lebende zugleich auch das sich selbst Belebende sei, wird und kann die menschliche Erfahrung nicht nachweisen. Daß Ordnung und Ordner ein und dasselbe sein könne, ist mir nicht denkbar.

Eben so wenig, oder vielmehr gar nicht, kann von Willkühr und Zufall die Rede sein. Es ist die Welt lebendig in vernunftgemäßer Ordnung, in weisem Schaffen, in umsichtiger und allmächtiger Fürsorge, in voller Einheit und Harmonie aller Schöpfergedanken. Wäre irgendwo in Wirklichkeit Laune,

Zufall oder Willkür zu entdecken, so wäre auch Unvernunft, Unordnung, Vernachlässigung und Beschränkung der schaffenden Kräfte, so wäre Uneinigkeit, Disharmonie da.

Daher kommt so mancher Denker zur Ueberzeugung des weisen Aristoteles, der einst behauptete: „Derjenige, der in der Natur ein verständiges Wesen als die Ursache der Welt und ihrer Ordnung annimmt, erscheint gleichsam nüchtern gegenüber jenem taumelnden Grübler, der Alles dem bloßen Ungefähr zuschreiben zu müssen glaubt.“

Wahr ist übrigens, daß man bisher auf dem Wege der sinnlichen Naturbetrachtung bei allem Fleiße und aller Genauigkeit nichts anderes auffinden konnte als Stoffe und Kräfte, die nach bestimmten Gesetzen zusammenwirken. Von einem bewegenden, ordnenden, gesetzgebenden Wesen will und kann der Naturforscher mit gesundem Aug' und Ohr, oder mit irgend einem seiner Sinne freilich nichts bemerkt haben. Nur im Nachdenken vermag er — zum Begriff? — nein — zum Gedanken? — auch nicht — zur Ahnung eines höchsten Wesens gelangen.

Zu dieser Ahnung gelangten auch die Menschenvölker durch oberflächliche Naturbetrachtung und sie gaben ihr, nach Maßgabe ihrer Denkkräfte, den verschiedensten Ausdruck.

„Es sagten's aller Orten, alle Herzen unter dem himmlischen Tage, jedes in seiner Sprache.“ (Göthe.)

Daß sehr viele Menschen in ihrem Drange, an ein höchstes Wesen zu glauben, sich verirrten und verwirrten, zurückblieben oder zu weit gingen, kann nicht Wunder nehmen. Daß hab- und herrschsüchtige Einzelne den allgemein menschlichen Drang gar oft für sich ausbeuteten, läßt sich denken. Nur die Kühnheit ist zu bewundern, mit welcher der Menschheit menschliche Mittheilungen gemacht wurden über göttliche Dinge, die Niemand wissen konnte. — Die wissenschaftliche Erfahrung z. B. vermag leicht und unabläugbar nachzuweisen, daß die Schöpfungsthätigkeit noch immer fortdauere, namentlich die Schöpfung lebender

(organischer) Wesen, als Pflanzen, Thiere und Menschen. Dagegen hat der gemeine Gottesglaube sich erlaubt, die Schöpfung für alle Zeit abzuschließen und auf einen in menschlichen Namen und Begriffen bezeichneten Anfang zurückzudrängen. Während nun die Naturwissenschaft es nicht wagt, über den Ursprung der Dinge ein entgiltiges Urtheil auszusprechen, ist der Glaube so dreist, ganz genau zu beschreiben, wie alles sicher zugegangen ist. — Ebenso weiß der Glaube mit großer Bestimmtheit lang und breit zu sagen, wie der Schöpfer bei einem jeden Sprößling mitwirke, der von zeugenden Eltern entsteht, wie der Erhalter bei einer jeden Creatur den Lebensfaden nach launiger Gnade verlängere oder abkürze, was mit jeder Creatur nach ihrem Tode weiter geschehe u. dgl. mehr. — Was insbesondere die biblischen Mittheilungen über eine einstige oder über die gegenwärtige Thätigkeit des höchsten Wesens betrifft, so haben sie für den wissenschaftlichen Standpunkt, auf welchem nicht nur die Wahrheit, sondern auch ihr Beweis gesucht wird, nur sehr zweifelhaften Werth, den nämlich, daß sie zeigen, wie gering und unbegründet die Naturkenntnisse zu jener Zeit waren, in welcher solche Mittheilungen geschrieben wurden. Manchmal haben diese Offenbarungen den Anschein, als ob sie mit den gegenwärtigen Erkenntnissen übereinstimmten, wenn man ihren altorientalischen, von Phantasie übersprudelnden Darstellungen irgend eine entsprechende Bedeutung aufnöthigt. Wo das nicht gelingt, da läßt sich auch nicht einmal der Schein retten.

Was man ihr auch vorwerfen mag, die Naturwissenschaft führt zur Gottesahnung. Schon Bako sagt: „Die Natur oberflächlich betrachtet, führt von Gott ab, tiefer betrachtet, zu ihm zurück.“ — „Der Gedanke „Gott„ ist immer da, wo der Denker nicht weiter vermag alle Wirkungen und Ursachen in eine Idee zusammenzufassen. Daher ist ihm Gott desto näher, je kurzsichtiger der Mensch ist. Dem Unwissenden erscheint er in jedem Gebüsche, in jeder Quelle, im Donnergeroll, im Erdbeben u. dgl. — Vor Newton war Gott gleich hinter dem Gesetze der Fallkraft irdischer Körper; heute ist er hinter der Schwerkraft der entferntesten Gestirne.“

Menschlich haben die Menschen — weil sie nicht anders konnten — die Ahnung eines höchsten Wesens ausgedrückt und so fiel die Vorstellung dann auch oft nur zu menschlich aus, so menschlich, daß ihr Gott kaum viel besser war, als sie selbst, wenn man sich gleich sehr bemühte, das Höchste, dessen man sich für fähig hielt, auf ihn zu übertragen. Die alten Inder dachten sich Gott als einen brütenden Braminen, die Griechen als einen von seinem Hofstaate umgebenen Fürsten. Die Christen sahen in ihm je nach den zeitgemäßen Gemüthsbewegungen entweder einen himmlischen Priester oder einen auf seine Ehre erpichten Theologen. In der gelehrten Welt erscheint er oft als das leibhaftige Bild eines vom „selbstbewußten" Begriff strahlenden Professors.

Die altrabbinischen Gedanken sind nicht schlechter und abgeschmackter, wenn sie Gott als einen greisen Rabbiner hinstellen, mit den Tephillin geziert und den Talmud studirend. Sie haben oft sogar etwas geistreiches und treffendes, so z. B. wenn sie sich auf die Unmöglichkeit, Gott zu schauen, beziehen. Es lassen einige Rabbiner des grauen Alterthums ihren Jehovah sagen: „Mein Angesicht kannst Du nicht sehen; Du wirst mir nur von hinten nachsehen" (gleichsam nur die Spur meines Daseins bemerken). Moses, der Bevorzugte auf Sinai, hat Gott selbst nicht gesehen — sagten die Rabbiner — sondern „nur den Knoten der Tephillin", jener priesterlichen Abzeichen, welche auch Jehovah trug. — „Ich bin" — oder: „ich bin, der ich bin" — das war gewöhnlich der Name, den die jüdischen Weisen ihren Gott gaben.

Wie sich je geistreiche Gottesgelehrte bemüht haben mögen, ihrer Ahnung durch Steigerung der Menschenbegriffe Ausdruck zu geben, so konnte doch kein Mensch als solcher, als Mitglied der kleinen Erde, und durch sie erst als Mitglied der Sonnenfamilie, gleichsam weitschichtig verwandt mit einigen Gestirnen und durch sie in sehr, sehr entferntem Zusammenhange mit dem Weltenall stehend — dieser Mensch konnte unmöglich der richtige Maßstab für den erhabenen Begriff „Mittelpunkt alles Lebens" sein.

Die Natur ist nicht Gott, aber auch nicht gottlos; sie ist nicht Schöpfung und Schöpfer zugleich; man kann nicht sagen,

die Natur sei außerhalb der Gottheit, oder die Gottheit sei außerhalb und ohne Natur. Gewiß ist nur soviel, daß man mit Bestimmtheit über Gott gar nichts sagen kann, und daß auch der vernünftigste Mensch bisher über die Ahnung eines höchsten Wesens nicht hinausgekommen ist. Wer im Ernste behauptet, er vermöge mehr, als Gott zu ahnen, lügt. Seine Ahnung in mancherlei Redeweisen und Bildern darzustellen vermag der Menschengeist gar wohl; das heißt aber noch nicht „vorstellen", „denken", „wissen." — Dennoch aber sprechen wir von Gott: das ist unserer menschlichen Sprache zu gute zu halten.

Die Art und Weise, wie sich oft die Menschen in ihrer Ahnung eines höchsten Wesens übernommen und verirrt haben, ist lange nicht so schlimm, als jene Behauptungen, welche der Eigennutz, das Interesse und die Herrschsucht aufzustellen wagten.

Menschen, die sich zu Vermittlern und Unterhändlern zwischen dem Ahnenden und Geahnten aufwarfen, gab es zu allen Zeiten und ihr eigenthümlichster Charakterzug war der, daß sie von ihrem höchsten Wesen Alles so genau und umständlich zu sagen wußten, als hätten sie sich ihren Gott selbst erschaffen oder ihn mindestens seit jeher wie ein Schatten überall hingeleitet. Ihnen war es ein Leichtes, die größten Fragen des Allebens zu beantworten. Ihnen war zu behaupten nichts unmöglich. Die Naturwissenschaft betrachtet es dagegen als eine Unmöglichkeit, Raum und Zeit auf eine Vorstellung der Gottheit anzuwenden. Der vernünftige Mensch vermag daher auch nicht, sich das Wesen, das er den Weltengeist nennt, als Person zu denken. Kein gesundes Begriffsvermögen kann sich auf ein Sehen, Hören, Zürnen, Freuen Gottes einlassen. Aber für die gläubige Gottesgelahrtheit (Theologie) sind das oft nur Kleinigkeiten. Ihr Gott sieht und hört, und vorzüglich sie und ihre eignen Fürbitten; ihr Gott freut sich, wenn sie sich freut, zürnt, wenn sie zürnt, verzeiht, wenn sie verzeiht, straft, wo sie nicht strafen kann und belohnt, wo es ihr beliebt.

In der ganzen Welt, so weit sie erkannt wird, ist keine Spur einer zürnenden Gottheit zu finden, wohl aber Weisheit, Ordnung, Gesetzmäßigkeit. Die Theologie kann jedoch nun einmal ohne Gottes Zorn nicht bestehen, und daher besteht sie auf

ihm. Mit einem Volke, das sich vor dem Zorne des Himmels nicht fürchtete, sondern überall Gesetzmäßigkeit und gerechte Ordnung anerkannte, ließe sich wie man glaubt nichts machen. Daher muß die Gottheit zürnen.

Jefferson schrieb einst an Dr. Cooper: „Der Mensch wird sein Leben lang mit Fabeln aller Art gefüttert und verläßt es dann in dem Glauben, er habe etwas von dem gewußt, was vorgegangen sei, wenn er in Wahrheit nichts anderes gewußt hat, als was sich unter seinen Augen zugetragen hat."

Das gilt vorzüglich vom Gottesglauben. Der Mensch stirbt in der Einbildung eine Menge Thatsachen von dem geheimnißvollen Walten des höchsten Wesens zu wissen, während er nichts anderes weiß, als was ihm Menschen nach menschlichen Vorstellungen mitgetheilt haben. Ein Glück noch, wenn dies nur im gutmüthigen Glauben geschehen ist.

Von den Werken der unendlichen Schöpfung auf den Schöpfer selbst schließen zu wollen, ist sehr gewagt, denn sie sind zu groß und erhaben für die menschliche Fassungskraft. Eine genügende Erkenntniß läßt der kurze Zeitraum eines Menschenlebens nicht zu, und selbst die vereinigten Bemühungen aller großen Menschengeister, die bis jetzt gelebt und in dieser Richtung sich bemüht haben, sind zu keinem befriedigenden Ziele gelangt.

Wenn sich Einer bestrebt, aus dem Dasein der Welt einen vollständigen Gedanken der Gottheit zu erfassen, ist es ebenso, „als ob — wie Schleiden sagt — eine Eintagsfliege (Ephemere) den Einfall bekommt, das Münster in Straßburg auszumessen, damit beginnt, das Resultat der Messung vor dem Ende des Tages (der ihr Todestag ist) einer Schwester überantwortet, und so fort, bis es diesem ephemeren Geschlechte nach tausend Jahren gelungen ist, ein Fenster auszumessen und nun die Eine, Letzte, sich unterfängt, den genialen Gedanken des Baumeisters, eines Erwin von Steinbach, erfaßt zu haben." Oder ist der Mensch dem Weltall gegenüber größer als die Eintagsmücke auf dem Straßburger Münster?

Sollte es dem menschlichen Verstand einst gelingen, zu ermitteln, was die ganze Welt sei, dann könnte es ihm vielleicht auch möglich werden, einen bestimmteren Begriff vom höchsten Wesen aufzustellen, was ihm jetzt nicht erlaubt ist.

Sehr gut spricht sich über diesen Punkt Göthe in seinem großen Gedichte aus, wo er auf die Frage: „Glaubst du an Gott?“ den Faust antworten läßt: „Mein Liebchen, wer darf sagen, ich glaub' an Gott? — Magst Priester oder Weise fragen, und ihre Antwort scheint nur Spott über den Frager zu sein.“ „„So glaubst du nicht?““ — „Mißhör mich nicht, Du holdes Angesicht! Wer darf ihn nennen? Und wer bekennen: Ich glaub' ihn. Wer empfinden und sich unterwinden zu sagen: Ich glaub' ihn nicht. Der Allumfasser, der Allerhalter, faßt und erhält er nicht dich, mich, sich selbst? Wölbt sich der Himmel nicht da droben? Liegt die Erde nicht hier unten fest? Und steigen freundlich blickend ew'ge Sterne nicht herauf? Schau' ich nicht Aug' in Auge dir, und drängt nicht Alles nach Haupt und Herzen dir, umwebt in ewigem Geheimniß unsichtbar sichtbar neben dir? Erfüll' davon dein Herz, so groß es ist, und wenn du ganz in dem Gefühle selig bist, nenn' es dann wie du willst, nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott! — Ich habe keinen Namen dafür! Gefühl ist Alles; Name ist Schall und Rauch, umnebelnd Himmelsglut.“ — „„Das ist alles recht schön und gut; ungefähr sagt das der Pfarrer auch, nur mit ein bischen andern Worten.““ — „Es sagen's aller Orten alle Herzen unter dem himmlischen Tage, jedes in seiner Sprache.“

Leider haben nur die wenigsten Menschen eine der Gottheit würdige Ahnung, weil die wenigsten sich zu einer so vernünftigen Naturanschauung, wie sie hier Göthe ausspricht, erheben können.

Vom Rechte, das mit uns geboren ist.

I.

„Vom Rechte, das mit uns geboren ist, sei einmal auch die Frage.“ —

Die menschlichen Gesetze ändern sich von Zeit zu Zeit, weil sich die Ansichten über das, was Recht oder Unrecht ist, ändern. Gesetze und Rechte, Verbote und Unrecht entspringen ja immer nur aus menschlichen Erkenntnissen, ebenso wie Sitten und Gewohnheiten. Auf den verschiedensten Bildungsstufen stehen bürgerliche und gesellschaftliche Verhältnisse, stehen die manigfaltigsten Bedürfnisse, und diesen unterliegen menschliche Anordnungen oft so sehr, daß etwas, das einst Recht war, jetzt Unrecht ist, was einst Unrecht war, jetzt Recht werden konnte. Einen Taschenspieler z. B. um seiner geheimen Kunst willen zu strafen, wäre heut zu Tage gegen alles Recht und Gesetz, während es vor noch nicht gar langer Zeit ganz in der Ordnung war, alle sogenannte Zauberer zu verbrennen. — Bei den Israeliten des alten Testamentes war heiliges Gesetz, ungehorsame Kinder zu steinigen, und der Vater durfte den ersten Stein aufheben: unsere Gesetze erlauben nicht einmal Mißhandlung ungehorsamer Kinder.

Daher hat sich auch aus alter Zeit bis auf den heutigen Tag das Sprüchwort bewährt: „Das größte Recht sei oft das

größte Unrecht." — Solche Veränderlichkeit der menschlichen Anordnungen und der daraus entstehenden Rechte ist keine sichere Grundlage der Gerechtigkeit, wenigstens nicht für längere Zeiten. Nur eine sichere Grundlage entspricht jener Aufgabe von Vollkommenheit, zu der die Menschheit durch die ihr verliehenen geistigen Kräfte berufen ist.

Die Gesetze der Natur sind — soviel wir wissen ohne Ausnahme — unveränderlich. Demnach müssen die Rechte, welche aus solchen unveränderlichen Gesetzen für die Menschheit hervorgehen, ebenso unveränderlich sein.

Sind aber diese unveränderlichen Naturgesetze und die daraus entspringenden Rechte der Menschheit im Ganzen oder jedem Menschen im Einzelnen bekannt? — Nein. Warum nicht? —?

Die Denker aller Zeiten haben auf diese Frage mannigfach geantwortet. Unter Andern sagt Göthe aus innerer und äußerer Ueberzeugung:

„Es erben sich Gesetz' und Rechte,
Wie eine ew'ge Krankheit fort;
Sie schleppen vom Geschlecht sich zum Geschlechte,
Sie rücken sacht von Ort zu Ort;
Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage. —
Weh' dir, daß du ein Enkel bist! —
Vom Rechte, das mit uns geboren ist,
Von dem ist, leider! nie die Frage." —

Menschlichen Satzungen und Zeitverhältnissen gemäß soll nicht einmal von allen „angebornen Rechten die Frage sein" und am allerwenigsten von denen, die Göthe in den angeführten Worten vielleicht gerade am meisten vor Augen hatte. Man fürchtet sie und behauptet aus Bedenklichkeit und Angst, daß selbst eine vernünftige Untersuchung zu Verirrungen leiten könnte.

Aber der angebornen Menschenrechte sind sehr viele; darunter gibt es solche, deren Erörterung denn doch weniger dem ängstlichen Bedenken unterliegt, als sie vielmehr auf das allgemeine sittliche Leben von großem Einfluß ist. Von diesen wenigstens sei hier die Frage.

Dagegen gibt es aber auch wieder Rechte, die man häufig geltend macht und „Geburtsrechte" nennt, von denen in einigen Völkerkreisen gar vielfach, schon lange und immerfort die Rede ist. Insofern sie nun eben nicht wirkliche sondern nur ein-

gebildete Naturrechte sind, kann von ihnen hier auch nicht die Rede sein.

Eins der deutlichsten Merkmale des natürlichen Rechtes ist: Es ist mit dem Menschen geboren und versteht sich von selbst.

Wer einmal die Naturgesetze richtig und klar erkannt hat, dem steht auch das volle Recht, das aus demselben hervorgeht, deutlich und erwiesen vor Augen. Er bedarf über das Dasein desselben nicht erst eines besondern Beweises. Die Naturgesetze mit ihrer unwiderstehlichen Macht sind ihm Beweis genug. Der lebende Mensch hat z. B. ein Recht zu athmen. Es ist ein angebornes Recht und versteht sich von selbst. Die Naturgesetze machen das Athmen zu einer der Bedingungen des Lebens bei Menschen, Thieren und Pflanzen.

Anders verhält es sich mit den „erworbenen" Rechten. Sie beruhen nicht auf Naturgesetzen und verstehen sich nicht von selbst, sondern sind aus Gesetzen und Verträgen hervorgegangen, welche menschliche Meinungen oder Gewalten aufgestellt oder gesellschaftliche Verhältnisse geboten haben. Dahin gehören z. B. die Rechte der Herrscher und Unterthanen, der Arbeitgeber und Arbeiter, der Gewerbtreibenden, Kaufleute u. s. w.

Die Einsicht der Völker und ihrer Gesetzgeber, oder Macht und Einfluß einzelner Menschen, welche das Recht zu gebieten erworben oder ererbt haben, Vortheile von Persönlichkeiten und Partheien, oder endlich Einbildungen und Eitelkeiten, welche in einem Volke — so zu sagen — den Ton angeben: das sind gewöhnlich die Grundlagen, auf welchen die Beweise für erworbene Rechte beruhen.

Dabei versteht sich nicht das Mindeste von selbst, sondern es kommt vielmehr auf Geschicklichkeit in der Beweisführung an.

Oft sind solche Rechte aus den Naturrechten mehr oder weniger abgeleitet, wie z. B. das Recht des Eigenthums, des Unterrichts, der Erziehung — öfter aber auch nicht, wie z. B. das Recht des Geburtsadels, der Leibeigenschaft u. A.

Die angebornen Rechte hat man oft auch Gottgegebene (göttliche) Rechte genannt, insofern sie auf Naturgesetzen beruhen, und diese von dem Walten jenes höchsten Gesetzgebers ausgehen,

den die Menschheit in dürftiger Weise (mit drei armseligen Buchstaben) „Gott" nennt.

Nicht selten aber hat man es gewagt, auch menschliche Rechte, von Menschen erworben, aus menschlichen Verträgen entsprungen, dafür zu erklären, wie z. B. die kirchlichen oder priesterlichen Rechte.

Die angebornen Rechte könnten auch Vernunftrechte heißen, weil die Vernunft sie ermittelt: aber diese Benennung wäre sehr ungenau, denn die Vernunft ermittelt auch andere Rechte, die nicht angeboren, sondern erst erworben sind.

Die erworbenen Rechte gehören in die staatsbürgerliche Rechtslehre; die natürlichen oder angebornen in die Lehre von der Natur des Menschen. Die vernünftige Religionslehre oder die Wissenschaft von dem edleren Selbstbewußtsein des Menschen, von seiner Vollkommenheit und Sittlichkeit muß — strenge genommen — beide umfassen.

Es gibt für alle Menschen auf der ganzen Erde nur einerlei Naturrechte, weil es nur einerlei Naturgesetze für Alle gibt. Das Eine Naturrecht ist ewig dasselbe, unwandelbare. Das ist das zweite Merkmal des natürlichen Rechtes. — Nur die Anwendung desselben seitens des Menschen ist nicht unwandelbar. Das menschliche Wesen ist ja einer beständigen Verbesserung (wohl auch Verschlechterung) fähig und unterliegt dem Wechsel der Zeiten, der schwächeren oder stärkeren Einsicht und Vernünftigkeit, der größeren oder geringeren Liebe zur Gerechtigkeit, der Selbstachtung und Achtung des einzelnen Nebenmenschen.

Das Naturgesetz gilt für Alle, aber eben deßhalb, weil es für Alle gilt, weil ein Jeder dasselbe natürliche Recht hat, unterliegt seine Ausübung bei jedem Einzelnen vernunftgemäßen Rücksichten. Diese Rücksichten gehen sowohl auf einzelne Mitmenschen, wie auch auf die gesammte Menschheit und verlangen Beschränkungen.

Nur da, wo der Mensch ganz allein in der Natur leben würde, könnte er sich seiner vollen Naturrechte ohne Rücksichten und ohne Beschränkungen bedienen. Weil er aber mit andern Menschen zusammenleben muß, kann er das nicht ohne Gefahr

eines Unrechts thun. Er muß Rücksicht nehmen auf alle Andere, die mit ihm leben, die, wie er, dasselbe Recht haben. Er muß sich einschränken.

Aus solcher Einschränkung, aus dieser Rücksicht entsteht jenes Benehmen, das man „menschliche Gerechtigkeit“ oder „sittliche Billigkeit,“ „Menschlichkeit,“ „Humanität,“ nennt.

Die Menschen, welche keine Rücksicht auf die natürlichen Rechte des einzelnen Mitmenschen nehmen, und sich demgemäß auch nicht einschränken, sondern selbstsüchtig nur ihr eigenes Recht allein gewahrt wissen wollen, sind daher auch nicht menschlich gerecht, sittlich billig, nicht human.

Für den Einzelnen wird das natürliche Recht nur dann erst eine Möglichkeit, wenn alle seine Mitmenschen den Genuß ihres Rechtes soweit beschränken, daß er, der Einzelne, auch zu seinem Rechte gelangen kann. Das ist z. B. mit dem Rechte der Selbsterhaltung, der Gewerbthätigkeit, des Lebensgenusses der Fall.

Wenn es einigen Menschen im geselligen Zusammenleben gestattet werden sollte, ohne Rücksicht auf ihre Mitmenschen irgend eines ihrer natürlichen Rechte ganz unverkürzt zu gebrauchen, so müßte es billiger Weise allen Andern auch gestattet werden, was eben eine Unmöglichkeit ist. Sollte Einer z. B. aufhören zu denken, damit Andere frei denken, so dürfte dieser Eine von den Andern für sich dasselbe auch verlangen können, und es wäre seinerseits ein solches Verlangen kein Unrecht. Weil Jeder dasselbe vom Andern verlangen könnte, müßten auch Alle zu denken aufhören.

Wollen nun einzelne Menschen ihr ganzes volles Recht zum Nachtheile der Andern durchaus gebrauchen, so können diese, wenn sie es bemerken, es nicht leiden. Das gibt Uneinigkeit, Unfrieden. „Wo Keiner sich gern bescheidet mit dem Theile, der ihm gebühret, da habt ihr den Stoff immer und ewig zum Krieg.“ (Göthe.)

Sollen demnach Alle zusammen und Jeder für sich zum friedlichen Gebrauch der natürlichen Rechte gelangen, müssen auch Alle und jeder Einzelne die eigenen Forderungen so viel einschränken, als zum Frieden nöthig ist. — Wer aber bestimmt das Maaß solcher Einschränkung?

Es gibt hier im Reiche der Natur für die menschliche Gerechtigkeit keinen höheren Richter, als die gesunde Vernunft. Da, wo Vorurtheile, irrige Meinungen,

oder wohl gar bloße Gewaltthätigkeit, nicht aber Grundsätze der gesunden Vernunft entscheiden, wie weit der Einzelne aus Rücksicht für Andere von seinem Naturrechte abzusehen hat, da geschieht dem Einen oder dem Andern, Vielen oder Allen gewiß ein Unrecht.

Es wird daher allerdings das reine Naturrecht in seiner Anwendung dem in Gesellschaft lebenden Menschen immer einigermaßen — mehr oder minder — verkümmert. Die Nothwendigkeit des gemeinsamen Lebens gebietet es: die gesunde Vernunft und das Gerechtigkeitsgefühl haben aber die Art und das Maaß dieser Verkümmerung zu bestimmen.

Das mag Manchem traurig genug erscheinen. Die Hauptfrage bleibt jedoch immer die, ob diese Verkümmerung eine vernunftgemäße sei oder nicht. Was ein Dichter von der Kunst im Allgemeinen sagt: „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister" — das gilt vorzüglich von der Kunst und Weisheit des Lebens. In der rechten Beschränkung aller Lebens-Ansprüche zeigt sich der Meister.

Die angebornen Rechte sind unveräußerlich: ein drittes Merkmal. Sowie ein Mensch dem Naturgesetze weder sich selbst entziehen noch von Andern entzogen werden kann, so kann auch Keiner seiner angebornen Rechte sich ganz und gar begeben oder derselben ganz und gar beraubt werden.

Nur die Anwendung und Ausübung derselben kann sich der Mensch ganz oder theilweise, mehr oder minder von Andern nehmen oder behindern lassen, wie z. B. die Ausübung des Rechtes, von seinen körperlichen Kräften freien Gebrauch zu machen, oder des Rechtes, seine eigenen Gedanken zu haben und sie auszusprechen. Er selbst kann die Ausübung seiner natürlichen Rechte ganz oder theilweise unterlassen, vernachlässigen, verwahrlosen, wie z. B. die Ausübung des Rechtes, Alles, was um ihn herum geschieht, zu beobachten und zu beurtheilen; oder des Rechtes sich der angemessensten und besten Lebensmittel zu bedienen.

Wenn der einzelne Mensch an der Ausübung seiner natürlichen Rechte ganz und gar, oder großentheils behindert wird, dann hört er zwar auf ein naturgemäßer Mensch zu sein,

aber er verliert darum sein natürliches Recht nicht. Es kann ihm z. B. die Lebensfreude verwehrt werden; das Recht darauf bleibt ihm doch. Es kann ihm einen freien Glauben zu äußern verboten werden, das Recht aber bleibt ihm doch. Grausame Gewaltthätigkeit kann ihm das klare Licht des Himmels, die frische Luft der Erde entziehen; das Recht auf diese Lebensmittel hat er immer noch. Das ist das Dritte Merkmal! Die angebornen Rechte der Menschheit sind unveräußerlich.

II.

„Ohne Leben keine Welt, ohne Recht zu leben kein Recht." —

Der Mensch hat ein angebornes Recht zu leben. — Jeder Mensch hat dasselbe Recht. Beweis? —

Der Satz bedarf keines Beweises: er versteht sich von selbst. Weil ich bin, darum habe ich das Recht zu sein; weil ich lebe, darum habe ich das Recht zu leben. Die Geburt enthält nicht nur meine Bestimmung Mensch zu werden, sondern auch mein Recht, Mensch zu sein, d. h. menschlich zu leben. Das Leben ebenso wie das Recht des Lebens habe ich unmittelbar aus der Natur.

Dieses mein Recht ist mein allererstes, mein allergrößtes, mein allerwerthestes. Denn „das Schönste im Leben ist das Leben selbst;" (Galba) „alle kräftigen Menschen lieben das Leben," (H. Heine) „weil Leben doch das Höchste ist." (Immermann.)

Warum aber ist von ihm als dem angebornen Rechte in den vielerlei Religions- und Sittenlehren sehr selten oder gar nicht die Rede? — Warum sprechen die heiligen Schriften nicht ganz deutlich oder klar davon? Warum die Prediger und die Seeligmacher gar nicht? Warum heißt es in religiösen Liedern, der Mensch sei hier auf Erden ohne alles Recht? — —

Es muß und soll davon die Rede sein, weil es das Urrecht aller menschlichen Rechte ist. Wenn der Mensch nicht lebte

oder zum Leben nicht das Recht hätte, so gäbe es für ihn überhaupt gar kein anderes Recht mehr. Alle andern Rechte, seien sie angeboren oder erworben, hängen an der Bedingung, daß er lebe.

Die Erhaltung des allgemeinen Lebens ist, soviel uns bekannt ist, durchweg auf einen unwiderstehlichen Trieb zum Leben gegründet. Dieser Lebenstrieb nöthigt ein jedes Wesen zunächst sich selbst zu erhalten, vor Allem für sich zu sorgen, an sich zu denken, und um seiner selbst willen sich zu bemühen. Es ist, als ob das Gesetz der Natur Jedem sagte: Zunächst erhalte dich, dann erst komme dein Dasein dem allgemeinen Leben zu gute. Das ist die einfache Einrichtung, durch die das Weltganze erhalten wird. Jedes Wesen sorgt für sich und dann durch seine Selbstsorge für Andere.

Der Mensch unterliegt diesem Gesetze von der Geburt an bis zum Tode; er sieht sich zur Erhaltung seines Lebens von allen Seiten genöthigt; er trägt den Sporn in seinem innersten Wesen, der ihn beständig stachelt, sich für sich und das Ganze zu erhalten.

In diesem Gesetze aber, dem er — als dem höchsten Willen — gehorchen muß, liegt sein natürliches Recht: sich selbst vor allen Andern zu suchen; es liegt darin das angeborne Recht der Selbstsucht.

Es ist dieses Recht auch ein unveräußerliches: man kann es an keinen Andern abgeben, verborgen, verdingen, verlieren. Es ist dem Menschen so sehr zu eigen, daß er selbst aufhört, wenn die Ausübung dieses Rechtes ein Ende findet.

Die Nothwendigkeit der Selbstsucht läßt sich am leichtesten begreifen, wenn man den (unmöglichen) Fall denkt, daß sich alle Welt und die gesammte Menschheit auf eine ganz kurze Zeit aller Selbstsucht enthalten könnte und würde. Nicht etwa Verwirrung nur und Stockung alles Lebens müßte die Folge sein, sondern ein vollständiger Untergang, ein Ende.

Ist aber nicht Selbstsucht ein moralisches Uebel und zwar das größte, weil es die Quelle aller Andern ist? — Sollte der Mensch dazu ein natürliches Recht haben? —

So wie das Wasser in unseren Flüssen rein und unverdorben aus dem Schooße der Berge hervorquillt und während

seines Laufes zum Meere oft und vorzüglich durch das zusammengedrängte Treiben von Menschenmassen verunreinigt wird: ebenso ist die Selbstsucht, wie sie aus den Quellen der Menschennatur hervorbringt, natürlich rein, klar und schön, wird aber durch das Zusammendrängen der verschiedensten Lebensverhältnisse, durch Uebertreibung und Mißbrauch oft und vielfach verunreinigt.

Daß eine böse Selbstsucht böse sei, eine gute gut, wer mag daran zweifeln. Der menschliche Selbsterhaltungstrieb kann übermäßig angefacht und zur verderblichen Sucht gesteigert werden; dann hört er aber auf naturgemäß und recht zu sein. Er kann verwahrlost und bis zur Ohnmacht abgeschwächt werden, dann ist er ebenfalls nicht mehr naturgemäß und gut.

Nicht der Selbsttrieb, sondern Gebrauch oder Mißbrauch desselben entscheiden über das, was sittlich gut oder schlecht sei. Wenn sich nur die Menschen dessen immer ganz klar bewußt wären, daß ein Jeder ihrer Mitmenschen, so lange er lebt, dasselbe Urrecht des Lebens und denselben Selbsttrieb habe! Dann würde es gewiß auch mehr Gerechtigkeit und Billigkeit, mehr wechselseitige Achtung und Schonung geben, und zwar nach der alten einfachen vollkommen verständlichen Mahnung

„Was du nicht willst, daß dir geschehe,
thue auch keinem Andern.“ —

Wenn der Mensch zum rechten Gebrauche seiner Triebe und Kräfte überhaupt, vorzüglich aber seines Lebenstriebes ein Recht hat, so folgt daraus ganz und gar nicht, daß er es zu mißbrauchen berechtigt sei. Vielmehr zeigt sich im ganzen Haushalte der Natur die Thatsache, daß, wo immer der Mensch einen unmäßigen Gebrauch von seinem Lebenstriebe macht, ihn die überall waltende Gesetzmäßigkeit sofort mit dem Verluste der Lebenskraft und Freudigkeit straft — der deutlichste Wink für ihn, daß er sein Recht nicht mißbrauchen solle. —

Demnach ist der Mensch auch nicht zu jeder, am allerwenigsten zu einer schlechten That etwa deshalb berechtigt, weil er ein angebornes Recht zur Selbsterhaltung hat. Zwar ist er unter allen Erdenwesen bekanntlich das Einzige, das die Vorsehung befähigt hat, frei, nach eigenem Ermessen, seine Selbstsucht zu ordnen. Er kann sie mildern oder steigern,

beherrschen oder frei walten lassen, zu Gunsten oder zum Schaden seiner Mitmenschen lenken: aber es ist nicht gleich naturgemäß, ob er recht oder unrecht thut. Die unrechte Selbstsucht ist immer naturwidrig.

Die unrechte Selbstsucht kann aber doppelter Art sein. Sie kann entweder dem Leben der Mitwelt nachtheilig werden, indem sie übermäßig ist; oder sie kann das harmonische Zusammenleben stören, indem sie mit Gewalt unterdrückt wird.

Aus religiöser Schwärmerei stellen sich manche Menschen die Aufgabe, ihre natürliche und rechtmäßige Selbstsucht gänzlich zu unterdrücken oder wenigstens zu verwahrlosen. Sie nennen solche Aufgabe Selbstverläugnung. Oft sind es sogar die übelverstandenen Mahnungen von Lehrern der Lebensweisheit, denen sie nach ihrem eigenen Ermessen nachzugehen sich abmühen. Oft sind es aber nur die Beispiele und Lehren von Gemüthskranken, Lebensüberdrüssigen oder Verrückten, denen sie — „aus Geschmack" — nachfolgen. Sie wollen dann gleichsam „gegen den Stachel ausschlagen." Aber ihre Absicht gelingt immer nur halb und die Natur straft sie für das unternommene Unrecht, ehe sie noch zum Ziele kommen. Geistige und körperliche Erbärmlichkeit ist in der Regel die unvermeidliche Folge aller religiösen Abtödtung des Lebenstriebes.

Die gesunde Vernunft wendet sich mit Abscheu von solchen Unternehmungen und der Lebenstrieb selbst empört sich nicht selten in jenen, die ihn zu verläugnen streben, so, daß sie ihn dann gelegentlich desto mehr gewähren lassen. Dafür finden sich zahllose Beweise in der Geschichte der Möncherei, die fast in allen Religionen eine höchst zweideutige Rolle spielt. Das Christenthum verdankt einem halb wahnsinnigen Spiele mit Selbstverleugnung zum Theil jenen üblen Ruf, in welchen es bei vernünftig denkenden Menschen gebracht ist.

„Wenn Selbstpeinigung, Vermeidung unschuldiger Freuden, Haß der erschaffenen Natur, Verachtung des Lebens, Gleichgültigkeit gegen alle äußere Verhältnisse, Scheu vor Kunst und Wissenschaft zum wahren Christenthum gehört: „so bin ich ein Heide und stelle Aristoteles über alle christliche Lehren hinauf" — so ruft ein vernünftiger Denker, Fr. v. Raumer und mit ihm Tausend Andere.

Der Mensch wisse, was er zu fordern hat. Das Bewußtsein seiner angebornen Rechte, komme ihm dabei zu Hülfe. Er wisse aber auch, was jeder seiner Mitmenschen zu fordern hat, und das komme ihnen zu gute.

Weiß er, daß sein natürliches Recht zum Unrecht an Andern wird, so bald er zu üppig, zu übermüthig, zu ungenügsam in seinem Verlangen, in seinen Ansprüchen an das Leben wird: so wisse er auch, daß das natürliche Recht seiner Mitmenschen ebenfalls an ihm zum Unrecht wird, wenn sie dasselbe thun. Er dulde es nicht, so wie sie es nicht von seiner Seite dulden. Er hat ebenso ein Recht ihrem Uebermuthe entgegen zu treten, wie sie dem Seinigen. So stellt das Unrecht die Menschen einander als Gegner gegenüber, Gerechtigkeit aber führt sie in Frieden zusammen.

Wenn es naturgemäß recht unter den Menschen zuginge, so müßte z. B. Mancher, der sich im Leben zu breit macht, so, daß Andern die Möglichkeit zu leben ganz verloren geht, in engere Schranken zurückgedrängt werden. Mancher kunstreiche Schimmer würde dann freilich erblassen müssen: aber tausend neue Leben würden dafür aus den finstern Thälern der Unterdrückung und des Elendes an das Licht emporsteigen; die Gebeugten würden sich aufrichten, und, ihres Daseins froh, sich ihrer selbst bewußt werden; Rührigkeit und Thätigkeit würden die Pfade der Menschheit nicht mit Thränen und Seufzen, sondern mit Freude und Lust bezeichnen, während — zur Schande Aller — wohl mehr als die Hälfte Menschenleben verkommen, weil Andere es allein gut und bequem haben wollen.

Von der Selbstsucht als Unrecht und Sünde, ist in den beliebten Sittenlehren der Gegenwart im Ganzen wohl oft und vielfach die Rede; selten aber spricht man von ihr als von einer Sache des naturgemäßen Rechtes das, im richtigen Maaße angewendet, des Menschenthums vollkommen würdig ist: am seltensten jedoch gewiß (und wenn es dennoch geschehen muß, am unliebsten) erwähnt man ihrer als eines Rechtes, dessen sich der Mensch in allen Nothfällen des Lebens bis zur äußersten Kraftanstrengung zu bedienen hat. Dieses Recht, von dem hier auch die Rede sein soll, erscheint oft als ein

Recht des Stärkeren, oft aber auch als ein Recht der Nothwehr, des Schwächeren gegen den Stärkeren.

Die Menschen alle sind Kinder des schaffenden und erhaltenden Weltengeistes. Aber Gleichheit ist ihnen nicht gegeben.

„Keiner sei gleich dem Andern, doch gleich sei Jeder dem Höchsten! Wie das zu machen? — Es sei Jeder vollendet in sich." — (Schiller.)

Weder äußerlich noch innerlich sind die Menschen gleichartig ausgestattet. Sie theilen hierin das Geschick sämmtlicher Naturwesen.

Niemand hat daher ein natürliches Recht Gleichheit zu verlangen: im Gegentheile tritt ein natürliches Gesetz gegen alle Gleichmacherei in Wirksamkeit, und dieses lautet — in ein menschliches Wort gekleidet — durch das ganze, uns bekannte Weltenall: „Der Stärkere hat Recht." —

Man erschrickt vor diesem Worte; man ist nicht gewöhnt es für ein Naturgesetz anzusehen, man denkt an Grausamkeit und Tyrannei; das Zartgefühl wird verletzt, und der Sinn für Rechtlichkeit geräth in Verwirrung: doch das Alles kann nicht helfen: der Stärkere hat doch Recht. Dieses Gesetz waltet wahrhaftig, mit unwiderstehlicher Nothwendigkeit und so vollkommen, wie es sich in menschlicher Sprache gar nicht ausdrücken läßt. Die ganze Welt gehorcht ihm, und die Natur unterstützt mit allen ihren Kräften den Stärkeren gegen den Schwächeren so lange, bis ein noch Stärkerer über ihn kommt.

Darauf scheint der Lehrer von Nazareth auch angespielt zu haben, als er gleichnißweise sagte: „Wenn ein starker Bewaffneter den Hof bewahrt, so bleibt Alles in Frieden, wenn aber ein Stärkerer über ihn kommt, überwindet er ihn, und nimmt ihm alle seine Waffen, auf die er sich verließ."

(Matth. 11, 21.)

Im gesammten Haushalte der Natur bestätigen die alltäglichsten Vorgänge die Richtigkeit dieses Satzes. Im Wassertropfen z. B. führen die winzigen Thierchen ebenso ihren Kampf um Sein oder Nichtsein, wie in der großen Welt. Dort ist der Sieg des stärkeren Thierchens gegen das Schwächere ebenso gesichert, wie die endliche Niederlage Beider durch die verzehrende

Gluth des mächtigeren Sonnenstrahles. In dem größeren Tropfen des Weltalls, auf der Erde, dieselbe Erscheinung.

Aber die größere Stärke liegt nicht immer nur in der Größe oder in der äußern Gestalt. Der Baum auf dem Felsen zersprengt mit seinen zarten Wurzeln und unter Beihülfe von Luft, Staub und Regen — in lauter kleinen Gestalten — den Coloß des harten Gesteins. Die Insel Helgoland trotzt den Gewalten der Seestürme und wird vielleicht bald (wenn sich Menschengewalt nicht rettend in's Mittel legt) den beständig andrängenden Wellen, die in spielender Brandung die Ufer unterwühlen, — erliegen müssen. — Das Kleine ist in seiner Ausdauer oft stärker, als das sogenannte Große, und die Abstufungen vom Schwächeren zum Stärkeren gehen in der ganzen Natur in's Unendliche, weit über die Gewalt übende Geisteskraft des Menschen hinaus.

Worin aber immer die Stärke bestehen mag, sie siegt über die Schwäche. Das ist ein Gesetz der ganzen Natur, und darin ist sie lebendig.

Ist aber diese Thatsache für uns Menschen nicht etwa eine trostlose? drückende? Ermuthigt sie nicht den, der Gewalt anwenden will und kann? Nein.

Ueber allen rohen Gewalten der Menschen, und selbst über einigen Naturkräften steht eine stärkere, die des menschlichen Geistes. „Herr ist der Geist.“ So entwaffnet z. B. Kenntniß und Muth die Tyrannei der Elemente; Einsicht bändigt das wildeste Thier; Klugheit und Vorsicht entziehen sich der größten Gefahr. Wo der Mensch der Gewalt niederer Naturwesen unterliegt, geschieht es aus geistiger Schwäche, aus Mangel an Kenntnissen und Muth, aus Leichtsinn und Unvorsichtigkeit.

Dieselbe Stärke entfaltet der menschliche Geist gegen die rohe Gewaltthätigkeit von Mitmenschen. Geistesgegenwart und Muth, Einsicht, Klugheit, List sind überall mächtiger als die Gewalt der Waffen.

So ist z. B. die Kraft der Ueberredung und Ueberzeugung oft eine so gewaltige, daß Göthe von ihr in Wahrheit sagen konnte: „Wer Recht behalten will und hat nur eine (gute) Zunge, behält es gewiß.“ — Es steht der arme Mann dem Reichen

gegenüber vor Gericht. Der Ausspruch des Richters entscheidet. Wer unrecht that, oder wer sein Recht nicht nachzuweisen versteht, ist der Schwächere. Wer recht gethan hat, und es auch nachweisen kann, ist der Stärkere. Dieser hat und behält Recht. — Die öffentliche Meinung z. B. ist in unserem Zeitalter stärker als die gewaltthätigste Autorität und sie behält Recht; daher bemühen sich solche, die öffentliches Unrecht üben wollen, gar oft und sehr darum, die Meinung recht vieler Mitmenschen für sich zu gewinnen. — Ein Sokrates, ein Jesus, ein Huß u. A. unterlagen körperlich der Uebermacht: aber ihre Aussprüche der Weisheit und Wahrheit waren stärker und behielten Recht. Die edelsten Gedanken der Menschen, gedacht oder gethan, haben die höchste Kraft und behalten immer ihr Recht.

Auch im Leben der großen Natur hat der Mensch vermöge seiner geistigen Beschaffenheiten und Kräfte eine Stärke, die überwiegend größer ist, als viele der mächtigsten Naturgewalten. Sein „schwacher Geist erhebt sich,“ erkennt das Gesetz und seine Bedingungen und gebietet den Elementen.

„Herr ist der Menschengeist“ im Reiche der irdischen Lebenskräfte, aber stärker ist doch wieder der Weltengeist und sein Gesetz. — Gedanke und Wille ist im Menschen oft riesengroß, aber das Gesetz der Weltordnung ist größer. Ihm kann alle seine Gedanken- und Willensstärke nicht widerstehen und wo er sich mit anmaßendem Hochmuthe über dasselbe zu stellen einbildet, da ist er nur ein gehorsamer Unterthan. So gebietet er den Elementen nur dann, wenn er die Gesetze der Natur genau kennt, und auf das allergenaueste befolgt.

Das Recht des Stärkeren über den Schwächeren ist übrigens einem jeden Menschen nach Maaßgabe seiner Kräfte zugetheilt, und von der Anwendung dieser Kräfte allein abhängig.

Das Recht der Obrigkeit gegen ihre Untergebenen, das man von vielen Sittenlehrern ein „Recht von Gott“, „von Gottes Gnaden“, nennen hört, beruht vorzüglich auf Grundsätzen, welche aus dem „Rechte des Stärkeren“ abgeleitet werden. Diese können vernünftig gerecht sein, oder — wie es in despotisch beherrschten Ländern der Fall ist, einer vernunftgemäßen Gerechtigkeit widersprechen. Wer unter einem Volke leben will, muß sich dessen Gesetzen fügen. Dagegen gibt es keine Wahl. Das Gesetz des Stärkeren ist hierin allein maaßgebend.

Das Recht der Nothwehr scheint damit im Gegensatze zu stehen, beruht aber auf demselben Gesetze. Seine Anwendung besteht darin, daß sich der Schwächere gegen den Stärkeren wehrt, so lange und so gut er kann. Er darf es, denn er hat dazu ein natürliches Recht. Der Trieb dazu ist ihm angeboren. Er folgt diesem Triebe auch von Kindheit an bis in das höchste Alter. Das gesammte Wechselleben der Welt besteht aus Angriff und Nothwehr, und das menschliche Leben ist ein Theil davon.

Im gesellschaftlichen Verhältnisse ersetzen die Obrigkeiten theilweise das Bedürfniß der Nothwehr. Sie vertheidigen aber nur das Recht des äußerlich Schwächeren gegen das Unrecht des äußerlich Stärkeren und befestigen sein Recht durch Gesetze. Bei solchen Einrichtungen muß vernünftiger Weise eine Beschränkung der persönlichen Nothwehr eintreten.

Die stärkste Art der Nothwehr ist der Krieg; als Nothwehr beruht er auf dem Naturgesetze; ohne Nothwehr läßt er sich vom Standpunkte des Naturrechtes nicht rechtfertigen. — Auf dem Standpunkte angewohnter menschlicher Ansichten ist es freilich oft ganz anders.

Der Mensch hat ein angeborenes Recht zu leben; ein Jeder hat dasselbe Recht: aber Keiner hat ein natürliches Recht auf sein Leben oder auf das Leben seiner Mitmenschen; d. h. Keiner hat ein angeborenes Recht ein Menschenleben gewaltsam zu endigen.

Man könnte glauben, daß Beides Eines und Dasselbe sei. Wenn Einer das Recht zu leben hat, so scheint er auch das Recht auf das Leben zu haben, gleich als ob er mit dem Leben anfangen könnte was er wollte. Die richtige Erkenntniß des Weltenlebens und seiner Gesetzmäßigkeit belehrt uns eines Andern.

Alle angebornen Rechte gründen sich nemlich auf entsprechende Naturgesetze. Der Mensch hat deshalb ein Recht zu leben, weil er die Bestimmung dazu hat. Aber er hat nicht die Bestimmung sich oder seinem Mitmenschen das Leben zu nehmen oder auch nur zu verkürzen. Es gibt kein Naturgesetz, oder wenigstens ist uns keines bekannt, aus welchem der vernünftige Mensch ein solches Recht herleiten könnte.

Ein jeder Mensch ist gleichsam nur der Verwalter des ihm

übergebenen Lebensgutes, nicht unabhängiger Herr desselben. Seine Abhängigkeit von den Gesetzen der Natur (von dem Willen Gottes) zeigt sich bei jedem Athemzuge, bei der mindesten Bewegung, bei der leisesten Thätigkeit; darin gehört ein Jeder dem allgemeinen Leben an, ist ein Theil des großen Weltenlebens. Ihm darf er sich eigenmächtig nicht entziehen. — Oder, um es noch deutlicher zu sagen: Der Mensch hat nur seinen Mitlebenden gegenüber ein Recht zu leben, aber der Leben spendenden Gottheit gegenüber hat er kein Recht. Von ihr ist er angewiesen zu leben, und so lange zu leben, bis er an Alter stirbt. Es gibt demnach kein Recht des Selbstmordes.

Das gilt auch vom Leben eines jeden anderen Menschen, und es folgt daraus in der einfachsten und verständlichsten Weise, daß auch Keiner ein natürliches Recht auf das Leben seiner Mitmenschen habe.

Wenn hingegen nach Verhältnissen und Umständen das Leben Einzelner oder Vieler oft und manigfach dem Nutzen eines oder vieler Andern geopfert wird: so geschieht es nicht in Folge eines natürlichen Rechtes, sondern durch Zwang, wie z. B. im Kriegsdienste, durch eigenen Entschluß, wie z. B. bei lebensgefährlichen Gewerbthätigkeiten. Das mag nach Maaßgabe menschlicher Einsichten und Meinungen mehr oder weniger zu rechtfertigen sein: aber das Naturgesetz gebietet es nicht; dieses fordert vielmehr das Leben des Menschen bis zu einem naturgemäßen Abschluß. Selbst unsere Krankheiten sind widernatürlich und entstehen aus Unkenntniß oder Nichtachtung der Naturgesetze.

Nicht nur grober Todschlag und Mord, sondern auch jede Verkürzung und Beeinträchtigung der Lebenstage eines Menschen ist gegen die Ordnung der Natur, ist widernatürlich und unrecht.

Es könnte den Anschein haben, als ob z. B. Eltern vor allen Andern ein Recht auf das Leben ihres Kindes hätten; sie pflegen zu sagen, daß sie ihm das Leben gegeben haben. In der That ist es nicht ganz genau und so wörtlich wahr, wie man es auszusprechen pflegt. Wohl haben sie einen großen Einfluß auf die Entwicklung und Gestaltung des jungen Lebens, dessen Erzeuger sie sich nennen, geübt und üben ihn noch lange beständig fort: aber Lebensspender sind sie nicht. Sie

sind gleichsam Gehülfen bei der Schöpfungsthat, aber keine Werkmeister. Sie sind Träger der zeugenden Kraft, nicht die Kraft in sich selbst. Sie haben deshalb auch kein Recht, den Kindern das Leben zu nehmen, zu verkürzen oder zu verkümmern. Dasselbe gehört dem allgemeinen Leben an und nicht ihnen allein.

Aus demselben Grunde haben Erzieher, Vormünder, Arbeitgeber, Dienstherrschaften, Vorgesetzte aller Art, kein natürliches Recht auf das Leben derjenigen, die ihnen untergeben sind, und jede absichtliche, bewußte Verletzung desselben ladet auf sie die Schuld einer Widernatürlichkeit, eines Unrechtes. Solche Widernatürlichkeiten geschehen z. B. wenn ein Familienvater durch Leichtsinn, Nachlässigkeit oder Ausschweifung die Seinigen so sehr in Noth und Elend bringt, daß dadurch ihr Leben, sei es auch nur um Tage und Stunden, abgekürzt wird. So, wenn ein Vormund durch schlechte Verwaltung seinen Mündeln in ihrem Vermögen die Lebensmittel raubt. So, wenn Wucherer die Nahrung des Volkes aufkaufen und vertheuern, und dadurch armen Leuten unerschwinglich machen, daß ihr Leben und ihre Gesundheit dabei leidet.

Elterliche Erzieher begehen an ihren kleinen Kindern manchmal den eigenthümlichen Mord, daß sie deren junge Kräfte vor der Zeit zu sehr anspannen. Es macht ihnen wohl Vergnügen, wenn ein talentvolles Kind zeitlich große, geistige Fortschritte macht. Es schmeichelt ihrer Eitelkeit, wenn sie dasselbe als ein Wunderkind glänzen sehen. Aber gar oft wird eben dadurch das Lebensfeuer zu schnell verbraucht, die natürliche Entwicklung gehemmt; die Jugend wird frühreif, Seelen- und Leibeskräfte gehen vor der Zeit zu Grunde. Das Leben eines jungen Menschen beruht, wie das eines alten, auf der langsam sich entwickelnden, sich verzehrenden und wieder ersetzenden Thätigkeit verschiedener Kräfte. So gut wie der Arbeiter nach Anstrengung seiner Körperkräfte durch Hunger zu jenem Ersatze verbrauchter Stoffe geleitet wird, dessen er bedarf, ebenso kündigt sich ein gleiches Bedürfniß nach jeder geistigen Arbeit an. Der junge Geist verlangt Stärkung in Ruhe und Erholung. Sie ihm entziehen, heißt ihn schwächen, vernichten. Die Eltern haben kein Recht, das Leben der Kinder ihrer eigenen Freude oder Eitelkeit in solcher Widernatürlichkeit zu opfern.

Ebenso hat auch kein anderer Mensch ein natürliches Recht dazu, das Leben eines Mitmenschen für seine eigene Angelegen-

heiten als Opfer zu verlangen, so wie Keiner ein natürliches Recht hat, sein Leben irgend Einem ganz allein zu weihen, zu verkaufen, zu verpfänden oder überhaupt in der Art preis zu geben, daß der Andere damit nach Willkür schalte, darüber nach Gefallen verfüge. Darum ist der so oft schon streng getadelte Schweizerdienst, ebenso wie jede Art Handel mit Sklaven, Sklavinnen, Soldaten, Leibeigenen, jeder Vertrag, dessen Inhalt ein Menschenleben ist, ganz und gar widernatürlich und unrecht, abgesehen davon, daß es des Menschen unwürdig ist, das höchste Gut des Andern für seine selbstsüchtigen Zwecke um erbärmlichen Lohn ganz hin zu nehmen.

Eine der thörichtesten menschlichen Ungerechtigkeiten in Bezug auf Mißbrauch des Lebens ist die Herausforderung zum Zweikampf (Duell), ein Angriff auf das Leben eines Andern zur Herstellung der vermeintlich verletzen Ehre. Kein Mensch hat ein natürliches Recht, seine Ehre, wenn sie verletzt worden ist, auf diese Weise auszubessern. Das einzige Mittel zur Wiederherstellung der verlornen Ehre ist gerade das Leben; die Vernichtung desselben macht gerade Beides, Ehre und Wiederherstelluug derselben unmöglich.

Leider ist diese Unnatürlichkeit in gewissen Ständen — aber zum Glücke nur auf einzelnen kleinen Flecken der Erde — eine moderne Geisteskrankheit (Manie), die sich bald als Tobsucht bei einzelnen Betheiligten, bald als Unvernunft und krankhafte Urtheilskraft bei denjenigen kund gibt, welche das Widernatürliche ruhig geschehen lassen, oder wohl gar rechtfertigen. Diese Art Geisteskrankheit hat das Eigenthümliche, daß sie nur für gewisse Leute ansteckend ist. Wohin diese aber eigentlich gehören, darüber hat der gesunde Menschenverstand schon längst entschieden. Im Haushalte Gottes, im Reiche der Natur, stehen sie als Frevler gegen die allgemeine Gesetzmäßigkeit und Ordnung da.

Haben Gesellschaften (Völker), die nach bestimmten Gesetzen zusammenleben, oder deren Machthaber, die ihnen bestimmte Gesetze geben, nicht ein natürliches Recht, das Leben jenes Men-

schen, der einer allgemeinen Sicherheit und Ordnung schädlich ist, durch die Todesstrafe unschädlich zu machen?

Diese Frage ist bis jetzt vielfach erörtert und entschieden worden, Niemand hat aber nachgewiesen, daß das Recht der Todesstrafe ein naturgemäßes, irgend einem Machthaber oder irgend welchen Menschen angebornes sei.

Ein Volk oder dessen Gesetzgeber kann sich zur Selbsterhaltung gar mannigfache Rechte aneignen, ohne daß dieselben aus Naturrechten abzuleiten sind. Die berechtigen nicht, Menschen am Leben zu strafen, ja sie geben überhaupt gar kein Strafrecht.

Zunehmende Bildung und Gerechtigkeit der Gesetzgeber vermindert immer mehr und mehr die Fälle, in denen nach willkürlich festgesetzten Rechten Todesstrafen angewendet werden. Je roher dagegen und unsittlicher ein Volk und seine Gesetzgeber sind, desto häufiger finden sie Veranlassung und Bedürfniß von der Todesstrafe Gebrauch zu machen. So hat einst z. B. ein Gesetzgeber des Volkes Israel (laut biblischen Zeugnissen) eine Menge Todesstrafen selbst auf minder gefährliche Verirrungen der Menschen, oft nur: „damit Andere es hören und sich fürchten" — festgesetzt. Nach den religiösen Begriffen dieses Volkes war es oft sogar Jehovah, der Rachegott selbst, der Todesstrafen unter dem Volke anordnete. Ein Verkündiger seines Willens, Moses, ging so weit, daß er „in Gottes Namen" eine große Metzelei wehrloser Weiber und Kinder im Lager des überwundenen Feindes anstellte und für ein nothwendiges Strafgericht erkärte. (4. Mos. 31, 14.) Die nachfolgenden Zeiten brachten mildere Sitten, und es minderte sich das Bedürfniß einer solchen Gerechtigkeitspflege.

Aus religiöser Uebertreibung und eigennütziger Selbstüberschätzung haben in vergangenen Zeiten Priester jene Todesurtheile, welche sie, allein aus angemaaßter Gewaltherrschaft, über mißliebige Mitmenschen fällten, für „Strafgerichte Gottes" erklärt. Ihr Verfahren hatte aber mit der Ordnung der Natur, die man ja vor allem Anderen die „Ordnung nach Gottes Willen" nennen muß, nicht das Mindeste zu schaffen. —

Die Natur hat allerdings ihre Strafgerichte, aber sie überträgt dieselben keinem Einzigen unter allen Menschen, also auch

keinem Priester. Die höchste Gesetzgebung alles Lebens entwickelt ihre ausnahmslose Strenge gegen Verletzungen ihrer Ordnung aus sich selbst und setzt auf bestimmte Menschenthaten entsprechende Folgen. Unter diesen ist gar oft auch der Tod, und man kann wohl von Todesstrafen in der Natur sprechen, welche der Spender alles Lebens über menschliche Verirrungen verhängt. Aber kein Mensch ist dazu berufen, die Gerechtigkeit der Natur zu vertreten, zu ersetzen oder wohl gar zu verbessern.

Hier in der Natur wird z. B. Gotteslästerung, Hochverrath, Diebstahl, wie überhaupt so manches andere Verbrechen gegen die Ordnung der menschlichen Gesellschaft nicht gestraft, (wenn sich nicht der Verbrecher in sich selbst, durch sein Gewissen straft): wohl aber muß den Tod erleiden z. B. ein Mensch, der nicht reine Luft athmet, oder nicht reines Wasser trinkt, oder überhaupt unzweckmäßige Nahrungsmittel genießt u. s. w. Die Natur straft mit dem Tode den, welcher im Wasser, oder hoch in den Lüften, oder tief in der Erde, oder sonst wo, dahin er nicht angewiesen ist, zu leben sucht. Sie straft mit dem Tode denjenigen, der seine körperlichen oder geistigen Kräfte mißbraucht. Der Schwelger und Wollüstling trinkt aus dem Freudenbecher auch Gift und muß nach Maaßgabe seiner Verirrungen früher aus einem elenden Leben scheiden, als ihm durch die Vorsehung alles Lebens vorher zugedacht war. Selbst der brave aber allzueifrige, geistesthätige Mann, der seinem Gehirne, seinen Nerven, nach Ermattung nicht die nöthige Ruhe und Erholung gönnt, vielmehr dieselben z. B. durch aufregende Getränke zur ununterbrochenen Thätigkeit reizt: er unterliegt dem Strafgerichte der Natur und verliert oft sein ganzes Geistesleben mit vielen körperlichen Kräften. Oder wer leichtsinnig sein Auge unter allen Umständen, bei jedem Lichte, in jeder verdorbenen Luft und beständig anstrengt, wird — wenn er sonst auch der beste, vollkommenste Mensch wäre — mit dem Verlust seiner Sehkraft bestraft.

So hält in tausenderlei verschiedenen Fällen die Strenge der Natur ihr Todtengericht an der frevelnden Menschheit. Aber die Todesstrafen, von Menschen angeordnet über Menschen, haben damit nichts gemein; sie beruhen nicht auf den Gesetzen der Natur, wohl aber auf „erworbenen" oft auch nur auf „angemaaßten" Rechten, die sich vor dem Richterstuhle der gesunden Vernunft nicht immer oder nur sehr schwach rechtfertigen lassen.

In der Geschichte der Menschheit zeigt sich, daß die Ansichten und Meinungen über eine gewisse Rechtmäßigkeit des Selbstmordes nach Zeiten und Sitten immer höchst verschieden waren. Man sagt, der häufige Selbstmord komme nur bei überfeinerter Bildung (raffinirter Civilisation) vor; aber wer das behauptet, behauptet es blind. Man würde der Wahrheit näher kommen, wenn man die Ursache der meisten Selbstmorde vorzüglich darin suchte, daß die Menschen ihr Erdendasein nicht für das Einzige und Unersetzliche halten.

Wir lesen in allen Nachrichten aus alten Zeiten, in alten Dichtungen, Fabeln und Sagen, desgleichen in rein geschichtlichen Urkunden — von Selbstmorden aller Art. Im alten Judenthume, das sich der Offenbarungen und eines ganz besondern Schutzes der Gottheit rühmte, waren die Selbstmorde nicht nur sehr häufig, sondern die religiösen Vorschriften jenes Volkes, das sonst in moralischen Kleinlichkeiten oft sehr peinlich war, enthielten weder Verbot noch Strafe gegen Selbstmörder. (Das mosaische Verbot: „Du sollst nicht tödten" — bezieht sich weniger auf den Selbstmord, als vielmehr auf den Todschlag des Mitmenschen.) Die Bibel enthält Beschreibungen von Selbstmorden, die einfach, selbst ohne mißbilligende Bemerkungen, gegeben sind; so z. B. von Simson, dem Helden, (Buch der Richter 36), vom König Saul (1. Samuel 31, 4). Im 2. Buche der Maccabäer wird der Selbstmord sogar gelobt, obwohl die Volksstimmung sich dagegen aussprach. Judas von Charioth wird als Verräther, nicht aber als Selbstmörder ein „Sohn des Verderbens" genannt.

In den ersten christlichen Jahrhunderten waren Selbstmorde aus beschränktem religiösen Glauben sehr häufig. Es gibt noch heute Märtyrerfeste zur Verherrlichung und Erinnerung derselben. Im Ganzen wird zwar der grobe Selbstmord von den gegenwärtig herrschenden Lehren des Christenthums verboten und verdammt, aber die „feine" (raffinirte), durch Kasteiungen und fanatische Entsagungen bewirkte Selbstabtödtung, sowie auch die Aufopferung des Lebens aus religiösem Eifer, findet nicht nur Entschuldigung, sondern oft sogar Aufmunterung.

Der beständige Gedanke, daß die Erde nicht des Menschen Heimath sei, und daß er sich hier nur als Gast und Fremdling herumtreibe, erregt gar oft, besonders in mißlichen Verhältnissen, eine Art Sehnsucht, dieses Leben mit dem vermeinten „Andern"

zu vertauschen und sich selbst aus diesem Jammerthale zu erlösen. Schwärmerei und Kränklichkeit tragen oft nicht wenig dazu bei, die Sehnsucht nach „Jenseits" unwiderstehlich zu machen. So wird manch ein Mensch durch den religiösen Glauben, anstatt zur Beobachtung der Naturgesetze geleitet zu werden, geradezu davon abgelenkt.

Es gab z. B. eine Zeit, wo in manchen Ländern, wie in Schweden und Dänemark, der (künstliche) vorbedachte Selbstmord aus christlich religiösen Fanatismus zu einer Art Volkskrankheit wurde. Die Priester erklärten zwar jeden groben Selbstmord für eine Todsünde und setzten darauf die Strafe der Hölle, aber sie ließen den religiösen Schwärmer einen Umweg erfinden, auf welchem er als G e r e c h t f e r t i g t e r aus dem Leben kommen konnte. Des Lebens überdrüssig und doch auch die Hölle fürchtend, tödtete er irgend einen unschuldigen Menschen. Dann wurde ihm nach bürgerlichen Gesetzen der Prozeß gemacht, dessen Ende — im günstigsten Falle — war, daß er hingerichtet wurde. Vorher aber erhielt er reichlich Zeit und Gelegenheit zu glänzender Bekehrung und Absolution (priesterlicher Lossprechung). Von Schuld und Sünde rein, ging dann — seiner thörichten Einbildung gemäß — die Seele u n m i t t e l b a r in das Paradies hinüber.

Dieser Wahnsinn herrschte gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts so heftig, daß die Obrigkeit dagegen lange vergeblich einschritt, bis endlich für solche Verbrechen als die schicklichste Strafe: lebenslängliche harte Arbeit mit jährlichem Staupenschlag festgesetzt wurde. Die Qual und Schande und das gänzliche Mißlingen der Absicht machten nach und nach diesem in religiöse Mode gekommenen Uebel ein Ende.

„Eine fromme, viel betende und singende weibliche Person wünschte ebenso gut vorbereitet und ebenso heilig zu sterben als die Verbrecher, die sie hatte hinrichten sehen. Sie ermordete daher eine Freundin, ein junges, hübsches, lebenslustiges Mädchen im Schlafe, und übergab sich darauf, nicht ohne ihr Gebetbuch mitzunehmen, den Gerichten."*)

Hierin kann die gesunde Vernunft nichts rechtfertigen; sie kann nur die Verblendung der im Glauben übermäßig Befan-

---

*) Die ausführliche Erzählung dieses Falles ist zu lesen bei M a r c: die Geisteskrankheiten, übers. von J d e l e r. I. Berlin 1843. S. 166.

genen beklagen und auf Verbreitung von Einsicht und Selbstbewußtsein hinwirken.

Im Allgemeinen ergibt sich jede Art Selbstmord mehr oder weniger als die Folge einer schon vorhandenen inneren Zerrüttung, Krankheit. Demnach könnte man meinen, es liege beim Selbstmorde weniger das Unrecht und die Schuld vor, als vielmehr ein Unglück. Es ist auch in der That wohl besser, wenn man über den Selbstmörder mit zuviel Schonung urtheilt, als wenn man ihn mit zuviel Strenge verdammt.

Es sind indessen wenige Fälle nachzuweisen, wo eine vollständige Entschuldigung des Selbstmordes stattfinden kann. Selbst wenn vorherrschende Kränklichkeit einen Selbstmord veranlaßt hätte, könnte sie doch nicht vollständig entschuldigt werden. Denn so wie es Pflicht des Menschen ist, sich selbst vor lebensgefährlichen Krankheiten zu bewahren, und gegen Lebensgefahren Rettungsmittel anzuwenden: so ist es auch hier der Fall, wo er jenen krankhaften Zuständen bei Zeiten aus dem Wege gehen soll, die zum Selbstmorde führen können.

Und würde die größere Schuld oft auch nicht auf den Selbstmörder fallen, so träfe sie um so schwerer seine Mitmenschen. Jedenfalls ist da, wo ein Selbstmord geschehen ist, ein Unrecht gegen die Ordnung der Natur (gegen den Willen Gottes) geschehen. Der früh Gemordete hatte ein Recht nicht nur noch zu leben, sondern er hatte das Recht, wie ein Jeder, auch ein alter Mensch zu werden, und an Alterschwäche zu sterben.

„Wahnsinn nennt es nur und Feigheit oder Verbrechen,
Wenn der belastete Geist trotzig den Körper zersprengt:
Selten geschieht die verwegene That, und es wimmelt von Thoren,
Feigen und Frevlern ja doch immer und ewig die Welt.“

(Boutterwerck.)

Ob es mindestens nicht naturgemäß recht ist, sein Leben in tödtliche Gefahr zu bringen? — Wenn es sich darum

handelt, große, allgemeine Lebensgefahren abzuwenden, und dem Gesammtleben gleichsam ein Opfer zu bringen, mag es wohl zu rechtfertigen sein. Man setzt dabei voraus, daß derjenige, welcher sein Leben für ein anderes Leben wagt, es möglicher Weise nicht verlieren wird, daß ihm vielmehr Muth und Gewandtheit durch die eigene Gefahr hindurch helfen werden. Wo der Tod im Voraus gewiß ist, ohne daß ein bedeutender Zweck erreicht werden kann, da ist ein solches Unternehmen einem leichtfertigen Selbstmorde gleich zu achten. Der Mensch hat kein angebornes Recht dazu.

Unverhältnißmäßig groß sind die Opfer an Menschenleben, welche Erwerb, Kunst, Bequemlichkeit, Luxus, Soldatenspiel, Vergnügen, Brodneid u. dergl. beständig fordern. Geistiges und körperliches Siechthum sieht man in allen Werkstätten und auf allen Sammelplätzen des menschlichen Getreibes.

„Das Jammervollste aber, was in dieser Hinsicht mein Auge gesehen, ist Idria, ein österreichischer Ort mit berühmten Quecksilbergruben. Der Tod, den das vergiftende Metall verbreitet, liegt über die Landschaft ausgegossen, und nur bleiche menschliche Gestalten sieht das Auge, die alle einem frühen Tode zuwandeln; und doch weihen die Einwohner sich und ihre Kinder immer wieder freiwillig dem tödtlichen Berufe, um einen kümmerlichen Lebensunterhalt zu gewinnen.“ (Ed. Baltzer.)

Noch größer ist vielleicht die Zahl derjenigen Menschen, welche ihre Gesundheit und ihr Leben in tödliche Gefahr bringen, ohne einen andern Zweck zu haben, als die Befriedigung sinnlicher Lust. Ein ganzes Heer jugendlicher Sünder opfert alljährlich das Leben auf dem Altare der Sinnlichkeit, ein anderes Heer stürzt sich durch Ausschweifungen aus den Regionen eines geistigen Lebens in die niederen des thierischen Stumpfsinnes und pflanzlicher Unthätigkeit. Aber es kann Einer, der seine Lebenstage im unmäßigen Vergnügen abkürzt, nicht anders als Unrecht thun gegen sich selbst, den er vernichtet, gegen die Mitwelt, deren Leben er mitzuleben hat und stört, endlich gegen die Ordnung der ganzen Natur, die er verletzt oder mindestens zu verletzen sucht.

Die Bestimmung eines jeden Menschen ist und bleibt ein für allemal, alt zu werden und an Alterschwäche (Auflösung) zu sterben, und Beides, das Leben und das Sterben gehört dem Weltenleben.

„Keiner von uns lebt ihm selber, keiner stirbt ihm selber. Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir ihm. Tod oder lebendig sind wir des Hern."

(Römerbrief 14, 7.)

Der Weise wird unter keinen Umständen weder aus Lust noch aus Ueberdruß, weder aus Ueberspannung der Kräfte, noch aus Erwerbsucht seine Lebenstage vergeuden. Dazu gehört aber nicht etwa die höchste Weisheit, — schon ein gesunder Verstand reicht hin, den Menschen vor selbstmörderischen Bestrebungen zu wahren. Jeder vernünftig Denkende wird sich einfach sagen müssen, daß der Selbstmord ein „schlechtes Geschäft" sei, wobei niemals etwas zu gewinnen, wohl aber Alles zu verlieren ist. Er ist auch noch deshalb das größte Unrecht, weil es das Letzte ist und nie wieder gut gemacht werden kann.

„Des Lebens Erhalterin ist einzig Vernunft und reine Seele."

Daher ist das freiwillige Aufgeben des Lebens nur Unvernunft und unreine Seele.

Aus dem obersten Grundsatze aller angebornen Rechte entsteht zunächst das Recht eines Jeden, so vollkommen als möglich zu werden. Auch das ist ein Recht, das sich von selbst versteht, und keines Beweises bedarf.

Was heißt aber „Mensch sein" und „vollkommen" oder „so vollkommen als möglich?" — Antwort gibt das ganze Leben, die ganze Wissenschaft, die ganze Geschichte der Menschheit.

Man wird sonst mit der Antwort so schnell nicht fertig, als mit der Frage. Einen Fingerzeig ihrer Schwierigkeit geben aber schon die mannigfachen, vielen und großartigen Anlagen, Fähigkeiten und Kräfte des menschlichen Wesens. Sie alle sollen zur ebenmäßigen Vollendung und Anwendung gelangen.

Ein Menschenkind ist noch unentwickelt, noch kein ganzer Mensch; der soll es erst werden. Jünglinge und Mädchen sind noch nicht vollkommene Menschen. Der herzensgute Mann ohne Verstand ist unvollkommen; der verständige ohne Herzensgüte ebenfalls. Jeder Unglückliche, jeder Schlechte, Rohe, Böse, — sie sind unvollkommen. Sie haben sich nicht zu jener Stufe

menschlicher Ausbildung aufgeschwungen, auf welcher ein Mensch in allen seinen Kräften vollständig entwickelt, also zugleich verständig, gut und glücklich ist. Sie haben daher auch ihre Bestimmung nicht erreicht, und von ihrem natürlichen Rechte entweder keinen oder nur halben, oder wohl gar falschen Gebrauch gemacht.

Der Mensch soll Mensch werden und so vollkommen als möglich. Daraus folgt, daß er kein Recht hat, ein überirdisches Wesen, ein Engel, ein Bewohner des Himmels werden zu wollen.

Der religiöse Glaube vieler Menschen führt oft genug dahin, sich einzubilden, man müsse ätherischer Natur werden und in das Reich überirdischer Wesen emporsteigen. Indessen thut die Natur das Ihre, um die Träumer beständig wach zu erhalten. Ein leises Grimmen des Hungers, etwas Zahnschmerz, ein wenig Zugluft sind schon allein hinreichend, den verzücktesten Ausreißer augenblicklich zu seiner alten Heimath zurückzubringen. Das lebendigste Beispiel hat man an den sogenannten „Frommen“ unserer Zeit, die oft durch eine scherzhafte Ansprache aus ihrer seligsten Schwärmerei zu höchst irdischer Bosheit überspringen.

Ich seh in deinem frommen Sinn
Einbildung mächtig walten,
Wie eine arge Zauberin
Dein Antlitz trüb gestalten.
Sie hebt dich hoch zu Gottes Thron,
Läßt Erdenlüfte schweigen,
Und macht aus dir 'nen Himmelssohn,
Dem sich selbst Engel neigen.
Du wirst so mild, so liebereich,
Kannst keine Seele hassen,
Dein Herz so gut, so zart, so weich,
Es kann nichts Arges fassen.

Hinweg vom irdschen Jammerthale
Steigst du — in Nacht — empor
Und horchst dem heil'gen Saitenschalle,
Singst mit im Aether-Chor.
Doch leider gleicht die heil'ge Lust
Dem Traum des Mondschein-Kranken

Der nächtlich, still, sich unbewußt
Entsteigt des Bettes Schranken.
Denn wenn dich wer bei'm Namen ruft
Mit neckischer Geberde,
Zerfließt die Heiligkeit in Luft,
Und du — — fällst auf die Erde.*)

Der Mensch hat kein Recht etwas anderes zu sein, als ein Erdenmensch, ein Adam.

Daraus folgt aber auch, daß er kein Recht hat, zur thierischen Natur herabzusteigen, so wie Keiner seiner Mitmenschen ein Recht hat, ihn in den Staub thierischer Verhältnisse herabzudrücken. Wie das Thier nicht die Bestimmnng hat „überthierisch", also etwa „menschlich", die Pflanze nicht „überpflanzlich", die Erde nicht „überirdisch", der Mensch nicht „himmlisch" zu sein: ebenso hat keines dieser Wesen ein Recht unter seine natürliche Bestimmung hinabzusteigen. Jedes Wesen hat in der Art seiner Entwicklung und Vollendung eine eigene Weisung.

Den unfreien Naturwesen verbietet schon die beschränkte Kraft der Selbstbestimmung, auszuarten. Der Mensch aber hat soviel Freiheit und Kraft in sich, daß er sogar sein innerstes, eigenstes Wesen zu verläugnen und die Absichten seines Schöpfers theilweise zu vereiteln im Stande ist; allerdings thut er dann unrecht.

Der Mensch hat also auch kein angebornes Recht, Andern zu Gefallen aus seinem menschlichen Wesen herauszutreten, und sich in die Reihe niederer Wesen oder gar der Dinge und Sachen stellen zu lassen. Sowie er zu thierischer Rohheit und Grausamkeit, oder zum thierischen Lebensgenuß selbst nicht berechtigt ist, kann er auch von seinen Mitmenschen verlangen, daß sie ihn nicht dazu nöthigen oder ihn hierin nicht unterstützen, weil sie dazu auch nicht berechtigt sind.

Noch gibt es viele Völker, in denen von diesem Rechte, das mit jedem Menschen geboren ist, nicht gesprochen wird. Bei ihnen werden noch z. B. die Weiber wie Lastthiere gehalten, die

*) Aus einer noch ungedruckten Sammlung Epigrammen vom Verfasser.

Männer wie Maschinen behandelt, die Mädchen wie Waare verkauft, die Kinder im Preise geringer geachtet als junges Vieh, und ihnen Allen sind Gelegenheit und Mittel entzogen, sich aus einem thierähnlichen Zustande herauszuarbeiten, während sich einzelne Andere wie Götter, Engel, „Bevollmächtigte des Himmels" fast anbeten lassen. Noch gibt es viele, ja viele andere „Unmenschlichkeiten," welche gegen alles menschliche Recht täglich geschehen.

Gelangt der Mensch in diesem seinem Leben nicht zu seinem Rechte, so gelangt er nie wieder dazu: er hat ja eine menschliche Bestimmung nur so lange er lebt. Was aus ihm wird, wenn er aufhört Mensch zu sein, weiß er nicht; jedenfalls aber weiß er, daß er nicht wieder der alte Mensch wird, der er war. Das Menschenleben einmal verloren ist für immer verloren.

Wer sind demnach die eigentlichen Wohlthäter der Menschheit? — Wer sind ihre größten Feinde? — Die, welche sie in Engel verwandeln wollen? — Die, welche sie wie Thiere behandeln? — Die, welche wollen, daß die Anlagen und Kräfte eines Jeden nach Möglichkeit zur harmonischen Menschlichkeit entwickelt werden? Die, welche dahin streben, daß einem Jeden sein volles Recht, Mensch zu sein, zu Theil werde?

Ein jeder Mensch, der noch nicht vollkommen ist, hat das natürliche Recht zu sagen: Ihr meine Mitmenschen, Gesetzgeber, Lehrer, Erzieher, Brodherren u. s. w., die ihr ein Recht des Stärkeren über den Schwächeren habt und ausübt, wollt aus mir einen gehorsamen, arbeitsamen und opferfähigen Unterthan erziehen: machet eure Aufgabe aber auch voll und lehret mich, in Allem Recht von Unrecht und Wahrheit von Lüge unterscheiden; gebt mir Gelegenheit — oder wehrt sie wenigstens nicht — alle meine Lebenskräfte naturgemäß zu gebrauchen. Oder ihr, die ihr aus mir einen bußfertig frommen Menschen machen wollt: lehrt mich dazu auch verständig denken und die ganze Aufgabe meines Lebens begreifen. Es gehört zu meinem, wie zum natürlichen Rechte eines jeden Menschen, verlangen zu dürfen, daß mir nicht nur die Kirchen allein, sondern auch die Schulen der Weisheit offen stehen. — Zu den sogenannten Freisinnigen

(Liberalen) mußte er sagen: Ihr wollt mich unabhängig machen, dann lehret mich auch, in mir selbst nach allen Seiten freien Gebrauch meiner Triebe und Kräfte üben; lehret mich, das Recht eines jeden Menschen hochachten, und gerecht sein gegen Alle; unterweiset mich in der großen Kunst, ein freier Mann zu sein, denn man sagt mir, „nur der Weise allein sei ein freier Mann.“

Solche und noch manche andere vernunftgemäße Forderungen an seine Mitmenschen zu stellen, hat ein Jeder, der ein Gefühl von Unvollkommenheit hat, das natürliche Recht.

Uebrigens ist jeder unvollkommene Mensch, mag sich seine Unvollkommenheit auf sein körperliches oder geistiges Leben beziehen, insofern eine widernatürliche Erscheinung zu nennen, als alle übrigen Naturwesen nach Maßgabe ihrer Kräfte vollkommen genannt werden können und ihrer Bestimmung entsprechen.

Das Recht des Lebens schließt auch noch in sich, daß jeder Mensch ein angebornes Recht habe, hier auf der Erde und für diese Erde zu leben. Die religiöse Meinung, daß der Mensch hier auf Erden nicht zu Hause sei, und kein irdisches, sondern ein himmlisches Heimathsrecht habe, ist zwar alt, und mag darum ehrwürdig genug scheinen, hat aber ihren alleinigen Grund doch nur in der Unwissenheit und den mangelhaften Naturkenntnissen jener Zeiten, in denen die meisten der jetzt bestehenden Religionspartheien gestiftet worden sind. Sie verliert sich freilich mit der zunehmenden Wissenschaft immer mehr.

„In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen“, (Johannes 14, 2.) — sagt die Religion. Daran läßt sich nicht zweifeln; ebenso wenig aber auch daran, daß der Weltgeschöpfe viele sind, jeder Art ihr Aufenthalt angewiesen und die Wohnung der Menschheit hier auf Erden sei — sagt die Wissenschaft.

Ein Lieblingsgedanke der Gläubigen und zugleich der vollständigste Widerspruch ist der, daß der Himmel zwar die eigentliche Menschen-Heimath, die Erde aber dennoch der Mittelpunkt der Welt sei, um welchen sich Alles drehe, um dessenwillen sogar alle Sonnen und Sterne geschaffen seien. Auf der einen Seite behaupten sie zu wenig, auf der andern zu viel. Wie kann die Erde ein erbärmliches Jammerthal, so gut als

Nichts sein und dennoch wieder auch der Gegenstand aller göttlichen Weisheit, Fürsorge und Güte, der zärtlichsten Vaterliebe?

Wie dem aber nun immer sein mag, so viel steht fest, daß der Mensch als solcher nur auf der Erde sein Lebensrecht ausüben kann, da alle seine Anlagen, Fähigkeiten, Kräfte, alle seine Lebensmittel aus der Erdenthätigkeit kommen, dem Erdenleben angehören und nur für ein Erdenleben brauchbar sind. Ohne diese menschlichen Lebensmittel könnte Keiner in irgend einem der andern Gestirne, in irgend „einer andern Welt" bestehen. Darum ruft Göthe so wahr als ehrlich aus:

„Das Drüben kann mich wenig kümmern:
Aus dieser Erde quillen meine Freuden
Und diese Sonne scheinet meinen Leiden."

Ebenso richtig sagte einmal ein jüdischer Tempeldichter (Psalm 50, 12): „Die Erde ist des Menschen und was darauf ist: der Mensch ist der Erde, und Alles was an ihm ist; beide sind Gottes."

Was hälf's auch, ohne Saft und Kraft,
Mit ausgetrockneter Eigenschaft
Als eine ganz verdünnte Seele
Zu schweben in die Himmelssäle?" —
(Feuerbach.)

Zwar versteht sich der obige Satz auch von selbst und bedarf für den Denkenden keines Beweises, aber die Menschen, unter Vorurtheilen alter Zeit groß geworden und an kindische Lieblingsmeinungen gewöhnt, haben dagegen gar mancherlei einzuwenden und werden es wohl noch lange haben. Sie sagen z. B. der Mensch komme hier auf Erden nicht zu seinem vollen Rechte, daher könne die Erde nicht seine eigentliche Heimath sein.

Nur die erste Hälfte des Satzes ist wahr, die andere dagegen ist ganz falsch und klingt gerade so, als ob Einer von einem fehlerhaft erzogenen Kinde sagen wollte: Das Kind kommt im Elternhause nicht zu seinem vollen Rechte, d. h. erhält nicht seine vollständige Erziehung und Pflege, daher gehört es nicht dahin. — Warum kommt denn der Mensch hier auf Erden nicht zu

seinem vollen Rechte? Weil etwa die Gottheit es nicht will, oder weil die Naturordnung ihn daran hindert? Oder vielleicht, weil seine Mitmenschen es nicht verstehen, nicht zugeben, es vernachlässigen?

Von Natur ist das Menschenkind so reichlich mit Fähigkeiten und Kräften ausgestattet, daß man wohl behaupten kann, es liege in der Absicht des alles Leben spendenden höchsten Wesens, daß der Mensch nach Maaßgabe der ihm gegebenen Eigenschaften vollkommen werde, so vollkommen als möglich, und zwar schon hier auf dieser Erde. Darüber hinaus hat er ja weder Fähigkeiten noch Rechte. Kann Jemand mit solcher Bestimmtheit nachweisen, er habe ein angebornes Recht, in irgend einem andern Stern zu leben? oder gar in einem „Jenseits", dessen Oertlichkeit er gar nicht angeben, ja nicht einmal „sich einbilden" kann?

„Babel meint, die Seele fahre über die Sterne in einem Himmel; ich kenne denselben Himmel nicht, will auch seiner wohl entbehren."

(J. Böhme.)

Es bleibt dem gesunden Menschenverstande gar nichts anderes übrig, als einen jeden Menschen „erdenangehörig" zu erklären, und für dieses Erdenleben berechtigt zu achten.

Welcher Platz auf Erden ist es aber, auf welchem der einzelne Mensch sein angebornes Recht vorzüglich geltend zu machen hat?

Ueber das bestimmtere Wo? in der großen Erdenwohnung ist nicht zu entscheiden. Darüber hat er sich mit seinem Mitmenschen zu vertragen. In diesem Punkte wird es wohl auch immer unter Einzelnen ebenso wie unter ganzen Völkerschaften Zank, Streit und Kampf geben und die Gewalt des Stärkeren wird immer sagen: Hier bin ich, der Platz ist mein! Aber das angeborne Recht, auch da zu sein, kann dabei selbst dem Besiegten nicht verloren gehen, sondern nur verkümmert werden.

Am schlimmsten sind jedenfalls daran, die sich durch die Einbildung, hier nicht zu Hause zu sein und kein Recht zu haben, jeden Platz des Lebens und jeden Wohnort selbst verleiden.

„Der Mensch, sagt man, ist ein Einwohner zweier Welten — deshalb ist er meist in keiner recht zu Hause."

(Fr. v. Raumer.)

„Ich glaube, sehr viele Menschen vergessen über ihre Erziehung für den Himmel die für die Erde. Ich sollte denken, der Mensch handelte am weisesten, wenn er Erstere ganz an ihren Ort gestellt sein ließe. Denn wenn wir von einem weisen Wesen an diese Stelle gesetzt worden sind, woran kein Zweifel ist, so laßt uns das Beste in dieser Station thun und uns nicht durch Offenbarungen blenden." — „Wir sind auch nie glücklicher, als wenn uns ein starkes Gefühl bestimmt, nur in dieser Welt zu leben." (Lichtenberg.)

Da der Mensch ein natürliches Recht hat, auf der Erde zu leben, so folgt daraus, daß er auch ein natürliches Recht habe, die Dinge, welche ihm zum Leben nothwendig sind und von der Erdennatur angeboten werden, sich anzueignen.

Das ist ein angebornes Recht und versteht sich auch von selbst, kann aber nicht unbedingt und unter allen Umständen ausgeübt, jedenfalls aber gar sehr mißverstanden werden. Im großen und kleinen Zusammenleben der menschlichen Gesellschaft muß es sogar erst erworben werden, obwohl es naturgemäß ist, daß dieses Recht auch ein Recht sei, sich die irdischen Dinge alle nach Belieben und unter allen Umständen anzueignen. Da, wo der Mensch als ein Sonderling ganz allein in der Natur lebt, da möchte es ihm wohl auch frei stehen, ob er sich diese oder jene Naturerzeugnisse aneignen wolle. Ohne Bedenken könnte er da wählen. Aber der Mensch lebt nicht allein, sondern in Gesellschaft von Mitmenschen und ein Jeder dieser seiner Mitmenschen hat dasselbe Recht auf der Erde zu leben, und sich der Erdendinge zu bemächtigen. Wenn nun ein Jeder dasselbe Recht hat, dann kann sich Keiner ohne alle Rücksicht, ohne alle Einschränkung desselben bedienen.

So kommt es, daß das, was die Menschen in gegenwärtiger Zeit ihr Eigenthum nennen, erst nach bestimmten Gesetzen und Verträgen ihr Eigenthum werden konnte.

Das Recht des Eigenthums — ursprünglich also ein natürliches, angebornes — ist es gegenwärtig nicht mehr, sondern „ein erworbenes" und lautet dahin, daß zwar ein jeder in Gesellschaft lebende Mensch sich um irdisches Eigenthum umsehen

und dasselbe sich aneignen dürfe, aber daß er auf jene Dinge kein Recht mehr habe, welche von Andern früher schon in Besitz genommen worden sind.

Es gibt sehr viel Dinge solcher Beschaffenheit, daß sie nicht Allen oder Vielen zugleich gehören können. Würde aber jeder Einzelne das Eigenthumsrecht als ein angebornes in der Art ausüben wollen, daß er sich aller solcher irdischen Dinge bemächtigte, wie und wann es ihm gefiele: dann könnte keine Gesellschaft und kein Eigenthum bestehen. Entweder würden alle Menschen mit einander in beständigem Kampfe der Nothwehr stehen, anstatt einander das Leben zu erleichtern und zu fördern: oder sie müßten sich so einrichten, daß ein ruhiger und dauerhafter Besitz gar nicht statt hätte, wodurch das Leben sehr erschwert und der Gebrauch der Lebensmittel vollständig unsicher gemacht würde.

Dann würde es aber auch kommen, daß die Menschen nicht viel arbeiteten, Einer für den Andern nicht viel thäte und Alle mehr oder weniger Noth litten. Wohlhabenheit und Lebensgenuß, Wohlthätigkeit und Lebensfreude wären ganz unmögliche Dinge. Als Familienhaupt für die Seinigen zu sorgen, müßte dann der mühsamste und leidenvollste Zustand sein.

Ursprünglich müssen alle Dinge herrenlos gewesen sein. Da konnten und mußten die Menschen sich dieselben frei aneignen. Aber es dauerte gewiß nicht lange, daß sie sich untereinander zu einem Vertrage verstanden, der etwa in folgende Worte seinen ganzen Inhalt faßte: „Lasse du mir das, was ich mir angeeignet habe, ich werde dir das lassen, was du hast.“ So mußte der Rechtsbegriff von „Mein“ und „Dein“ entstehen, so wurde das Recht des Eigenthums ein „durch Vertrag erworbenes.“

Die Menschen hätten sich auch ein Zusammenleben nicht erhalten können, wenn sie sich nicht selbst wechselseitig das erworbene Gut gesichert hätten. Das Recht des Eigenthums ist daher ein solches, das sich selbst unter den rohesten Völkern bei Zeiten — wahrscheinlich zu allererst — ausgebildet hat.

Selbst Raubvölker, welche davon lebten, ihre Nachbarn zu plündern, hielten strenge auf das Recht des Eigenthums unter sich. Der alten Sage nach war z. B. das Volk Israel eins der habsüchtigsten, so zwar, daß es sich von seinem Jehovah (durch Propheten oder Priester) befehlen ließ, andere Nationen zu berauben und zu bestehlen. In Jehovah's Namen theilte Aron den Raub

(4. Mos. 21, 24). Auf seines Gottes Geheiß nahm („borgte", „stahl", „forderte", „nahm mit" — die Uebersetzer wissen nicht, wie sie sagen sollen —) das auserwählte Völklein aus Egypten von Gold- und Silbergefäßen, die ihm nicht gehörten, soviel in das gelobte Land mit, als es nur immer habhaft werden konnte, (2. Mos. 12, 36). Sein Gott befahl die Völker des gelobten Landes vollständig auszuplündern und sich nach Ermordung der Einwohner in ihrem Eigenthume festzusetzen, (u. A. 4. Mos. 31). Trotz alledem bedurfte dieses Volk unter sich selbst und zur eigenen Erhaltung des siebenten Gebotes: Du sollst nicht stehlen.

Je edler ein Volk ist, desto heiliger achtet es das rechtlich erworbene Eigenthum. Je gebildeter der einzelne Mensch ist, desto reiner ist sein Begehrungsvermögen. Es ist für ihn nicht nur ein Unrecht, sondern es ist auch seiner vollständig unwerth, etwas zu erwerben, was vor ihm schon ein Anderer in Besitz genommen hat und hält.

Je erhabener die Einsicht des Menschen ist, desto geneigter ist er auch, sein Eigenthum nicht nur zu seinem, sondern auch zu seiner Mitmenschen Wohlsein zu verwalten.

Die Vorsehung — um menschlich zu sprechen — kümmert sich nicht um das Mein und Dein der Menschen; das mögen diese unter einander allein abmachen. Die Natur bietet ihre Erzeugnisse Jedem an und wer zuerst kommt und sich dieselben erwirbt, dem überläßt sie dieselben auch. Wenn Einer dabei menschlichen Gesetzen und Verträgen untreu wird und ihr das abnimmt, was ein Anderer sich schon lange vorher vorbehalten oder erworben hat, so wehrt sie es nicht. Der treuste Gottesdiener, der begnadetste Frömmling, der allerehrwürdigste Vermittler religiöser Seligkeit, selbst jene, die an Gottesstatt lösen und binden zu wollen sich erkühnen, sind nicht vor Dieben und Räubern sicher. Sie finden auch Schutz und Hülfe gegen diese nicht in den natürlichen, sondern nur in den menschenrechtlichen Gesetzen. Die sogenannte „weltliche Macht" beschützt das Eigenthum: die Weltenmacht gibt es preis.

So wie der Mensch kein natürliches Recht hat, sich alle Dinge ohne Rücksicht auf andere Menschen anzueignen, und die menschlichen Gesetze über das Eigenthum nach Belieben zu verletzen: ebenso hat auch kein Mensch ein angebornes Recht die Naturdinge, welche zum Gebrauche als Lebensmittel bestimmt sind, zu zerstören, zu verderben, unbrauchbar und ungenießbar zu machen, selbst wenn er rechtmäßiger Eigenthümer derselben wäre.

Nach einer gesunden Vorstellung dessen, was naturgemäß recht ist, hat der Mensch die erworbenen Naturdinge gleichsam nur zur Verwaltung übernommen. Ursprünglich sind sie dazu bestimmt, allen Erdenwesen zu gute zu kommen. Will daher Einer sein Eigenthum nicht mehr benutzen, so hat er kein angebornes Recht, dasselbe zu zerstören, und dem Gebrauche von Seite seiner Mitmenschen ganz zu entziehen.

Die Bestimmung der Naturdinge ist nicht, Einem allein dienlich zu sein und auch nicht, nutzlos unterzugehen. Der muthwillige Zerstörer der Naturgeschöpfe ist daher zugleich ein Verbrecher an der gesammten Mitwelt, wie er ein Frevler an der Lebensordnung der Natur selbst ist.

Bedarf die Erde des Menschen? — Eine seltsame Frage — aber bedeutsam wäre es, darauf ausführliche Antwort zu bekommen. Wir haben indessen noch nicht soviel Einsicht in den Haushalt der Erdennatur, um sagen zu können, wie sehr das Menschenleben eine Nothwendigkeit für das Erdenleben selbst sei. Bei dem großen Umfange der Rechte und Fähigkeiten, die dem Menschen von Seite der Natur zugestanden sind, läßt sich allerdings vermuthen, daß sein Leben ein wichtiger Bestandtheil des Erdenlebens sein müsse.

Dagegen ist es unzweifelhafte Gewißheit, daß der Mensch zu seinem individuellen Leben der Erde und der irdischen Dinge unumgänglich bedarf, und daß ihm zu deren Erwerbe und Gebrauche die großartigsten und mannigfaltigsten Kräfte verliehen sind. Seine Bedürftigkeit, die unverhältnißmäßig größer ist, als die der andern Erdengeschöpfe, schließt darum auch sein natürliches Recht ein, sich aller seiner Fähigkeiten und Kräfte zu bedienen, um jene Bedürftigkeit zu befriedigen. Dieses Recht hat ein jeder Lebende

und er braucht nicht erst zu beweisen, daß er es hat: es versteht sich von selbst. Ein Jeder hat also das Recht z. B. seine Sinneswerkzeuge zu gebrauchen, seine Nerven, Muskeln, Sehnen, seine Glieder, sein Gehirn, kurz: alle Kräfte und Werkzeuge, die sein persönliches Wesen ausmachen.

Das versteht sich nun freilich von selbst, aber es pflegt dennoch nicht immer davon, und nicht von Allem, was dazu gehört, die Rede zu sein. Vieles Andere von geringerer Bedeutung findet oft weit mehr Würdigung. So hat z. B. jeder Mensch ein Recht des Gefühls und zwar jenes Gefühls, das sich in Wirklichkeit in ihm, im wohlverwahrten Innern, im Blute, im Herzen, oder wie man sonst sagen will, regt.

Es gibt aber Menschen, die sich einbilden, nur sie allein hätten das Recht, gewisse Gefühle zu haben, Andere nicht. Indessen ist das Recht des Gefühls, wie ein jedes andere Recht, das sich im Innern des Menschen geltend macht, ein solches, daß seine Entstehung nicht leicht beeinträchtigt oder verkümmert, und niemals ganz gehindert werden kann:

Mit gleichgültiger Miene und Geberde, obwohl von den Luchsaugen seines Gegners bewacht und belauscht, kann der Mensch — wenn er will — seine inneren Gefühle vollkommen frei und unverkümmert in sich bergen. Frei sind Liebe und Haß, frei ist Verehrung und Abscheu, frei die Dankbarkeit und Rache, frei sind Freude und Leid. Sie Alle lassen sich weder gebieten noch verbieten. Keine menschliche Macht ist im Stande zu hindern, daß der Mensch solche Gefühle in sich trage, wenn er selbst nicht daran gehindert sein will. Der Märthrer, der das Schaffot besteigen muß, bewahrt sich, wenn er will, bis zum letzten Pulsschlage seines Herzens treu und rein das Gefühl seiner heiligen Ueberzeugung, oder das Gefühl der Heiterkeit, der Befriedigung, der innigsten Liebe für seine Freunde, oder der vollständigsten Verachtung seiner Unterdrücker.

Und wäre ein Mensch der kleinste, ärmste, niedrigste, verlassenste von Allen, sein Herz ist trotz alledem frei, wie er will, und das Recht zu fühlen bleibt ihm ungeschmälert, so lange er nur will. Wie auch die Umstände und Zeiten, Schmähsucht, Neid, Gewalt, Verfolgungen oder traurige Erfahrungen überhaupt ihn bedrängen mögen, sein natürliches Recht zu fühlen, bleibt ihm gesichert.

Jeder Mensch sollte sich auf dieses sein inneres Recht viel einbilden. Mindestens thäte er sehr wohl daran, sich desselben

stets bewußt zu bleiben. Dieses und das Recht des freien Denkens, bildet für ihn zu jeder Zeit eine Zufluchtsstätte, in die sich sein ganzes Selbst aus allen äußern Drangsalen flüchten kann; hier ist und bleibt er „Herr im eigenen Hause," so lange er will, und ein mächtiger, reicher, unüberwindlicher Herr. Hier sind alle Haussuchungen und Inquisitionen eitel. Hier ist sein Heiligthum, das er allein, wie der hohe Priester das Allerheiligste im Judentempel, zu betreten das Recht hat. Hier ist er ein viel vermögender von Gottes Gnaden. Die freien Gedanken lassen ihn jeder Uebermacht trotzen, die freien Gefühle das Möglichste entbehren.

Aber hier hat er sich auch vor Unglück am meisten in Acht zu nehmen, denn wie sein Gedanke und Gefühl ihn unsäglich hoch erheben kann, so vermag es ihn auch unaussprechlich elend zu machen und keine äußere Menschenmacht ist dann im Stande, solchen traurigen Zustand zu verbieten.

Daß der Mensch ein angebornes Recht hat zu denken, versteht sich ebenfalls von selbst, und ist kaum zu glauben, daß es noch Menschen geben kann, welche das in bestimmten Beziehungen bestreiten. Zu solchen unbegreiflichen Menschen gehören unter Andern und vor allen Andern die Priester aller Zeiten. Ihr erstes Gebot ist, alles, was sie sagen, unbedingt zu glauben, ohne zu fragen, nachzudenken, zu grübeln, zu zweifeln. Unfehlbar hat die Erfindung eines solchen Gebotes für sie selbst viel bequemes, abgesehen von anderen Vortheilen, die daraus hervorgehen, wenn recht viele Leute sich gutwillig im Denken und Glauben leiten lassen. Auch kann eine solche Vorschrift geistesträgen Zöglingen selbst nicht unwillkommen sein, denn es ist allerdings bequemer, sich den Weg weisen zu lassen als ihn selbst zu suchen. Es giebt auch sehr, sehr viele Menschen, die so bequem sind. Ja, sie schließen sogar die Augen wie Einer, der eine große Seligkeit genießt und lassen sich führen, wohin es dem Führer beliebt.

Das heißt sich der Ausübung seines natürlichen Rechtes freiwillig begeben. Aber nur der Ausübung, nicht des Rechtes selbst können sie sich begeben; auch kann es ihnen Niemand weder in grober noch schlauer Weise nehmen. In jedem Momente können sie das geschlossene Auge öffnen, um selbst zu sehen, was

mit ihnen geschieht, wo sie sind, wohin sie gehen. Niemand kann sie daran hindern, wenn sie selbst sich nicht hindern lassen wollen. Die Köpfe kann man spalten, das Leben den Menschen vor der Zeit zerstören, aber das Recht zu denken, kann man ihnen, so lange sie leben, nicht nehmen. Dumm kann man sie machen durch Erziehung, Unterricht oder Vernachlässigung, aber wenn sie nicht einwilligen, nicht. In die gröbsten Irrthümer kann man sie führen, aber wenn sie darüber nachdenken wollen, kann es Niemand wehren. Die größte Armee Soldaten kann dir und mir nicht den kleinsten Gedanken unterdrücken. So ist das Recht zu denken ein unantastbares, unveräußerliches, dem Menschen angebornes.

Das Glauben ist nichts anderes als ein Denken; daher hat der Mensch auch ein natürliches Recht zum Glauben.

Man spricht in unseren Zeiten soviel von einem allgemeinen Bedürfniß der Glaubensfreiheit. Der Name entspricht nicht dem, was man meint. Glaubensfreiheit hat schon und in Wirklichkeit ein Jeder und zwar in der ausgedehntesten Weise. Das Bedürfniß, von dem man spricht, bezieht sich eigentlich auf die freie Aeußerung des innern Glaubens.

Daß die Freiheit des Glaubens schon von der Natur gewährleistet ist, begreift sich leicht; aber es soll auch Jeder wissen und begreifen, daß er das vollständige Recht dazu hat, seinen Glauben wie alle seine Gedanken ebenso gut für sich allein wie für alle Andere zu haben.

Mitten in der großen, lauten, tonangebenden Gesellschaft, unmittelbar an den Stufen der Uebermacht und Gewalt, Aug' im Auge dessen, der über Leben und Sterben zu gebieten sich ermächtigt hat, geht der Mensch seinen eigenen freien Gedanken nach und sie gehören ihm allein, in seinem tiefsten Innern beschützt und gesichert durch das geheimnißvolle Walten der Natur. Er kann davon zu erkennen geben soviel ihm beliebt.

Das vor der Ruthe bebende schwache Kind hat seine eigenen Gedanken, und seine Gebieter sind oft kaum im Stande sie zu vermuthen. Es zittert und weint z. B. wenn es die Eltern in Zank und Streit sich quälen sieht, aber es macht sich seine eigenen Gedanken darüber, ob der Vater oder die Mutter mehr im Unrecht sei.

Der aus Pflicht und — Noth frömmelnde Lehrer, der in schuldiger Unterthänigkeit demuthsvoll gebeugte Beamte, der mit

Unbilden überhäufte und dennoch freundliche Diener — sie haben ihre freien stillen Gedanken, welche mit der äußeren Abhängigkeit oft ganz und gar nichts zu schaffen haben.

Diese stille Freiheit des menschlichen Denkens ist oft von der größten Wirksamkeit. Die gelinde Macht ist so groß, daß sie, wie Wurzelfasern im Stillen Felsen sprengen, die felsenfesten Säulen der Zwingherrschaft nach und nach niederreißt.

„Aus stillem Denken keimt ein wachsend Leben,
Das wird die Welt aus ihren Angeln heben."

Es ist nicht unwichtig, hier noch zu bemerken, daß, wenn ein Mensch das Recht zu denken hat, es sich von selbst versteht, er habe ein Recht menschlich zu denken. Daraus folgt natürlich, daß er sich nicht — wie wohl schon geschehen ist — anmaße, etwa göttlich denken zu wollen; dazu hat er weder Recht noch Fähigkeit.

„Unsere studirte Nachtweisheit hat uns verblendet; wo wir menschlich denken sollen, wollen wir göttlich denken." (Herder.)

Es ist indessen vollständiger Unsinn, sich einzubilden, daß man anders als menschlich denken könne. Des Menschen „göttlichste" Gedanken sind nur Menschengedanken, und wahr sagt ein Spruch alter Rabbinerweisheit: „So spricht der Herr: Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken."

Wie hoch geachtet z. B. die sogenannten „göttlichen Offenbarungen" in Religionsschriften, wie heilig, wie auserwählt, weise und gut sie sein mögen: sie enthalten doch nur Menschengedanken, gehüllt in menschliche Worte. Würde ein Mensch je die Gottheit vernehmen können, er würde es doch nie anders als menschlich denken und wieder sagen können, was er vernommen habe. Daher ist all' unser „Gotteswort" nur Menschenwort.

Es gibt keine Täuschung, die so viele Jahrtausende sich von Geschlecht zu Geschlecht forterbt, wie die mit dem sogenannten Gotteswort. —

So wie aber ein jeder Mensch das Recht hat, seine Gedanken für sich allein zu haben und zu behalten, so hat er auch das Recht, sie den Mitmenschen gegenüber, mit denen er verkehrt, die ihm, denen er zum Leben behülflich sein muß, auszusprechen. Dazu ist ihm die Fähigkeit der Sprache in Wort und Zeichen, in Mienen und Geberden, in Thaten und Unterlassungen gegeben. Das Recht der Sprache ist ein ange-

bornes, unzweifelhaftes, unveräußerliches. Das versteht sich von selbst und ein Mensch, dem die Fähigkeit des äußeren Zeichengebens, Sprachwerkzeug im Allgemeinen, nicht fehlt, braucht sich auch nicht des Rechtes zu begeben, von dem, was er denkt, mitzutheilen, was er und wie er es mittheilen will.

So lautet einfach das natürliche Recht. Aber das Zusammenleben vieler und vielfach gearteter Menschen, die Nothwendigkeit des Friedens, das Bedürfniß einer vernünftigen Erziehung und Belehrung, und viele andere Rücksichten treten dazwischen und nöthigen den Einzelnen nicht selten, die Ausübung seines natürlichen Rechtes aus Rücksicht für seine Mitmenschen zu beschränken und jene Gedanken für sich zu behalten, welche vielleicht dem allgemeinen Wohle in irgend einer Weise nachtheilig sein könnten.

Solche Rücksichten zu bestimmen ist Sache richtiger Erkenntniß, und wie diese groß oder klein ist, so sind auch dann die Einschränkungen im Reden mehr oder weniger richtig und — gerecht.

In der freien Natur, für den einzeln stehenden Menschen ist dieses Recht ein so freies und unbeschränktes, daß er, mag er schwatzen was er will, nichts zu fürchten hat. Er kann im Haushalte der Natur mit seinem Reden nichts verderben. Auch straft die Natur nicht ein Wort, und wäre es eine Gotteslästerung (die an sich unmöglich ist). Keinen Zweifel, keine Unwahrheit, keinen Spott, kein närrisches Gerede ahnen die Weltgesetze.

Aber die Gesellschaft der Menschen gibt sich Gesetze des Redens und des Schweigens und macht so aus der angebornen Redefreiheit ein erworbenes Recht. Sie hat dazu ihre Gründe, gut und schlecht, wie es sich oft treffen mag.

Die größte Zügellosigkeit im Reden kann also der Ordnung der Natur, der Heiligkeit ihrer Gesetze, dem allgemeinen großen Leben nicht den mindesten Eintrag thun: aber die menschliche Gesellschaft kann entweder in Wirklichkeit oder eingebildeter Weise Schaden leiden. Daher sind die mannigfachen Gesetze der Rede- und Schriftfreiheit mehr oder weniger zu rechtfertigen.

Das Recht des Menschen zu sprechen, vermag aber die menschliche Gesellschaft trotzdem nicht aufzuheben, sie kann nur den Gebrauch dieses Rechtes beschränken. Und wenn auf den Mund des Menschen sieben Siegel gelegt würden, bleibt ihm doch sein angebornes Recht. („Wer Recht behalten will und hat nur eine Zunge, behält es gewiß.“)

Ob es aber immer „klug und weise“ ist, unter allen Um-

ständen von diesem Rechte Gebrauch zu machen, ist eine besondere Frage des menschlichen Zusammenlebens und der Lebensweisheit. Die mannigfachen Verbindungen, in denen ein Mensch zum Andern steht, legen oft die Pflicht des Schweigens viel gewaltiger auf, als alle Gesetze.

Da menschliche Gesetze über Redefreiheit einzig nur von der Einsicht und Gerechtigkeitsliebe der Gesetzgeber ausgehen, so trifft es sich, daß sie gerade in dieser Beziehung oft mehr schwach und ängstlich, als recht und billig sind. Oft zittert Einer vor dem ihm drohenden Worte mehr, als vor dem über seinem Haupte schwebenden Todesschwerte. Es gibt gar viele — und das sind eben oft gerade die Gewaltigen der Erde — die es nicht ertragen können, daß **jeder Mensch** ihnen gegenüber seine Meinung frei und ehrlich ausspreche, während sie selbst das volle Recht zu reden, was ihnen einfällt, üben.

Die tollste und ungerechteste Mühe machen sich in dieser Beziehung die Sendboten der alten Religionen, denen z. B. das Wort neuer, wissenschaftlicher Erkenntnisse unangenehm ist. Sie gebieten Schweigen oder drohen unter prophetischen Mienen mit allem möglichen Verderben, wenn nicht bald, wo möglich sofort, alle Wissenschaftlichkeit zur alten Unwissenheit und Schweigsamkeit umkehrt. Sie ergreifen „geeignete" Maaßregeln, aber alle sind ganz und gar unnütz. Sie rufen den göttlichen Rachegeist vom Himmel herab, aber er kommt nicht.

„Du willst der Rede setzen ihre Schranke?
Einkerkern Schrift und Wort?
Umsonst. Es wälzt sich jeder Gluthgedanke,
Bachantisch und unsterblich fort." (Platen.)

„Ein ausgesprochenes Wort (der Wahrheit) tritt in den Kreis der übrigen nothwendig wirkenden Naturkräfte mit ein."
(Göthe.)

Auf der freien Ausübung des natürlichen Rechtes, zu denken und zu fühlen, Gedanken und Gefühle seinen Mitmenschen mitzutheilen, beruht die Möglichkeit aller menschlichen Erziehung, aller Bildung, aller geistigen Fortschritte.

Man fürchtet den Mißbrauch der freien Rede. — Schlimmer und größer kann er nicht sein, als die Folgen des Monopols der Rede sind, d. h. der Berechtigung Einzelner, zu sagen

was ihnen beliebt, und der Behinderung aller Andern zu fragen, zu widersprechen und ihren Widerspruch zu begründen.

Die Geschichte der Menschheit gibt die klarsten Beweise dafür, daß das vielen Menschen auferlegte Schweigen und nur Einzelnen erlaubte Reden die größten Irrthümer, Ungerechtigkeiten und Unbilligkeiten hervorgebracht hat. Namentlich sind zu allen Zeiten die Thaten oder vielmehr Unthaten priesterlicher Stände, wenn sie ausschließlich Redefreiheit geübt haben, von den traurigsten Folgen begleitet gewesen. Allein reden und gebieten, den Glauben allen Andern vorschreiben, ihre Meinung Andern aufnöthigen, das nannten sie ihr von Gott empfangenes Recht, und übten es mit einer Härte nnd Grausamkeit, die dem Geiste der gepredigten Religion ganz entgegen war. Sie machten das Gehirn zu einem bloßen Glaubensbrei, den Menschen zu einer Glaubenspuppe. Sie nöthigten ganzen Völkern sogar solche Meinungen auf, die sie selbst nicht einmal hatten. Sie befahlen zu glauben, was sie selbst nicht glaubten, zu sprechen, was gegen ihre eigene Ueberzeugung war. Sie übten Gewalt und Verfolgung, drohten mit Hunger, Tortur, Schwertern und Feuergerüsten. Der große Haufe der Menschheit mußte nachsprechen, was sie ihm vorsagten. So war es einst z. B. in Indien, so war es in Deutschland. So ist die Geschichte christlicher Bekehrung stellenweise nur mit Menschenblut geschrieben. So geschah z. B. durch die Tribunale der heiligen Inquisition das unerhörteste Unrecht und eine Versündigung an dem angeborenen Rechte eines jeden Menschen, seine eigenen Gedanken und Gefühle zu haben, und dieselben auszusprechen.

Beide Rechte, das des innern freien Denkens, (Fühlens), nnd das des äußern freien Ausdrucks sind zusammengehörig. Wenn die Ausübung des Zweiten fehlt, so fehlt dem Ersten alle Bedeutung. Gerade auf diesem Zweiten, auf seiner allgemeinen Anwendung beruht die ganze Beruhigung und Ueberzeugung eines jeden Menschen. Die Wahrheit seiner Gedanken kann er ja nur erkennen, wenn er vernimmt, wie die Andern oder vielmehr wie alle Andern über denselben Gegenstand denken. Jemehr verschiedene Meinungen er vor sich hat, desto leichter wird es ihm, seine eigenen Gedanken zu verbessern.

Die freie Rede (in Wort und Schrift) hat der Wahrheit

und Gerechtigkeit niemals geschadet, wohl aber ist sie der Lüge und Ungerechtigkeit, dem Uebermuth und der Heuchelei stets gefährlich gewesen; von diesen wurde sie auch immer behindert, von jenen nicht.

Keine Wissenschaft kann zur Vollkommenheit gelangen, wenn nicht ein Jeder, der das Studium derselben betreibt, seine Ansichten und Erfahrungen mittheilen kann. So ist es z. B. mit der Arzneiwissenschaft der Fall. Was wäre an ihr, wenn die Aerzte nur das mittheilen dürften, was ihnen etwa irgend ein Oberarzt vorgeredet hätte? —

Das gilt von den Kenntnissen der Menschheit überhaupt, das gilt von der Wissenschaft der Religion insbesondere. So lange nur die geistlichen Oberärzte zu bestimmen haben, was alle andern lehren und glauben dürfen, wird die Religion nur höchst unvollkommen, nur eine Stümperei bleiben. Ganz abgesehen davon, daß Religion und Seelenheilkunde des Menschen eigenste Kopf- und Herzensangelegenheit ist, in welcher Jeder selbstthätig sein muß.

„Aber durch die freie Rede in Religionssachen könnten die Menschen zu Irrthümern geführt werden.“ — Das ist allerdings so gut möglich, als es bei unfreier Rede wahrscheinlich und gewiß ist. Es ist aber bei freier Rede auch wieder möglich, sie aus ihren Irrthümern herauszuführen, was bei Unfreiheit der Rede nicht gut denkbar ist. Nur aus vielfacher Vergleichung bildet sich die Erkenntniß des Wahren. Neben der Lüge ist die Wahrheit am deutlichsten sichtbar.

Wie schlimm ist es dagegen, wenn ein vorgeschriebener Glaube Irrthümer erregt und Niemand sie aufdecken darf? Ist die Menschheit im größeren Vortheil durch Aberglauben oder durch klare Erkenntniß der Wahrheit? Ueberhaupt kann nicht Alles verboten werden, was möglicherweise zum Irrthum führen könnte. Auch wäre ein solches Verbot gegen die Bestimmung der Menschennatur. Irren heißt die erste und letze Schule aller menschlichen Bestrebungen. Durch Irrthum führt der Weg zur Wahrheit.

Wer daher den Irrthum verhindern wollte, der würde auch allen Fortschritt in der Erkenntniß verbieten müssen.

Aus dem Rechte des freien Denkens und Fühlens folgt aber auch noch, daß der Mensch ein natürliches Recht hat, *seine bisherige Meinung* nach Maaß gemachter Beobachtungen und Erfahrungen wieder *abzuändern*. So wie es ihm zusteht,

zu glauben, was ihm glaubwürdig erscheint, so steht es ihm auch zu, dasselbe nicht mehr zu glauben, sobald es ihm nicht mehr glaubwürdig genug ist. Seine Gesinnung zu ändern, ist demnach kein Fehler gegen die Gesetzmäßigkeit der Natur; der Mensch hat dazu die vollste Freiheit, das vollste Recht.

Ob der Gesinnungswechsel ein vernünftiger oder unvernünftiger ist, und wie ihn seine Mitmenschen aufnehmen, das ist freilich ein ander Ding. Dem Glauben der Väter untreu zu werden gilt Vielen als ein großes Unrecht. In Wirklichkeit ist es das nicht, nur in der Einbildung.

Ob Richtigkeit oder Irrthum in einer Religionsänderung liege, das entscheidet ihren moralischen Werth, nicht aber irgend ein alt hergebrachtes Vorurtheil. Der Mensch ist darauf angewiesen, sein Glauben und Wissen gewissermaßen beständig zu ändern, d. h. zu verbessern, denn er hat sich immer mehr zu vervollkommnen. Wie der Mensch, so die Menschheit. „Werdet vollkommen, wie euer Vater im Himmel (in euren Vorstellungen, in eurem Ideal) vollkommen ist.“ Wenn dagegen ein Mensch versprochen hat, seine religiöse Ansicht niemals zu ändern, so hat er ebenso gegen sein natürliches Recht gehandelt, als wenn er versprochen hätte, niemals eine andere Luft zu athmen, als die, so er schon einmal geathmet hat.

Mit demselben Unrechte legt man auch ein Gelübde ab, um sich damit wie z. B. in Klöstern aller künftigen Gedanken und Entschlüsse, aller Gefühle und Wünsche gleichsam für immer zu entschlagen. Man verspricht eigentlich das Unmögliche, indem man ein angebornes Recht vernichten will.

„Ein Gelübde zu thun, ist eine größere Sünde als es zu brechen.“ (Lichtenberg.) — Das gilt freilich nur vom vernunftgemäßen Standpunkte. Im alltäglichen Getreibe der modernfrommen Meinungen und Ansichten ist Lichtenberg's Wort eine Lüge, weil da „Vernunft Unsinn“ ist.

Das Recht, immer den Verhältnissen der Zeit und des Ortes gemäß und nach seiner eigenthümlichen Fähigkeit zu denken und zu fühlen, erstreckt sich auch auf alle andern Thätigkeiten, die in Gedanken und Gefühlen ihren Grund haben, so wie auf die Anwendung aller Mittel, welche dazu dienen.

Darum hat der Mensch ein angebornes Recht der Phantasie, der Einbildung und der Dichterei, der Ahnung, der Erkenntniß, des Scharfsinns, der witzigen Zusammenstellung. Er hat ein Recht zu zweifeln, zu prüfen, zu untersuchen u. s. w. Zu diesem Zwecke darf er seine Sinneswerkzeuge gebrauchen. Er hat das natürliche Recht zu schauen, zu horchen, zu beobachten, zu forschen. Alles, was in dem Bereiche seiner sinnlichen Kräfte erreichbar ist, darf er anstreben. Und wie er etwas für gut oder für schlecht erkennen mag, hat er immer ein natürliches Recht nach seiner Erkenntniß zu wählen. Er hat die freie Wahl des Guten und Schlechten.

Und wie seine Lebenszeit wechselt und jeder Lebensabschnitt seine besonderen Eigenthümlichkeiten hat, so hat er auch ein Recht auf diesen Wechsel. Als Kind hat er ein Recht kindisch zu sein, ernst als Mann und ruhig als Greis. Der Jüngling hat ein natürliches Recht sich jung zu fühlen und die Güter des Lebens mit leichtem Sinn zu gebrauchen. Dagegen hat das gereifte Alter ein Recht vorsichtig, sparsam und bedenklich zu sein. In soweit die Temperamente unveränderliche Eigenthümlichkeiten des Denkens und Fühlens im Menschen sind, hat er auch ein natürliches Recht darauf.

In das Bereich des natürlichen Rechtes gehört überhaupt alles das, „was die Natur allein verleiht, was jeglicher Bemühung, jedem Streben stets unerreichbar bleibt, was weder Gold, noch Schwert, noch Klugheit, noch Beharrlichkeit erzwingen kann.“ (Göthe.)

III.

„Wer weiß, wie reich der Mensch ist an Kraft und Recht.“

Ein köstliches Recht, das uns angeboren, von dem aber gleichwohl nur selten die Rede ist, besteht darin, daß wir allen Dingen nach unserm eigenen, freien Ermessen den Werth und Preis zuerkennen dürfen, den wir wollen, und daß sie

keinen andern und höhern Werth haben, als der ist, den wir ihnen selbst beilegen. So viel, als wir über eine Sache fühlen und denken, so viel ist sie uns werth, und so viel sie uns werth ist, so viel ist sie auch in der That werth. (Daher eine gute Redensart ist: „Wie fühlst Du über diese Sache?")

Den Werth der Dinge lediglich nach unseren Gefühlen, nach unsern Gedanken zu bestimmen, kann nicht gut gehindert werden, und dieses von aller Beeinträchtigung so ziemlich freie Recht ist um so größer, jemehr von seiner Ausübung unser Lebensglück abhängig ist. Denn nicht die Dinge an sich machen uns glücklich oder unglücklich, sondern die Art, wie wir sie schätzen oder mißachten.

Durch Ausübung dieses Rechtes kann ein jeder Mensch zu jener hohen Stufe von Freiheit gelangen, auf welcher er wie ein gebietender Herr den Dingen der ganzen Welt die Macht zutheilt, welche sie über ihm haben sollen. Er bestimmt, wie viel sie ihm werth sein sollen. Sie gebieten ihm nicht, wie hoch er sie schätzen müsse. Das kleine Kind, das sein zerbrochenes Spielzeug einer tausend Pfund-Note vorzieht, dem sein alter, bunter Rock lieber ist, als die kostbarste Antike irgend eines Museums, nicht etwa nur, weil es den Werth nicht zu schätzen weiß, sondern auch und vorzüglich darum, weil es das Seinige über Alles hochschätzt — ist das lebendigste Vorbild für alle nachfolgenden Thatsachen des heranwachsenden Menschenlebens, bei denen der Mensch von seinem angebornen Recht freien Gebrauch macht.

Die Persönlichkeiten der Umgebung, die freundschaftlichen und Familienverhältnisse, alle geschäftlichen Verbindungen, die Theilnahme an Partheien, Anhänglichkeit oder Feindseligkeit — Alles unterliegt der freien Anwendung dieses natürlichen Rechtes. Nur, wenn der Mensch will, kann die Ausübung dieses Rechtes beeinträchtigt oder verkümmert werden: niemals gegen seinen Willen. Wer ist es, der mich zwingen könnte, irgend einen Fürsten der Erde höher zu achten als meinen Freund oder Wohlthäter aus niedrigem Stande? — Mein ist alle Werthschätzung!

Damit ist innig verwandt das Recht, den Lebensleiden ihren schärfsten Stachel zu nehmen, ein Recht, das in seiner Anwendung oft von den wohlthätigsten Folgen begleitet ist. Gleich wie ein Mensch die genossene Freude durch seine Phantasie zur unermeßlichen Höhe und Dauer steigern kann,

so vermag er auch dem tiefsten Schmerze dadurch ein kurzes Ziel zu setzen, und sich ihm so zu sagen ganz zu entziehen, daß er ihn verachtet. Es hat Menschen gegeben, die die grausamsten Qualen mit einer wunderbaren Ruhe und Gelassenheit ertragen haben. Niemand konnte sie daran hindern. Man wollte ihnen Schmerzen zufügen, und fügte sie ihnen zu; sie aber, wenn sie solche auch empfanden, litten nicht, weil sie nicht leiden wollten.

Wie viel vermag z. B. über augenblickliche Leiden schon ein einziger Hoffnungsgedanke, den man willig nährt und pflegt!

Und auch das Recht zu hoffen ist ein so höchst eigenes und unveräußerliches, daß ich mir keinen Menschen und kein Verhältniß denken kann, in welchem er davon nicht Gebrauch machen dürfte.

Unter all' den vielen Mitteln, welche der Mensch in Kraft seines angebornen Rechtes frei anwenden kann, um die mannigfachen Schmerzen des Lebens zu mildern und zu bannen, ist Hoffnung das leichteste, wohlfeilste, ausgiebigste und dauerhafteste. Er kann z. B. die bösen Zungen seiner Feinde nicht unschädlich machen, er kann ihnen die Giftblasen nicht zerdrücken wie den Schlangen: aber er kann — mit Recht — hoffen, daß die Wahrheit an's Licht kommen, und der gebildetere Theil seiner Mitmenschen das Unrecht erkennen werde. Das Uebel der Lüge und Verläumdung verliert durch die Hoffnung auf den Sieg der Wahrheit die schärfste Spitze. So siegt die Hoffnung auch über andere, oft über die größten Leiden des Menschen.

„— — Sie führt ihn in das Leben ein,
Sie umflattert den fröhlichen Knaben,
Den Jüngling begeistert ihr Zauberschein,
Sie wird mit dem Greis nicht begraben,
Denn beschließt er im Grabe den müden Lauf,
Noch am Grabe pflanzt er die Hoffnung auf." (Schiller.)

So wie der Mensch ein natürliches Recht hat, sich das leibliche Brod zu verschaffen, um seine Lebensmaschine zu speisen, ebenso hat er auch ein Recht, die Nahrung seines Geistes zu suchen. Das Recht auf Bildung und Unterricht ist ein natürliches, angebornes. Und wie es ihm auch beeinträchtigt werden mag, es bleibt sein Recht. Millionen Menschen gehen aus dem Leben, ohne daß sie von diesem Rechte Gebrauch machten oder machen konnten. Sie hatten es aber; sie durften geistige Nah-

rung verlangen und aufsuchen. Die Lebenden, die es noch nicht versäumt haben, brauchen es nicht mehr zu versäumen.

Den einzelnen Menschen in seiner Bildung hindern, heißt soviel, als ihm Unrecht thun. Wenn Schulen und Bildungsanstalten nicht jedem Menschen geöffnet werden, wenn dem gemeinen Manne z. B. gesagt wird, es sei genug, daß er etwas weniges lesen und nothdürftig seinen Namen schreiben könne, dazu seinen Katechismus gut auswendig gelernt habe, und daß alles Andere für ihn ganz überflüssig oder unnütz sei: so ist das eine Verletzung seines heiligsten Rechtes. Nicht nur hat ein Jeder für sich ein angebornes Recht, sich geistig zu nähren, sondern es hat auch ein Jeder das Recht, die unbehinderte Zulassung zum Unterricht, zur Bildung zu verlangen.

Es liegt die volle Anwendung dieses Rechtes auch im Interesse der gesammten Menschheit, weil Roheit und Unbildung die Quelle aller gesellschaftlichen Leiden und Ungerechtigkeiten ist.

Während das leibliche Brot sich bald verzehrt und in körperliches Blut verwandelt, ohne daß der Mensch den naturgemäßen Vorgang aufhalten kann, dauert das geistige Brot, wenn auch in das Wesen der Seele übergegangen, fort, so, daß der Mensch seine geistige Speise lange, wohl gar beständig in ihrer nährenden Kraft frisch und wirksam erhalten kann. An einem empfangenen schönen Gedanken zehrt er oft sein Leben lang; ein beseeligendes Gefühl kann er immer wieder in seinem Innern erneuern. Alles Schöne und Gute (ebenso wie das Widerwärtige und Schlechte) kann er erinnern, d. h. im Innern neu erwecken. Er kann aber auch verhindern, daß er sich erinnert.

Zu beiden hat er ein angebornes, natürliches Recht, das in jener Kraft beruht, die er Gedächtniß und Vergeßlichkeit nennt. Das Recht zu erinnern und zu vergessen, gehört zu jenen großen Wohlthaten, die die Vorsehung ganz vorzüglich und vor allen andern Geschöpfen der menschlichen Natur zugewiesen hat.

An der Ausübung auch dieses Rechtes kann den Menschen, wenn er will, Niemand hindern und er kann sie Niemandem überlassen.

Das Gedächtniß ist wie ein electrischer Webestuhl, auf welchem mit unglaublicher Schnelligkeit und in unsichtbarer Weise lichte und dunkle Bilder in das Gewebe eines jeden Augenblickes eingewebt werden. Der freie Weber ist jeder Mensch.

Das Recht der Erinnerung ist zugleich ein Theil der großen

geistigen Macht, welche selbst dem unbedeutendsten Menschen zur Verfügung steht. Wenn der Mann sich noch in späten Lebenstagen irgend einer Verirrung seiner Beleidiger und Gegner erinnert, so hat er dazu ein natürliches Recht, ebenso wie er ein Recht hat, jede Erinnerung zu unterdrücken. Der gebeugte Unglückliche hat ein Recht, jene Thaten seiner Mitmenschen im Gedächtniß zu tragen, welche seine Unterdrückung herbeigeführt haben: aber er hat auch das Recht, sie in großmüthiger Weise zu vergessen. Darum ist auch die Geschichte der Menschheit ein Gericht über dieselbe von Rechtswegen.

Von dem natürlichen Rechte der Erinnerung und des Vergessens ist selten die Rede, noch seltener aber von der schweren Kunst, den richtigen Gebrauch dieses Rechtes zu treffen. So ist z. B. die Religion der Humanität im Christenthume auf die Lehre von richtiger Ausübung dieses Rechtes gegründet: der Eifer aber für Ausbreitung und Befestigung priesterlicher Macht führte die Christen dahin, sich weniger zur Milde und Nachsicht, als vielmehr zur Strenge gegen Andersgläubige (ihre Beleidiger) zu neigen. Sie ließen sich oft sogar mit Gewalt daran hindern, von dem schönen Rechte, zu vergessen und zu verzeihen, Gebrauch zu machen. Sie hätten das Recht gehabt, sich z. B. zu erinnern, wie hart es den ersten Christen erging und wie viel Unrecht ihnen geschehen ist; oder sich der Lehre des Meisters zu erinnern, daß alle Menschen Kinder eines Vaters sind u. s. w.; dagegen aber wieder auch zu vergessen und zu verzeihen, was ihnen selbst Leides geschehen: aber sie machten keinen Gebrauch von ihrem innern Rechte, folgten vielmehr mechanisch dem Willen derer, die ihren Vortheil in der Ausrottung von Andersgläubigen suchten.

Der einzelne Mensch weiß oft mit der Ausübung dieses Rechtes nichts anzufangen und bedient sich desselben nicht selten zu seinem eigenen Nachtheile. So z. B. wenn es sich um Freuden oder Schmerzen handelt. Er vergißt leichtsinnig die Qualen und Leiden irgend eines vergangenen Verhältnisses und ruft sich mit Vorliebe und Sorgfalt nur das Lieblichste und Beste in's Gedächtniß. Dann klagt er über die Vergänglichkeit alles Schönen und Guten und über die traurige Gegenwart. Die Kunst, sich gut zu erinnern und gut zu vergessen, ist keine leichte: es ist aber eine freie Kunst.

Kinder pflegen aufmerksame Beobachter der sie umgebenden Personen, Eltern, Lehrer, Wärter und Diener zu sein. „Sie bekümmern sich um vieles, was sie eigentlich — wie man sagt — gar nichts angeht.“ — Sie thun das aber auch mit vollem Rechte, denn Alles, was um sie herum geschieht, geht sie — freilich oft mehr oft weniger, doch immer — an.

Wie ein jedes Kind, so hat ein jeder Mensch das angeborne Recht sich um das zu bekümmern, was ihn angeht, und es geht ihn Alles an, was er will. Die ganze Welt mit Allem, was darin geschieht, und ganz besonders die Menschheit mit Allem, was sie thut, geht jeden Menschen an, weil es mit seinem Leben, das doch ein Theil des Weltenlebens ist, mehr oder weniger im Zusammenhange steht.

Wir Menschen machen auch einen umfangreichen Gebrauch von diesem Rechte, und es ist Niemand unter uns zu niedrig, zu klein, zu jung, zu arm, daß er sich sein Recht nehmen zu lassen braucht. Sei es eine Weltbegebenheit oder eine Wissenschaft, sei es eine menschliche That, irgend ein Wort, ein Gedanke — uns darf das Alles kümmern.

„Das Leben der Welt ist nur ein Einiges; Alles ist verbunden; Ein Band umschlingt Alles vom Gewaltigsten bis zum Geringsten, und nichts ist so fern und so klein, daß es nicht einen Bezug zu uns hätte.“ (Karus.)

„Dem, wenn auch dunkeln Gefühle des Einklanges, der in dem ewigen Wechsel des stillen Treibens (der ganzen Natur) herrscht, kann Niemand entgehen.“ (A. v. Humboldt.)

Je gebildeter der Geist eines Menschen ist, desto mehr interessirt er sich für Alles um ihn herum, und desto größer ist sein Lebensgenuß; aber je roher er ist, desto weniger genießt er, weil er sich desto weniger kümmert, weil ihn — wie er glaubt — desto Wenigeres angeht. Was gehen ihn z. B. die Sterne am Himmel an, die Blumen der Wiese, die Bäume des Waldes, die Quellen, die Lüfte u. s. w.? — Er gleicht da oft nur dem Vieh auf der Weide, das sich um die Schönheit der Natur, um die Pracht der Landschaft, um die Bauwerke der Menschen, um ihre Denkwürdigkeiten, ja um alle Herrlichkeiten der Welt nicht im mindesten kümmert, weil es Alles das nichts angeht. Selbst die Nothwendigkeit und der Nutzen ist dem Thiere gleichgiltig. Der Mensch aber soll nicht dem Vieh gleichen; dazu ist ihm die natürliche Kraft und das Recht, sich um Alles zu kümmern, gegeben.

Er soll wissen, daß ihn Alles angeht. Es soll bei ihm davon die Rede sein, als von seinem unveräußerlichen Rechte.

Der Mann am Steuerruder, dessen gebrechliches Schiff wie verlassen einsam auf dem Weltmeere schwimmt, kann dasselbe um einen Zoll, eine Linie, einen Gedanken mehr nach rechts oder mehr nach links lenken, und er wird entweder dem Ziele seiner Fahrt nahe kommen, oder sich auf Hunderte von Meilen davon entfernen. Ebenso ist es mit dem menschlichen Leben; ein jeder Mensch mit Vernunft und Willen, mit Erfahrungen aller Art ausgerüstet ist der Steuermann seines Lebensschiffes. Die Mitmenschen können sein Kapitain, seine Lootsen, seine Matrosen oder auch nur seine Reisegefährten sein. Ein leiser Druck am Steuerruder kann das Schiff den Befehlen seines Kapitains (Gesetzgebers) entgegen, trotz der Arbeit der Matrosen, trotz der Wünsche der Reisegefährten nur nach seinem Gedanken, rechts oder links, zu weit rechts oder zu weit links bewegen.

Und wie ein Steuermann, wenn er seinen Irrthum erkannt hat, das Schiff wieder auf die rechte Bahn bringen kann, so kann auch der Mensch den einmal verfehlten Weg des Lebens leicht wieder verlassen, und einen andern wählen. Er kann das Schiff eigensinnig an einer Klippe scheitern lassen, er kann all' seine Kunst zusammen nehmen, um es glücklich in den Hafen einzuführen.

Das geschieht Alles in Kraft der Selbstbestimmung, welche jedem Menschen zu eigen gegeben ist. Je vollkommener er ist, desto größer ist sie; je unvollkommener, desto kleiner.

In dem wirklichen Besitze dieser Kraft liegt aber auch zugleich das natürliche Recht, seinen Lebenslauf (unter Mitwirkung einiger oder vieler Andern) nach eigenem Sinn zu lenken. Das, was der Mensch seinen freien Willen nennt, ist nichts anderes, als das Bewußtsein dieses natürlichen Rechtes. Nach Maaß seiner Menschwerdung kann sich ein Jeder in allen Lebensverhältnissen diesen freien Willen, dieses Recht bewahren. Selbst da, wo er aller seiner äußeren Freiheit gewaltsam beraubt werden möchte, bleibt ihm doch noch das Recht des eigenen Sinnes. Er nennt es daher auch Eigensinn und Eigenwillen.

Daß dieses Recht, sowie jedes Andere, sich mißbrauchen

läßt, weiß Jedermann; daß es Keinem ganz entzogen, wohl aber vielfach verkümmert werden kann, sollte ebenfalls Jeder wissen, eben so, daß nur da, wo er sich seiner Freiheit selbst — muthwillig oder träge — begeben will, der Mitmensch ihm sein Recht beeinträchtigen kann; endlich aber auch noch, daß er in jedem beliebigen Augenblicke sein altes Recht vollkommen wiederherstellen und sagen kann: Bis hierher und nicht weiter mit eurem Zwange: nun will ich meinem Kopfe folgen. So ist das Recht des eigenen Sinnes und Willens, das Recht der Selbstbestimmung im Grunde genommen auch ein unveräußerliches.

Unter den angebornen Rechten der Menschheit ist vielleicht Keines bisher so mißverstanden und verachtet worden, als das Recht zur Arbeit. — Es geht ein Gebot durch den ganzen Haushalt der Natur und an jedes Einzelne ihrer Wesen, welches lautet: Diene dir — diene dem Ganzen. Es ist das ein Gebot Gottes und Alles — bis auf die Ausnahmen, welche sich Menschen erlauben — gehorcht ihm, muß ihm gehorchen.

In der Art und Weise, wie dieses Gebot erfüllt wird, zeigt sich überhaupt ein Unterschied zwischen der vernünftigen und unvernünftigen Creatur. Die Eine dienet — obwohl sich dessen unbewußt — sich und dem Ganzen mit Lust, mit unverkennbarer Freudigkeit; die Andere — obwohl zur Einsicht befähigt — mit Ach und Weh, mit Seufzen und Stöhnen. Die frohen Mitarbeiter am Weltenleben sind daher die Unvernünftigen, die Traurigen dagegen — Vernunftbegabte. Welche Verkehrtheit! —

Menschen betrachten jede Arbeit des Lebens als eine Last, ja sogar als einen Fluch, als eine ewige, für sie nur erfundene Strafe. Sie begreifen nicht, daß Arbeit ein kostbares Recht ist, das sie adelt und beglückt; sie begreifen nicht die ganze Bedeutung der Arbeit. —

Es gibt allerdings Arbeiten, die eine Last zu nennen sind; die werden aber dem Menschen nur von ihren Mitmenschen auferlegt; sie sind eine Zumuthung der Rohheit und Gewalt an die Dummheit und Knechtschaft: das Naturgesetz verlangt sie nicht. Die Arbeiten, welche die Nothwendigkeit des Lebens mit sich führt, sind keine solche Last, und wenn die Menschen sie dafür ansehen, so liegt die Schuld an ihrer mangelhaften Erziehung und an ihren

ungesunden Urtheilen. Weil z. B. Habsucht von der einen Seite und Unverstand von der andern dem Einzelnen übermäßige Arbeiten auferlegen, hat für ihn alle Arbeit den hohen Werth und jenes Ansehen verloren, das ihr die Vorsehung verleiht.

Es ist bekannt, wie ein uralter Glaube der Gottheit nachgesagt hat, sie habe den Menschen zur Arbeit verflucht: „Verflucht sei dein Acker — mit Kummer soll er dich nähren dein Leben lang, Dornen und Disteln soll er dir tragen; im Schweiße des Angesichtes sollst du dein Brod essen.“ — Niemals hat eine Verirrung des religiösen Glaubens soviel Unheil gestiftet als eine derartige.

Ganze Völkerschaften sind aus Mißachtung der Arbeit entzweit und theilen sich in nichts thuen wollende und mit aller Arbeit belastete Parteien, — in Sclaven und Herren. Räuberische Eroberungen verwüsteten ganze Länder und Tyrannen bemächtigten sich des Erwerbes von ganzen Völkerschaften. Die Einen suchten Lebensgenuß ohne Arbeit, die Andern sollten arbeiten ohne auch zugleich das Leben zu genießen.

Kein Wunder, wenn dann wieder die über ihre Kräfte gedrückte Partei manchmal die Last abzuschütteln suchte. So wurden Friede und Eintracht gestört.

Mit aller ihm möglichen Kraft protestirt der gesunde Menschenverstand gegen den Irrthum, daß jede Arbeit ein Fluch, eine Strafe, eine Last sei, geeignet, den Menschen unglücklich zu machen. Nur wo dieser irrige Glaube herrscht, kann die Arbeit ein Fluch werden, wo aber Einsicht und Vernünftigkeit waltet, ist sie ein Recht voll Glück und Segen. —

Unter einem Fensterbogen im alten Nürnberger Rathhause stand einst unter dem Bilde einer Schlaguhr mit schweren Gewichten das lateinische Sprüchlein:

„Ubi onus, ibi sonus“ — zu deutsch: „Wo Last, da ist Klang.“

Das Sprüchlein müßte überall, wo Menschen arbeiten, angeschrieben werden. So wie Gewichte die Uhr im Gange halten und den Glockenschlag bewirken, ebenso regt sich das ganze Leben der Menschen in Folge des Zuges, den die „Last“ (und Lust) der Arbeit bewirkt. Wo die Last ist, da klingen die Glocken.

Doch der Mensch, der nur ungern von alten Ansichten und Erfahrungen lernt — folgt er vielleicht lieber einer Anweisung der täglich neu schaffenden Natur? — Sie lehrt ihn, daß das gesammte Leben nur auf der Thätigkeit jedes Einzelnen beruht.

Jede Creatur hat ihre Last und Sorge, aber sie stöhnt nicht und klagt nicht. Wäre ihre Arbeit ein Fluch, so müßte die ganze Natur verflucht sein und ein Wesen dem Andern beständig fluchen. — Es gibt kein Paradies des Müßigganges. Dürfte der Mensch bei allen seinen Fähigkeiten und Kräften, seinen Wünschen und Trieben, bei seiner unendlichen Sehnsucht nach Abwechselung nichts thun: so wäre Das für ihn die allergrößte Strafe. Viele Gläubige erwarten aber mindestens von der jenseitigen Zukunft ein solches Paradies als Lohn des diesseitigen Lebens. Die nächste Folge ist, daß sie das Eine um des Andern willen verachten.

Die rechte Arbeit ist naturgemäß ein Mittel zum Leben und daher kein Hinderniß desselben. Sie ist nicht Pflicht, sondern Recht, nicht Schande, sondern Ehre, nicht Schmerz, sondern Genuß. Freilich „liegt hinter einer Arbeit, die keine rechte Arbeit ist, auch ein Genuß, der kein rechter Genuß ist, und hinter dem Nichtsthun eine Ehre, die keine rechte Ehre ist.“

„Naturgemäße Arbeit“, „Arbeit des Lebens“, „Arbeit zum eigenen Wohlsein und zum Wohlsein Anderer“, „Arbeit im Haushalte der Natur“ — das ist der Inhalt eines glücklichen Daseins.

Arbeit ist des Bürgers Zierde,
Sorgen ist der Mühe Preis.
Ehrt den König seine Würde,
Ehret uns der Hände Fleiß. (Schiller.)

Damit in Zukunft die Arbeit eine Freude, ein Genuß, eine Ehre sei, fehlt nichts weiter, als daß die Menschen vernünftig und aufgeklärt darüber denken und sich auf gerechte und billige Art darein theilen. — „Bildung und Theilung der Arbeit“ — zwei Loosungen einer besseren Zeit — umfassen eine der höchsten Aufgaben der geselligen Menschheit. Darüber beginnt das Jahrhundert kaum erst nachzudenken und schon läßt sich behaupten, daß alles Streben zur Regelung und Ordnung der gesellschaftlichen Verhältnisse am Ende da hinaus gehen wird.

Meister Göthe hat im zweiten Theile seiner großen Dichtung ein Bild aufgestellt, in welchem jene hohe Aufgabe der Menschheit: Erlösung durch Arbeit — versinnlicht erscheint. Nicht im schäumenden Pokale, in der Lust der Liebe nicht, wie die Jugend hofft — weder im üppigen Hofleben, noch im stillen Forschen und Grübeln, auch nicht im Lorbeer kriegerischen Ruhmes

— wie der Mann sich träumen läßt, findet Faust eine dauernde Befriedigung. Aber als er, schon ein Greis geworden, dem Meere neuen Boden abgewinnt und dadurch tausend Händen Arbeit und Brot schafft, da ruft er von hoher Zinne: Augenblick, verweile, du bist so schön! Das Ende aller Lehrjahre, die letzte Weisheit alles Strebens ist: die wirklich nützliche, freie, frohe Arbeit.

„Auf freiem Grunde, durch freie Arbeit, ein freies Menschengeschlecht zu schaffen," ist darum das höchste Ziel der Völker aller kommenden Zeiten und die vernünftige Anwendung des der Menschheit angebornen Rechtes zur Arbeit zeigt den Weg dahin.

Es geht ein Laut durch die Geschichte,
Drängt von Geschlechtern zu Geschlecht,
Er ruft die Menschen zu Gerichte,
Verkündend hell das höchste Recht.
Ein Rufen ist's, ein Drängen, Mahnen,
Aus Nacht und Zwang zu Licht und Brod.
Hast du ein Herz, dies Recht zu ahnen,
So folg' ihm schaffend bis zum Tod. (Meißner.)

Es ist ein Gesetz des Lebens, daß wir uns, ein jeder nach seinen besten Kräften, der Lebensgüter bedienen und so unser Leben fördern.

Damit steht nun freilich auch im Widerspruch, was ein Glaube alter Zeiten vorschreibt: du mußt Gott dienen, und damit du das ungestört kannst, darfst du nicht dem Mammon dienen, d. h. dich der Welt und ihrer Güter bedienen. Und diesem Glauben folgen auch in der That viele Menschen. Man könnte aber solchen Eiferern für Gottesdienst einwenden, daß doch ein gewaltiger Unterschied darin liege, ob Einer sich der Lebensgüter bedient oder ob er ihnen dient. Doch lassen sich da Worte sparen, wo das Leben mit seinem Drange selbst laut genug spricht. Das Naturgesetz knüpft unser Dasein unmittelbar an den Gebrauch der Weltengüter und nöthigt uns, sie als Lebensmittel überall zu erwerben und anzuwenden. Diese Nöthigung verleiht einem Jeden das Recht, das mit dem Rechte des Lebens innig vereinigt ist.

Wie könnte wohl auch ein Mensch mit Bedürfnissen aller

Art so reich ausgestattet, mit Fähigkeiten und Kräften so durch und durch erfüllt, von Gütern des Lebens so reichlich umringt und endlich zum Genuß derselben beständig gespornt sein, ohne sich derselben bedienen zu sollen? — Oder will man behaupten, daß die Gottheit verlange, es solle ihr damit gedient werden, daß ihren Einrichtungen Widerstand geleistet wird? — Die gesunde Vernunft wird sagen, daß gerade die naturgemäße Erfüllung der höchsten Absichten, wie sie sich in den Naturgesetzen aussprechen, der rechte Gottesdienst sein müßte, wenn man sich überhaupt erlauben darf zu meinen, daß durch unser Leben der Gottheit gedient werden könne.

Ein vernünftiger Gebrauch aller Lebensmittel dient unmittelbar unserem eigenen und mittelbar dem allgemeinen Leben. Ihm haben wir allerdings zu dienen, und das mag wohl auch der vernünftige Sinn des Wortes Gottesdienst sein, dem der bessere Theil der Menschheit gerne beipflichten wird.

Nur ein unvernünftiger Gebrauch der Lebensgüter ist wider Gottes Willen. Ihn fordert kein Naturgesetz, keine Nothwendigkeit; er ist kein Recht. Im unvernünftigen Gebrauche, im Mißbrauche, im Unrechte ist auch kein wahrer Genuß. Der Unmäßige, der Lüstling und Schwelger bereitet sich und Andern mehr Schmerz als Freude, mehr Verderben als Genuß.

Die Menschen bilden sich ein, es sei ebenso leicht als gefährlich zu sagen: Genieße das Leben, du hast ein Recht dazu — aber sie vergessen, daß die Kunst, das Leben zu genießen, eine der allerschwersten ist. Es gibt nicht gar Viele, die sie zu üben verstehen.

Von den Leiden und Unannehmlichkeiten, mit welchen der Mensch im Leben zu kämpfen hat, kann — bei richtiger Erkenntniß aller Ursachen und Wirkungen, aller Verhältnisse und Umstände — nur ein kleiner Theil auf Rechnung der Weltordnung gebracht (der Vorsehung zugeschrieben) werden. Der größere Theil derselben hat seine Veranlassungen in menschlichen Bestrebungen oder Unterlassungen, im Getreibe des Zusammenlebens, in Unwissenheit oder im Leichtsinn, in Ungeschicklichkeit und Trägheit der einzelnen Menschen. In der Weltordnung finden die Leiden dieser Art ihren ersten Grund nicht. Trauer und Schmerz sind der Menschheit nicht vorher bestimmt.

Diese ist im Gegentheile von Natur aus auf die Freude angewiesen. Selbst Sorgen und Schmerzen, welche ihr aus der Natur zu Theil werden, führen unmittelbar zur Freude hin, oder bereiten dieselbe vor. Und wo die Lebensfreude seltener, die Sorge aber häufiger vorkommt, da überwiegt die Werthschätzung der Ersteren die Größe der Letzteren. Tausenderlei Leiden kann der Mensch um einer einzigen Freude überwinden.

„Aus dem Meer der Lebensfreuden
Ward ein Tropfen uns geschenkt,
Ward gemischt mit manchen Leiden,
Ward in's Zeitenmeer versenkt.
Doch, der Tropfen mag versinken:
Wenn wir schuldlos rein ihn trinken,
Ist ein Tropfen Seligkeit
Uns Genuß für Ewigkeit.“ (Herder.)

So kommt es, daß wir vernünftiger Weise annehmen müssen, die Welt und der Mensch seien zur Freude gemacht, und nur ein geringer Theil seiner Leiden sei naturgemäß, unvermeidlich, nöthig. In dieser Voraussetzung hat aber auch ein jeder Mensch das angeborne Recht, naturgemäße Freuden des Lebens zu genießen.

Hierin gibt es nun freilich mancherlei entgegengesetzte Ansichten. Die Quäker z. B. ziehen den traurigen Ernst jeder freudigen Aeußerung bei Weitem vor. „Sie würden — sagt Thomas Paine von ihnen — wenn man bei der Schöpfung ihren Geschmack zu Rathe gezogen hätte, die ganze Natur lautlos gemacht, und in trübe Farben gekleidet haben, nicht eine Blume hätte ihre Farbenpracht entfalten, nicht ein Vogel hätte ein Lied singen dürfen.“

Aber wie die Menschen darüber auch denken mögen, das Recht zur Freude haben sie Alle, und sie haben es selbst dann noch, wenn sie ihm entsagt haben. Sie machen in der That auch davon bei jeder Gelegenheit Gebrauch. Selbst der Griesgram und Mißvergnügte haben ihr stilles Vergnügen am — Verdruß und Mißmuth. Die weinende, schmerzensreiche Schwärmerin z. B. findet ihren besten Trost in — Thränen. Der Kummer ist ihr Freund, den sie mit einer Art Lust umarmt. —

Die Zeit heilt jeden Schmerz, und wenn das geschehen ist,

eilt Niemand lieber von seinem natürlichen Rechte Gebrauch zu machen, als der ehemals bis zum Tode betrübte Mensch.

Zahllos sind die Lebensfreuden, deren ein Mensch fähig ist, für die er Empfänglichkeit hat, zu denen ihn seine natürliche Beschaffenheit drängt. Seine Sinne, geistigen Regungen und Thätigkeiten, ein unverdorbenes Gemüth, die Fähigkeit zu lachen, (die keinem andern uns bekannten Erdenwesen eigen ist) bereiten ihm mannigfaltig frohe Lebensaugenblicke. Er gelangt in Verhältnisse, in welchen ihm, wie auf den Wegen einer Gebirgs-Landschaft, unzählig zarte Freudenblumen sprießen und blühen, um die er sich nur bücken, die er abgepflückt in seinen Lebenskranz nur winden darf. An jede Art naturgemäßer Sinnlichkeit und Arbeit, an alle Erkenntnisse und Thätigkeiten, an Liebe und Freundschaft, an jedes Selbstgefühl, an jedes Selbstbewußtsein hat die Vorsehung Freude geknüpft. Daß viele Menschen die zarten Blümchen auf den Wegen ihres Lebens nicht sehen, ist wohl einzig ihre eigene Schuld. Daß sie dieselben oft zertreten, ist ihre Sünde.

Und gerade jene Lebensfreuden, auf welche jeder Mensch ein naturgemäßes Recht hat, sind auch einem Jeden zugänglich gemacht. Da gibt es kein Standesrecht oder Privilegium, keine Macht, kein Eigenthum, kein Ansehen und keine Gewalt, welche die natürlichen Freuden ganz allein für sich in Anspruch nehmen könnten. Die Freude des Bewußtseins z. B., der Sinnengenuß, die Befriedigung des Hungers, das Vergnügen der Ruhe nach Arbeit, die Lust der Freundschaft, die Süßigkeit des Schlafes, und gar viele andere Freuden empfängt der gemeine Mann aus der Hand der Natur ebenso gut und gediegen, wie der vornehme Gewaltige. Keiner braucht den Andern zu fragen, ob er es ihm auch erlaube, eines natürlichen Lebensgenusses froh zu sein. Keiner kann es dem Andern verbieten. Nur beneiden können oft „allmächtige“ Gewalthaber unter Menschen den, der mehr Freuden genießt als sie, weil er vielleicht gesünder, kräftiger oder überhaupt naturgemäßer lebt: aber nehmen können sie es ihm nicht.

Die Natur hat also ihren Freudensaal allen ihren Creaturen geöffnet, und nur der Mensch hat die Kraft sich vorzudrängen und vor allen Andern einzutreten. Das gilt ganz besonders von den eigentlichen Naturfreuden.

„Wer einen einzigen Frühling erlebt hat — und alle Länder haben einen, ja in manchen hört er gar nicht auf — oder wer eine Kindheit und Jugend mit all' ihren Morgenröthen und Re-

genbogen durchflogen, der kann sich ein Tempethal (eine paradiesische Gegend in Griechenland) zu einem Jammerthal nur in der unseligsten Verblendung perspektivisch umstellen. Der Allheilige hat durch die ganze Schöpfung Alles für die Glückseligkeit gethan, die man daher loben und wünschen darf; er hat noch mehr dafür gethan, als für die Sittlichkeit, deren hohen Sonnenumlauf so wie die Ausgleichung der Störungen er mehr unserer Freiheit überließ; und selber das kleinste Thierchen war ihm nicht zu geringfügig und winzig für die Freude, welche das einzige ist, was alle Wesen, höchste und niedrigste theilen, und was aus der untersten Stufe hinaufreicht bis zum Schöpfer selbst."

(Jean Paul.)

Den Genuß der Lebensfreuden einander zu stören und zu verkümmern, vermögen die Menschen, aber das Recht des Genusses können sie einander nicht nehmen. Es ist ein angebornes Recht.

Unter den Lebensfreuden sind gerade die reinsten, nachhaltigsten und bedeutendsten gegen Störungen am meisten gesichert. Wann hätte sich z. B. Jemand an sittlichen und geistigen Anschauungen übersättigt? — Wann wären Erinnerungen an Wohlthaten, die er Andern gespendet hat, jemals lästig oder drückend geworden? Was könnte dem Menschen sein gutes Gewissen verleiden? Oder wie gesichert ist ihm das behagliche Gefühl in frischer Luft, in milder Wärme?

Und Keiner ist, der mit Einsicht und in Wahrheit behaupten kann — wie es Manche aus Thorheit und Selbsttäuschung thun — daß ihm nicht zukomme die reinen Freuden der Natur zu empfangen, nach Allem zu sehen, was sehnswürdig, nach Allem zu forschen, was wissenswerth, und Alles zu lieben, was lieblich ist.

Jene Menschen, die da glauben, sie müßten allen Lebensfreuden um der Leiden willen entsagen, oder für sie sei der Freuden Quelle ganz versiegt, weil etwa der eine oder andere Wunsch unbefriedigt blieb, täuschen sich sehr, und sind mehr oder weniger aus Irrthum gemüthskrank. Sie vergessen ihr Recht, ihre Kraft, ihre Empfänglichkeit. Ihnen gelte der alte Zuruf: „Suchet, so werdet ihr finden."

Unter den Freuden und Lebensgenüssen, welche dem Menschen von Seite der Natur bereitet sind, verdient eine besondere Erwähnung das Recht der reinen Liebe (Liebe und Freundschaft). Die Liebe ist im Gemüthsleben des Menschen das, was die Wärme im Körperleben ist. Wer Niemanden liebt, welchen Niemand wiederliebt, der hat seinen Lebenszweck verfehlt. Dagegen findet der Mensch gerade in der Liebe seine höchste Seligkeit.

Das Recht zu lieben ist auch ein angebornes, natürliches und unveräußerliches. Es versteht sich von selbst. Es ist aber auch eins der schönsten Rechte der Menschheit, so schön, daß die Religion der Menschlichkeit und Erkenntniß, das wahre Christenthum, kein anderes Grundgebot aufstellen konnte, als das, zu lieben. Nur die Liebe ist geeignet, das menschliche Erdenleben in ein Paradies zu verwandeln.

„Wär' auf Erden Liebe nicht,
Was wäre noch das Leben!"

Menschensatzungen sagen zwar: Du darfst nicht oder darfst lieben, oder: hier wohl, aber dort nicht; diesen, aber jenen nicht; Anstand, Sittlichkeit, Verhältnisse u. s. w. erlauben es, verbieten es. Wer achtet darauf? Wer kann darauf achten? — Nach dem Rechte, das mit dir geboren ist, darfst du lieben, was nur immer als liebenswerth von dir befunden wird.

„Alles darfst du lieben,
Mein Herz, was dir gefällt." (Heine.)

Die Liebe läßt sich weder gebieten noch verbieten. Die verbotene Liebe wächst sogar durch den Versuch, sie zu behindern. Liebe ist auch kein Unrecht, kann es auch nicht sein, weil sie das natürlichste Recht ist: sie kann aber allerdings wie alles Gute und Rechte ein Gegenstand menschlicher Verirrung und Fehler werden; sie kann zum Unrecht führen.

Unter den Rechten, von denen bei Bildung und Aufklärung, bei Fortschritt und Vervollkommnung der Menschheit die Rede sein soll, ist noch zu bemerken das natürliche Recht eines jeden Menschen, sich mit seinen Mitmenschen zur Erreichung der Lebenszwecke zu verbinden, das Vereinsrecht im weitesten Sinne

des Namens. Das Recht selbst beruht in der Bestimmung des menschlichen Lebens und in der Nothwendigkeit einer wechselseitigen Hülfe. Sich von dieser Nothwendigkeit und Bestimmung losmachen, hieße sich selbst vernichten; einen einzelnen Menschen daran hindern, hieße ihn verderben.

Es ist keine Gnade und kein Geschenk, wenn Jemand da oder dort den Menschen erlaubt, sich zu gemeinsamen Bestrebungen zu verbinden: es ist ihr natürliches, angebornes Recht. — Es versteht sich auch von selbst: daß sich aber bürgerliche Gesellschaften und Parteien durch Gesetze oder Maaßregeln gegen einen besondern Gebrauch oder wohl auch gegen Mißbrauch dieses Rechtes zu schützen suchen, ist eine Sache, die sich ebenfalls von selbst versteht. Das Naturgesetz hat in diesem Punkte allerdings keine Vorsichtsmaaßregeln nöthig.

Genannt sei hier auch das natürliche Recht eines jeden Menschen, eheliche Verbindungen einzugehen, weil auch von diesem Rechte in so fern selten die Rede ist, als es mit uns geboren ist. Menschliche Satzungen wählen — so zu sagen — die aus, die des Rechtes, sich ehelich zu verbinden, theilhaftig werden sollen. Rücksichten auf die allgemeine Wohlfahrt wirken dabei mit, oft aber auch nur Aberglaube und Machthaberei.

So weit unsere Erkenntniß reicht, ist das Dasein aller Naturdinge auf die Verbindung und Mischung einander verwandter Wesen gegründet. Ein eheliches Zusammenleben und Zusammenwirken findet in der ganzen Natur, wenn auch nicht genau nach „menschlichen Begriffen," (die oft sehr beschränkt sind) statt. Die Chemie ist z. B. nichts anderes als eine Wissenschaft der ehelichen Verhältnisse der Dinge.

Damit die ehelichen Vereinigungen unter allen Creaturen stattfinden, dafür hat die Vorsehung gesorgt, indem sie in jedes Wesen die stärksten Triebe dazu legte.

Der Mensch ist von dieser Einrichtung nicht ausgenommen. Auch in ihm waltet das Gesetz Gottes. Und in diesem Gesetze liegt sein Recht. Da aber dieses Recht ein allgemeines ist und einem Jeden zukommt, so ist leicht begreiflich, daß es in einem geordneten Zusammenleben gewisse Beschränkungen erfahren muß. Da ferner auch der Mißbrauch dieses Rechtes die traurigsten Folgen für den Einzelnen sowohl, wie für die Gesellschaft mit sich führt: so läßt sich erklären, warum menschliche

Vorsicht den Gebrauch dieses Rechtes durch Gesetze und Regeln der Schicklichkeit zu ordnen bestrebt ist.

Auch die Natur, die in die reine Befriedigung dieses Rechtes ein hohes Entzücken gelegt hat, straft den Mißbrauch mit der größten Strenge. Wenn nun die menschlichen Anordnungen bisher nicht immer das richtige Maaß dessen, was sie gestatten oder verbieten, getroffen haben: so ist nur von der bessern Einsicht und Rechtlichkeit eine Aenderung zum Besseren zu hoffen.

Uebrigens sind die Gesetze der Ehe bei den verschiedenen Völkern der Erde und in ihren verschiedenen Zeiten auch höchst verschieden; es sind ja veränderliche Menschengesetze, die sich nur — mehr oder weniger — auf Naturgesetze gründen.

In den Verhältnissen des Zusammenlebens mag es wohl zu rechtfertigen sein, wenn aus bestimmten Ursachen einzelnen Menschen die eheliche Vereinigung ganz verwehrt wird: nach dem Naturrechte ist sie ihnen erlaubt.

Auch religiöse Vorurtheile verbieten gewissen Leuten die Ehe. In den Religionsbüchern der Heiden und Christen der Vergangenheit und Gegenwart finden wir solche Verbote. Sie sind meistentheils ganz und gar wider die Naturordnung. Dahin gehören z. B. die Verbote der Priesterehe und der Ehen zwischen verschiedenen Glaubensgenossen. Die Natur kümmert sich nicht darum und legt in die, welche das Opfer solcher Verbote sind, den heftigen Trieb zur Ehe ebenso wie in jene, die da verbieten. Die Natur widersetzt sich sogar dieser menschlichen Gesetzgebung und wenn ein Mensch diese nicht achtet, straft sie ihn nicht. Oder was hätte es in der Haushaltung Gottes viel zu sagen, wenn sich z. B. Geschwisterkinder, Verschwägerte, Geschiedene ehelich verbinden?

„Was soll's doch sein, daß man die Ehe verbeut und verdammt, die doch natürlichen Rechtens ist? Gleich als wenn man verbieten wollte zu essen, zu trinken, zu schlafen, u. s. w. das sei fern! Denn was Gott geschaffen und geordnet hat, das stehet nicht in unsrer Willkühr, daß wir's annehmen oder verbieten könnten. Wir werden Gott nicht meistern, wir werden Schande einlegen, sowie man es bisher erfahren hat.“ (Luther.)

Manche Leute geben viel auf das biblische Wort: „Was Gott (durch seine Naturgesetze? — oder durch menschliche Satzungen? — das ist die Frage) zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden.“ Sie scheinen es aber nicht zu ver-

stehen, denn sie geben einander oft die sonderbarsten Ehe- und Ehescheidungsgesetze. „Nennt man die Ehe einmal ein Sakrament, so sollte man auch consequent bleiben und nicht in der Enthaltung von diesem Sakramente etwas Verdienstliches suchen, oder es gar als etwas Unheiliges den Geistlichen verbieten. Denn das ist ein klarer Widerspruch.“ (Krug.)

Die Naturweisheit läßt sich davon nichts träumen. Wem sie die Ehe verbietet, dem hat sie längst vorher den Trieb und die Mittel dazu entzogen. Wem aber diese gegeben sind, dem verbietet sie die eheliche Verbindung nicht. Nur wenn der Mensch sein Recht mißbraucht, treffen ihn die üblen Folgen, welche naturgemäß jedem Mißbrauche anhängen.

Noch manche andere Rechte hat die Menschheit von dem höchsten Lebensspender empfangen. Von ihnen seien hier dem Nachdenken selbstthätiger und freisinniger Wahrheitsfreunde einige ganz besonders empfohlen: Das angeborne Recht, jenen Mitmenschen zu vertrauen oder zu mißtrauen, denen man zu vertrauen oder zu mißtrauen für nöthig und gut findet; das Recht der Hochachtung oder Verachtung, des Mitleids oder Widerwillens (Sympathie, Antipathie); das Recht sich für irgend eine Wahrheit, einen Spruch, eine That zu begeistern; das Recht, die großprahlerischen Erscheinungen gewisser Leute mit Gleichgültigkeit anzusehen; das Recht, in der Offentlichkeit zu leben, an derselben thätigen Antheil zu nehmen, auf Verbesserung und Veredlung öffentlicher Verhältnisse hinzuwirken u. s. w.; dann das Recht einer freien Gottesverehrung, die nur den eigenen Ansichten und Ueberzeugungen entspricht; endlich das Recht zu philosophiren, d. i. Wahrheiten zu suchen, zu vergleichen, zu bezweifeln, zu ordnen, lieb zu gewinnen u. s. w.

Alle diese Rechte haben die Eigenthümlichkeiten, daß sie in den unveränderlichen Naturgesetzen ihren Grund haben, daß sie sich von selbst verstehen, daß sie einem jeden vernunftbegabten Menschen und in allen seinen Verhältnissen zukommen, daß sie unveräußerlich sind und endlich, daß trotz alledem von ihnen nur selten die Rede ist.

Da alle dem Menschen angebornen Rechte einzig und allein nur aus „ewigen“ Naturgesetzen hervorgehen, so machen sie auch für die Zukunft Anspruch auf Unveränderlichkeit und Fortdauer.

Von den Naturgesetzen kann man nämlich mit hoher Gewißheit behaupten, daß sie stets unverändert und unveränderlich fortwirken werden, so zwar, „daß wenn einst wirklich der Fall einträte, wo ein Theil oder auch das Ganze (?) der Welt — wie man sagt — unterginge, dieselben Naturgesetze es wieder aufbauen würden.“

Dasselbe wollen wir von jenen menschlichen Rechten behaupten, die aus Naturgesetzen hervorgehen. Wenn je alle menschlichen Verhältnisse zerstört und alle Rechte aufgehoben werden könnten, ja wenn einmal die gesammte Menschheit ausstürbe, und eine neue entstände; so würden doch wieder die natürlichen Rechte der neuen Menschheit dieselben sein, die jetzt der alten angeboren sind; sie würden die ersten, die maßgebenden, unveräußerlichen und selbstverständlichen sein, trotzdem vielleicht auch wieder — wegen der Selbstsucht, des Eigennutzes oder Eitelkeit Einzelner — nur selten von ihnen die Rede wäre. Hohe Achtung und Anerkennung diesen ewigen Menschenrechten!

Das sei des Menschen Stolz, das seines Daseins Zierde,
Daß er sich stets bewahrt sein Recht und seine Würde;
Daß nie das Haupt er beugt vor eitel Macht und Schein;
Er neig' es ehrfurchtsvoll dem ew'gen Recht allein.

Menschliche Glückseligkeit.

I.

„Alles Menschliche muß erst werden und wachsen."
Schiller.

„Jeder Mensch will glückselig sein, aber um dahin zu kommen, müßte Jeder den Anfang machen, zu erforschen, was **Glückseligkeit** sei?" (Rousseau.)

Der Name bedeutet mancherlei Zustände eines freudigen Menschendaseins, bald einzelne angenehme, vorübergehende Empfindungen, bald ein dauerhaftes Gefühl von Wohlsein, oft vergängliche Heiterkeit, aufbrausende Fröhlichkeit, berauschende Lustigkeit, oft aber auch nur ein stilles, bescheidenes Befriedigtsein des innerlichen Menschen.

„Die Glückseligkeit eines Naturmenschen ist ebenso einfach wie sein Leben; es besteht darin, nicht zu leiden, gesund, frei zu sein und die nöthigsten Bedürfnisse zu befriedigen." Die Glückseligkeit des „verfeinerten" Menschen ist ein ganz anderes Ding, und besteht oft aus vielen tausend Kleinlichkeiten. Ob nun jene oder diese, oder welche der angedeuteten Glückseligkeiten dem allgemeinen Streben mehr zu empfehlen sei, darüber muß eine vernünftige Untersuchung gepflogen werden.

Obenhin betrachtet, zeigt es sich bald, daß der wünschenswertheste Zustand eines Menschen der ist, den man Seelenfrieden, Zufriedenheit nennt.

Heiterkeit, fröhliches Herz, gute Laune, Vergnügen, Lustigkeit — sie haben alle mehr oder weniger ihre Schattenseiten. In Einem dieser Zustände die höchste Seligkeit zu suchen, hat mindestens viel Bedenkliches. Eines aber ist dabei vorzüglich zu beachten: ein solcher Zustand kann nemlich leicht, augenblicklich und vollständig durch äußere und innere Vorkommnisse gestört werden, wie z. B. durch zugefügte Kränkungen oder Beleidigungen. Er ist vom Blut und Temperament, von Nerventhätigkeit und Stimmung, also vom Leibe überhaupt abhängig. Diese Abhängigkeit macht aber, daß schon äußerlich Sorge, Angst, Unsicherheit, also Störung mit Leichtigkeit eintritt.

Ein gestörtes oder störbares Glück kann nicht das empfehlenswertheste sein. Namentlich sind Lustigkeit und Fröhlichkeit gefährliche Klippen für den Seelenfrieden und der Vorsicht am allermeisten zu empfehlen. Sie werden oft so heftig, daß der Mensch sich selbst und alles Andere um sich herum vergessen kann. Sein Seelenrausch ist dann Beweis der Schwäche. Er konnte nicht viel auf einmal denken oder fühlen. Ein Gedanke oder ein Gefühl hat ihn ganz und gar erfüllt. Solcher Zustand ist sehr unstät und von keiner Dauer; er schlägt oft schnell in Traurigkeit über; er überspannt die Kräfte für Augenblicke und bringt die Seelenthätigkeiten aus dem nöthigen Gleichgewichte. Er ist einer krankhaften Bewegung gleich, wo die Nervenkraft aus ihren Ufern tritt und die ganze Gegend überschwemmt und verwüstet.

Dauerhafte Befriedigung gibt er jedenfalls nicht.

Wie ganz anders stellt sich ein allgemeines, ruhiges Wohlbefinden der Seele dar, eine begütigende und erhebende Ueberzeugung, daß man Alles habe, was man vernünftiger Weise begehren könne, ein sanftes Gefühl über das frei erwählte Gute, ein bestimmtes Bewußtsein des eigenen Werthes, Zufriedenheit mit sich selbst, mit der Menschheit und ihrer Geschichte, mit der Natur und ihren Einrichtungen. Das sind Zustände, die eines lebenslänglichen Wunsches und Strebens werth erscheinen. Sie festzuhalten, zu begründen, zu sichern ist auch in der That Aufgabe dessen, der Glückseligkeit sucht. „Das (wahre) Glück des Lebens besteht, wie der Tag, nicht in einzelnen Blitzen (des Lichtes) sondern in einer steten, milden Heiterkeit.“ (J. Paul.)

Solch ein Zustand ist aber nicht gleich und mit Einem Male, so bald man wünscht oder will, da. Das Beständige

erwächst nach und nach aus vielerlei Augenblicklichem. So wie die harmonische Stimmung eines musikalischen Instrumentes aus verschiedenen kleinen, streng geordneten Thätigkeiten entsteht, die alle nach Einem Ziele hinwirken, ebenso entsteht im Menschen der höchstbeglückende Zustand einer vollkommen guten Gemüthsstimmung, der Seelenharmonie, Zufriedenheit, nur aus der allgemeinen Zusammenstimmung aller einzelnen, auch der kleinsten Kräfte. Sie dürfen weder zu hoch noch zu niedrig gespannt sein, gerade wie die Saiten eines rein gestimmten Instrumentes. Daß es dabei auf die größte Ausdauer, Genauigkeit und Strenge ankomme, und daß diese um so schwieriger sei, je zahlreicher die Saiten sind, weiß Jeder. Wir haben kein musikalisches Instrument, das zur harmonischen Vollendung so viele Saiten umfaßt, als die menschliche Seele Kräfte hat, aus deren regelrechter Stimmung jene Harmonie der Sphären hervorgehen soll, die man „Seelenfrieden" nennt.

„Selten ist wo ein vollständig glückseliger Mensch zu finden!" — Das ist wahr. Viele suchen Zufriedenheit, Seelenruhe, Glückseligkeit, fragen darnach, aber wenige finden, erfragen sie. Sie leben, um ihr nachzustreben und sterben, ohne sie erreicht zu haben.

So kommt es, daß man von Vergänglichkeit und Erbärmlichkeit des menschlichen Lebens mehr als von seinem Glücke und Werthe zu sagen weiß. „Es ist das Glück ein flüchtig Ding, und war's in allen Tagen, und jagtest Du um der Erde Ring, Du möchtest es nicht erjagen. Leg' lieber Dich in's Gras voll Duft, und singe Deine Lieder; plötzlich, vielleicht aus blauer Luft, fällt es auf Dich hernieder." (Geibel.)

Viele meinen sogar, der Mensch sei seiner Natur nach gar nicht zur Glückseligkeit geschaffen, oder er habe sie erst im Jenseits zu hoffen. J. Paul Richter war z. B. der Ansicht, „daß der Unterschied zwischen einem Unglücklichen und einem Glücklichen ebenso sei, wie der zwischen Einem, der ein dreitägiges und Einem, der ein viertägiges Fieber habe: jener habe zwischen den Anfällen Einen guten Tag, dieser zwei."

Derlei Klagen haben wohl auch ihre guten Gründe. Gewiß ist, daß es sehr viele Menschen gibt, die ein höchst erbärm-

liches Leben führen, und manche Anderen, die trotz aller Bemühung das Glück nicht finden, wornach sie suchen. Aber was will das sagen? Ist es eine natürliche Einrichtung? Oder ein Gesetz der Weltordnung? Oder Fügung und Schicksal? — Lohnt es nicht der Mühe, nach zu forschen, ob dem Menschen ein dauerhaftes Glücklichsein nicht doch irgend wie möglich sei? — Hat die menschliche Natur etwa an sich keine Fähigkeit dazu? — Oder vergreift sich das menschliche Streben in den Mitteln? — Irrte die Schöpfung oder irrt der Mensch?

So viel kann uns ein vernunftgemäßer und genauer Ueberblick des Lebens und seiner Gesetze als allgemeine Hauptsache wohl sagen, daß uns die Natur mit Trieben und Fähigkeiten zur Lebensseligkeit reichlich versehen und die Gelegenheiten zur Freude überall vorbereitet hat. „Glücklich soll Jeder sein: das ist der Zweck eines jeden mit Empfindung begabten Wesens; das ist das erste Verlangen, das uns die Natur eingeprägt hat, und das Einzige, welches uns nie verläßt."

(Rousseau.)

„Wo es sich um Lebensglück handelt, ist der Mensch sein eigener größter Feind." Nicht das Schicksal hat er anzuklagen, wenn er nicht vollkommen zufrieden ist. Menschliche Verirrungen im Allgemeinen, und vielleicht vor Allem seine eigene Unwissenheit, Unkenntniß der rechten Mittel zur Glückseligkeit, eigenwillige Verwechselung des Angenehmen und Lieblichen mit Last und Mühe, Verwahrlosung oder Abstumpfung der zarteren Empfänglichkeit für wahre Lebensfreude, eigensinniges Festhalten an einzelnen Gegenständen, die nur möglicherweise zum Glück führen könnten, flüchtiges, unstätes und vom Zufall abhängiges Suchen und Trachten, oft sogar absichtliche Selbsttäuschung und übermüthige Einbildung — das sind die vorzüglichsten Quellen menschlicher Unglückseligkeit. Sie liegen alle im Menschen selbst.

„Es geht uns Allen mehr oder weniger herzlich schlecht — schrieb Göthe (an Eckermann) — unsere Zustände sind viel zu künstlich, unsere Nahrung und Lebensweise ist ohne die rechte Natur und unser geselliger Verkehr ohne eigentliche Liebe und Wohlwollen. Jedermann ist fein und höflich, aber Niemand hat

den Muth, gemüthlich und wahr zu sein, so daß ein redlicher Mensch mit natürlicher Neigung und Gesinnung einen recht bösen Stand hat. Man sollte oft wünschen auf einer der Südsee-inseln als sogenannter Wilder geboren zu sein, um nur einmal das menschliche Dasein ohne falschen Beigeschmack durchaus rein zu genießen." — — „Gehen Sie einmal in unsere großen Städte ... halten Sie Umgang an der Seite eines zweiten hinkenden Teufels oder eines Arztes von ausgedehnter Praxis, und er wird Ihnen Geschichten zuflüstern, daß Sie über das Elend erschrecken, und über die Gebrechen erstaunen, von denen die menschliche Natur heimgesucht ist und an denen die Gesellschaft leidet."

„So lange wir nicht wissen, was zu thun sei, ist es weise unthätig zu bleiben und abzuwarten — ein Grundsatz, dessen der Mensch am öftesten bedarf und am seltensten sich bedient." Was hier Rousseau im Allgemeinen sagt, gilt insbesondere da, wo es sich um ein Urtheil darüber handelt, in welchen Fällen oder auf welchen Lebenswegen wir glücklich oder unglücklich werden können.

Glückseligkeit suchen, ohne zu wissen, worin sie besteht, oder was dabei zu thun ist, heißt soviel als ihr möglicherweise ganz aus dem Wege gehen. Es gibt der Irrwege genug, um in die Gefahr zu kommen, gerade das zu finden, was man gern vermieden hätte.

Hast und Eifer, so schnell als möglich glücklich zu sein, läßt Manchen lieber auf's Gerathewohl in der Irre gehen, als langsam und mit Bedacht jene Anstalten zu treffen, die nöthig sind, um erst den rechten Weg zu finden.

Zur Erkenntniß des rechten Weges, welcher zur dauerhaften Glückseligkeit führt, gehört aber vor Allem, daß man das wirkliche Wesen der Zufriedenheit von jedem bloßen Scheine wohl unterscheide. Es gilt, sich hier nicht zu übereilen und vor Einbildungen, vor Selbsttäuschungen bewahrt zu bleiben. Leicht glaubt der Mensch seinen augenblicklichen Vorstellungen, die ihren Ursprung gar oft nur im äußeren Schein der Dinge haben.

Dann finden sich auch so mannigfache Umstände, in denen man es sich selbst nicht, geschweige denn Andern gestehen will,

daß man sich durch den äußern Schein habe berücken lassen. Die Eitelkeit spielt mit und man stellt sich oft zufriedener oder glücklicher als man ist. So sagt man z. B. „der Wille des Menschen sei sein Himmelreich“ und mit Leichtigkeit entsteht auch die Einbildung, daß es so sei. Es ist aber nicht so und der, dem etwas nach Wunsch geht, ist oft nichts weniger als befriedigt. Aber aus Eitelkeit, vielleicht, stellt er sich oft so, weil er nicht gerne seinen Willen umsonst durchgesetzt haben möchte.

Das, was die Menschen von ihrem Glücke sagen oder sich einbilden, ist überhaupt kein sicherer Maßstab der Glückseligkeit, ebensowenig als Klage- und Jammergeschrei, tobende Verzweiflung und stiller Gram untrügliche Zeichen wahren Unglückes sind.

„An ihren Früchten sind sie zu erkennen“ — muß man auch hier mit dem weisen Rabbi von Nazareth behaupten — an ihren Früchten sind die Freuden, welche eine wahre Glückseligkeit, und die Leiden, welche ein wahres Unglück ausmachen, offenbar.

Welche süße Lust scheint manch ein Müßiggänger aus seinem Nichtsthun zu schlürfen und wie fühlt sich der fleißige Geschäftsmann oft niedergedrückt unter der Last seiner täglichen Arbeit! Ob Müßiggang, ob Arbeitsamkeit wahre Zufriedenheit bereite, an den Früchten magst du es erkennen.

Gehe dem Müßigen und dem Fleißigen nach und sieh zu, was Jeder begehrt, was ihn erfreut und wie lange seine Freude dauert. Wie weit Jeder geirrt habe, das sieht man immer erst am Ende der Wege. Das gilt vorzüglich von den sogenannten höheren Schickungen. „Die Völker, von denen wir glauben, daß die Vorsehung sie stiefmütterlich behandelt habe (wie z. B. in rauhen Gebirgen), waren ihr vielleicht die liebsten Kinder. Denn wenn sie ihnen kein träges Gastmahl süßer Gifte bereitete, so reichte sie ihnen dafür durch die harten Hände der Arbeit den Kelch der Gesundheit und einer erquickenden Lebenswärme.“

(Herder.)

So steht auch der Reiche mit einem großen Fragezeichen des Glückes auf der Stirne da. So der Mächtige, der Vornehme, der Ruhmbekränzte. Könnte man in der geheimen Geschichte eines Jeden dieser sogenannten „Beneidenswerthen“ lesen, so würde man gar Vieles finden, was ihnen fehlt und sie quält

und wovon sich die neidisch hinblickenden Menschenkinder nichts träumen lassen. Sehe Jeder zu, welche Früchte manches sogenannte Glück trage. Unter Tausenden ist z. B. immer kaum Einer, dessen Leben vom Glanze der Oeffentlichkeit umstrahlt ist, während die Andern ungenannt, ungeachtet, unbekannt in stillen Kreisen dahin leben. Wo hier das größere Glück wahrscheinlich und möglich sei, wer mag es anders als an den Früchten erkennen? Man kennt die Geständnisse, welche mancher berühmte Mann in dieser Beziehung abgelegt hat. „Der war darum nicht übel daran, den Niemand gekannt hat bei Geburt und Begräbniß.“ (Horaz.)

So viele Religionsparteien z. B. sind bis jetzt entstanden, deren Jede in ihren eigenthümlichen Glaubenslehren das allein seligmachende Wesen gefunden zu haben vermeinte. Es scheint ein großes Glück zu sein, irgend Einer von ihnen anzugehören. Woran sollte aber zu erkennen sein, welcher von ihnen der erste Vorzug gebühre? An nichts Anderem, als an dem, was man die Frucht des Glaubens nennt.

Ein anderes Erkennungszeichen liegt in der Art der Beständigkeit eines beglückenden Zustandes. Wie schnell rauschen manche Lebensfreuden dahin und wie sind Andere fast unsterblich dadurch, daß sie beständig sich erneuen und fort und fort wohlthuend nachwirken. Diese gleichen süßen Melodien, die uns oft und immer wieder einfallen, die wir tagelang mit uns herum tragen und vor uns hinsummen, an deren Erinnerung wir uns aber stets, wenn auch oft unmerklich, still, beleben und erfreuen. Oder sie sind wie Lieder aus den glücklichen Tagen der Kindheit, die wunderbar beseligende Gedanken und Gefühle anregen. Der Freudengenuß längst vergangener Zeiten wirkt da im Stillen beständig nach, während ein brausendes Fest von vorgestern vielleicht schon vergessen ist.

Es gibt nemlich Freudengenüsse, die ebenso vergänglicher Art sind, wie etwa der prachtvolle Anblick eines guten Feuerwerkes, das auf Augenblicke im höchsten Farben- und Lichtglanze da ist, aber gleich wieder verlischt. Dann tritt die Dunkelheit desto greller ein, je schöner früher die Beleuchtung war. Wer kennt nicht die düsteren Anhängsel solcher aufblitzenden Freudenfeuer auch im menschlichen Leben, den üblen Nachgeruch des Pulverdampfes, die verpestete Luft, die wild zerstreuten und traurigen Ueberreste der Knallherrlichkeit, die Leere und Oede

außen und innen, das Gedränge und Gewirre der Menge, um sich nach Hause zurecht zu finden u. dgl. m.?

An der nachhaltigen Wirksamkeit muß man die Größe nicht nur der Freuden, sondern auch der Lebensleiden messen, um den Schein vom Wesen des Glückes zu unterscheiden. Groß ist z. B. die Pein einer schlechten Witterung, aber wie lange dauert sie? Ein warmer Sonnenstrahl, ein Blick in den blauen Himmel und alles Vergangene ist vergessen. Still und unmerklich naht dagegen oft ein Naturereigniß, erträglich für den Augenblick und Unheil bringend für die Zukunft. So vergeht oft schnell, was einen Menschen tief schmerzt, während manch eine andere Pein das ganze Leben hindurch nachwirkt, obwohl sie im ersten Augenblicke unbeachtet blieb. Der stille Vorwurf z. B. in wichtigen Angelegenheiten voreilig und unüberlegt gehandelt oder eine kostbare Gelegenheit versäumt zu haben — nagt immer und immer wieder frisch und neu am Herzen; manches andere große Leid ist dagegen schon längst verschmerzt.

Jedes Ding, mit der Leuchte des Verstandes beleuchtet, hat seine Licht- und Schattenseiten, aber darnach kann man nicht gehen. Der Schein trügt. Da, wo ich gerade hinleuchte, ist es hell und auf der entgegengesetzten Seite dunkel. Trete ich wieder auf die Schattenseite, so kann ich sie mir mit der Leuchte meiner Einbildung hell machen und die früher helle wird dunkel werden. Was jedoch die klare Sonne der Wahrheit in Licht oder Schatten stellt, mag ich beleuchten, wie ich will, es bleibt und ist so wie es die Sonne bescheint.

Nicht nach dem äußern Scheine und auch nicht nach der Beleuchtung willkürlicher Einbildungen, sondern nach der Wirklichkeit, nicht nach Augenblicken, sondern nach der Dauerhaftigkeit müssen jene Lebensfreuden beurtheilt werden, die unsere Zufriedenheit bewirken sollen. Daher gilt es da, wo man den Erfahrungen wohlmeinender Rathgeber nicht vertrauen mag oder kann, selbst versuchen, die Früchte abwarten, kosten.

Trifft dich ein Unglück, in welchem du verzweifeln zu müssen scheinst, so gedulde dich und sieh an den Folgen desselben, ob es auch wohl der Verzweiflung werth sei. Gar oft hat sich aus „großem Unglück" das Glück entwickelt und manch Einer segnet vielleicht heute die Stunde, in welcher er sich einst so namenlos unglücklich gefühlt hat. Ebenso war oft der sogenannte

„seligste Augenblick" nur die Einleitung zu einer schauerlichen Tragödie, die mit mehreren wirklich herzbrechenden Scenen endete.

Im Becher schäumender Belustigungen ist ja gewöhnlich auch ein giftartig wirkender Bodensatz; wer ihn leichtfertig hinabgetrunken hat, erfährt mit Entsetzen, was an dem „schönen, genußreichen Augenblicke" war. Die Erfahrung kommt nun freilich, oft aber sehr, wo nicht zu spät. —

Es ist gut, sich es zu gestehen, daß der größte Theil der Menschheit in Bezug auf wahre Lebensfreuden und Lebensqualen vielfach irrt. Besonders da, wo es sich um das höchste Gut, Zufriedenheit, handelt. Schon einzig darum irrt er, weil er in Bezug auf Freuden bei sich ein kleines, bei Andern ein großes Maaß zu nehmen pflegt, in Leiden aber es umgekehrt macht.

Wer kann alle die Wege angeben, welche wir Menschen einschlagen, um unserer Meinung nach zum Lebensglücke, der nachfolgenden Erfahrung gemäß aber zum Mißvergnügen und Unglücke zu gelangen? —

Des Lebens Grundstein ist **Gesundheit.** Sie ist die Wurzel, daraus der Baum des Lebens wächst. „Und hat das liebe Leben einigen, wenn auch bedenklichen, gemessenen, so hat Gesundheit entschiedenen Werth." (L. Schefer.)

Daß eine allgemeine Gesundheit der Grund und Boden sei, auf dem sich Glückseligkeit des Lebens auferbauen läßt, kann für eine so ausgemachte Wahrheit gelten, daß der, welcher sie bezweifeln oder läugnen wollte, in die Gefahr käme, für geisteskrank angesehen zu werden.

Gesunde Kräfte sind wie brauchbare, gute und die Arbeit förderndeWerkzeuge. Sie lassen sich durch nichts anderes ersetzen. Darum möchte wohl kein sonst armer Arbeiter seinen gesunden, kraftvollen, wenn auch nur mit schlechtem Tuche behangenen Leib für den mit Hermelin und Purpur zierlich bekleideten, hinsiechenden Leichnam eines Fürsten hingeben.

Nur der Gesunde lebt in voller Wirklichkeit; er besitzt den Inhalt des Daseins tausendfach. Der Kranke ist der Ablebende; er ist auf dem gefährlichen Punkte, das Dasein und alle Dinge zu verlieren. Was Jener verlebt, muß Dieser verleiden.

Doch warum soll man sich Mühe geben, die Herrlichkeit eines gesunden Lebens als eine der ersten Bedingungen alles Wohlseins und aller Freude zu preisen? — Man fühlt es besser, wenn man es fühlen will, und man weiß es am besten, wenn man es wissen muß. Selten wollen, meistens müssen wir zu dieser Erkenntniß gelangen.

In gesunden Lebenstagen, wo sich der Organismus nicht bemerklich macht, geht es uns wie dem Baume des Waldes, dem seine schweren Aeste nicht beschwerlich, die harte Rinde nicht drückend, die kreisenden Lebenssäfte nicht schmerzlich sind. Dann werden wir nicht daran gemahnt, zu fühlen, wie gesund und wie glücklich wir sind. Wenn wir uns aber einmal fühlen müssen, wenn der Athem schwer wird, ein leiseres Pochen oder heftiges Hämmern des Blutes sich bemerkbar macht, die Sehnen und Nerven sich krampfhaft offenbaren u. s. w.: dann fangen wir auch an, die Größe und Möglichkeit des Verlustes unserer Gesundheit zu ermessen. Sind wir aber vollends krank, dann wissen wir auch, was Gesundheit ist: vollständige, gleichförmige, naturgemäße Thätigkeit sämmtlicher Lebenskräfte, die der Mensch nur immer besitzen mag; Krankheit dagegen: Unthätigkeit einzelner Kräfte, verbunden mit überwiegender Regsamkeit der Andern.

Demnach erstreckt sich der vollständige Begriff von Gesundheit ja nicht etwa nur auf alle körperlichen, sondern auch auf alle geistigen Kräfte.

Körper und Geist stehen mit einander in einem so innigen Zusammenhange, daß man ihre Kräfte eigentlich getrennt nicht denken kann, und was noch mehr ist, daß man die sogenannten körperlichen gegenüber den geistigen oder umgekehrt nicht zu hoch oder zu gering schätzen darf, sondern ihnen Allen als unbedingt nothwendigen Lebenskräften gleiche Achtung und Aufmerksamkeit widmen muß.

Man pflegte sonst die Kräfte, deren Gesundheit und Vollkommenheit zur Erreichung eines glücklichen Daseins nöthig ist, in fünf Klassen einzutheilen, von denen aber in der That nicht Eine der Andern an Werth und Wichtigkeit nachgesetzt werden darf.

In die erste Klasse zählte man die Kräfte der sogenannten groben Maschine, die Bewegungskräfte der festen und flüssigen Theile im menschlichen Wesen. Ihre Thätigkeiten nannte man z. B. harmonischen Kreislauf der Säfte überhaupt, des Blutes insbesondere, regelmäßige Arbeit des Gehirns, des Magens und der Eingeweide u. s. w. Wenn diese Kräfte und ihre Thätigkeiten zusammenstimmten, gleich lebhaft und frisch, so pflegte man einen solchen Zustand „körperliches Wohlsein" zu nennen. Ueber die hohe Wichtigkeit des körperlichen Wohlseins war man niemals im Zweifel. Gesundes Blut, gesundes Gehirn, gesunden Magen fand man immer zum Glücke unentbehrlich.

In die zweite Klasse rechnete man die Nerven; ihre Thätigkeit nannte man Empfindung (oder auch Gefühl). Da der größere Theil der menschlichen Glückseligkeit aus Gefühlen und Empfindungen besteht, so hatten die Nerven auch eine ganz vorzügliche Bedeutung. Kranke Nerven, unglücklicher Mensch.

In die dritte Klasse zählte man die Verstandeskräfte, welche die Aufgabe haben, die beglückenden Empfindungen zu ordnen, zu mäßigen, zu schützen. Auch ihnen mußte man eine ganz vorzügliche Bedeutung beilegen, weil ohne ihre Mitwirkung die ganze Glückseligkeit in das Gegentheil umschlägt. Unverstand des Lebens bedeutet ebensoviel wie Unglück.

In die vierte Klasse gehörten die Willenskräfte, welchen man das hohe Amt zutheilte, die ganze Arbeit am Baue der Glückseligkeit anzuordnen und zu vertheilen. Man fand, daß sie vollständig unentbehrlich seien.

In die fünfte Klasse kamen endlich jene Kräfte, durch welche der Mensch im Stande ist, sich selbst, sein ganzes Wesen, seine Zustände und Verhältnisse wie in einem Spiegel zu betrachten. Man nannte sie die Kräfte des Selbstbewußtseins, der Selbsterkenntniß, der Selbstschau. Da es nicht möglich wäre, zu beurtheilen, wie groß unser Glück sei und wie viel ihm noch zu seiner Vollendung fehle, wenn man diese Kräfte nicht hätte: so mußte auch ihrer Tüchtigkeit ein ganz vorzüglicher Werth zugestanden werden.

Und so kam es, daß die ganze Eintheilung der menschlichen Lebenskräfte zu nichts weiter diente, als zu beweisen, daß eine jede der vielen Kräfte im Menschen gesund und thätig sein müßte, wenn die Glückseligkeit, nach der sich unsere ganze Sehnsucht lenkt, zu Stande kommen sollte.

„Welchem Gesundheit wurde zu Theil, der wünsche nichts weiter.
Haus und Besitzungen weder, noch Gold und Silber in Haufen
Haben vom siechen Körper des Herrn das Fieber geleitet,
Oder die Sorgen vom Geiste. Gesund sein muß der Besitzer,
Will er mit frohem Gemüth die erworbenen Schätze genießen."

(Horaz.)

II.

„Wahrheit ist die Sonne." (Herder.)

Wenn es nicht sehr vielen Menschen gelingt, ein zufriedenes und freudiges Leben zu führen, so liegt es vorzüglich daran, daß sie zwar darnach streben, in der Wahl der Mittel aber irren. Deshalb kann man nicht sorgfältig genug zu Werke gehen, wenn es sich um eine solche Wahl handelt. —

Was nun die ersten Bedingungen betrifft, unter welchen man wahre Lebensglückseligkeit erwerben kann, so wird kein Mensch von gesunder Urtheilskraft gegen die Richtigkeit folgender Grundsätze etwas einzuwenden haben.

1. Es gibt in uns und außer uns Dinge, die ein Wohl- oder Uebelbefinden, Schmerz oder Freude erzeugen, und es gibt in dieser Beziehung gewiß wenige ganz gleichgültige Dinge, welche weder das Eine noch das Andere veranlassen können.
2. Die Erkenntniß dieser Dinge ist unvermeidlich, besonders dann, wenn wir unter ihnen zu wählen haben und unsere Wahl nicht schlimm ausfallen soll.
3. Die Erkenntniß dieser Dinge macht schon an sich ein Vergnügen, sowie es im Gegentheile eine Sache des Mißvergnügens und Verdrusses ist, sich in der Wahl der Dinge geirrt zu haben.

4. Einige dieser Dinge machen ein dauerhaftes Vergnügen oder Mißvergnügen, Andere ein vorübergehendes; diesen Unterschied zu kennen ist jedenfalls eine Nothwendigkeit.

5. Wir können nicht Alles zugleich genießen, folglich ist es wichtig zu wissen, welche Dinge vor den Anderen Vorzug verdienen.

6. Jeder Gegenstand des Vergnügens oder Mißvergnügens kann mit dem Willen unserer Mitmenschen mehr oder weniger übereinstimmen oder in Widerspruch kommen. Es gehört Kenntniß dazu, Freude zu suchen, die im kleinsten, und Mißvergnügen zu meiden, das im größten Widerspruche mit den Mitmenschen und besonders mit jenen steht, die uns näher angehören, d. h. uns lieb und werth sind.

7. Es gehört auch zur Glückseligkeit die Erkenntniß dessen, was uns zu ihrem Genusse fähig macht.

8. Wir müssen ferner wissen, daß jeder Mensch im Stande ist, sich selbst um einen schon errungenen freudigen Zustand wieder zu bringen und müssen die Mittel kennen lernen, mit welchen man solchen Verlust meiden kann.

9. Der Mensch hat oft Kenntnisse genug, ist aber vielleicht nicht hinreichend stark, sich dieselben zu Nutze zu machen. Daraus folgt, daß man sich nach solchen Kräften umsehen muß, welche jene Schwäche ersetzen. Solche Kräfte sind aber oft nur Vorstellungen, die man sich macht und die Einen zu irgend einem Entschlusse treiben. Sie heißen Beweggründe. Es ist nöthig, daß ein Mensch nicht nur Kenntnisse, sondern auch Beweggründe genug zur Verfügung habe, um den Weg zur Glückseligkeit zu verfolgen.

10. Endlich können wir bei dem besten Willen und dem richtigsten Bestreben, glücklich zu sein, doch nicht immer Leiden und Bekümmernissen mancherlei Art ganz ausweichen: daher sagt uns der gesunde Menschenverstand, daß wir auch noch solche Kenntnisse haben müssen, welche uns in den Stand setzen, in unvermeidlichen Leiden des Lebens ruhig und zufrieden zu bleiben, uns von ihnen nicht niederbeugen zu lassen und ihnen wo möglich den schärfsten Stachel abzubrechen.

Was folgt nun aus all dem Gesagten? — Kenntnisse, Kenntnisse und immer wieder Kenntnisse sind vor Allem zur Glückseligkeit nothwendig; und je richtiger und wahrer diese sind, desto beruhigter können wir darüber sein, daß sie uns zu jenem Ziele verhelfen werden, nach welchem wir streben. Unrichtige, falsche, ja selbst zweifelhafte Kenntnisse können uns da nicht viel helfen. Es ist demnach die **wirkliche Wahrheit** eine der ersten Grundlagen aller Glückseligkeit.

Im Gegensatze zum **Wissen** der Wahrheit steht das **Glauben.** Wenige Erfahrungen reichen hin, uns zu überzeugen, daß man bei dem schwierigen Geschäfte, in dem es sich um die Wahl von Glückseligkeitsmitteln handelt, mit dem Glauben und Meinen allein nicht fertig werden kann. Und doch tönt uns seit Jahrtausenden das Mahnwort in die Ohren, „der Glaube mache selig." —

Das Wort kann freilich verschieden gedeutet und vielleicht nur auf eine „jenseitige" Seligkeit allein bezogen werden. Folgt man ihm in diesem Sinne, so übt es jedenfalls seinen Einfluß schon auf das gegenwärtige Leben aus und ist der Beachtung nicht unwerth. Will man es dagegen nur auf das wirkliche Dasein allein anwenden, so verdient es eine viel genauere Prüfung.

Im Ganzen kann jene Behauptung Richtiges oder Falsches enthalten, je nachdem irgend ein Begriff des „Glaubens" aufgestellt wird.

Handelt es sich nur um Einbildung überhaupt, so ist nicht zu leugnen, daß sie glücklich machen könne. Finden wir doch im Leben so viele Menschen, die kein anderes Glück kennen, als das eingebildete. So lange nun die beglückende Einbildung dauert, sind sie glücklich; hört sie auf, so hat das Glück auch ein Ende. —

Handelt es sich aber um eine nachgebetete oder gar vorgeschriebene Lehrmeinung, die Jemanden selig machen soll, wenn er sie glaubt, so ist es gegen alle Erfahrung, daß der Glaube selig mache. Man prüfe nur. Gerade hier, wo es sich nicht um Einbildungen und Erdichtungen, sondern um

wirkliche und dauernde Zufriedenheit und Seelenruhe handelt, kann man nicht strenge genug in der Abwägung der Hülfsmittel verfahren. Thut man das aber, und legt den Glauben auf die Wageschale, so zeigt es sich bald, daß er vor dem Gewichte des Wissens federleicht in die Luft fliegt.

Wie sicher wandelt der Wanderer am hellen, lichten Tage, wenn er mit seinen eigenen Augen sehen kann, was vor ihm, was hinter ihm, was rechts oder links, was in der Nähe und Ferne liegt; wie ängstlich dagegen, wenn er, von Nacht umgeben oder am Tage die Augen geschlossen, hinter einem Führer her tappen soll, der selbst irren kann, oder der vielleicht Einer von den Tausenden ist, welche die Menschen täuschen helfen, weil es ihnen Vortheil bringt oder weil sie dem Grundsatze huldigen, „die Menschenwelt wolle betrogen sein, demnach werde sie betrogen."

Fassen wir dagegen das Erdenleben in's Auge, so ist das bloße Glauben überhaupt und insbesondere, von nun an und für alle Zukunft, als Seligkeitsmittel unhaltbar. Aus Millionen Büchern dringt die Wissenschaft mit ihren Beweisen in alle Gewerbe und Beschäftigungen, in jedes Verhältniß des Lebens ein. Ohne zu lernen, kann Keiner mehr fortkommen, geschweige denn sich ein zufriedenes Leben schaffen. Der gläubigste Mensch in unseren nächsten Kreisen fängt mindestens schon an, sich zu langweilen, wenn er bloß ein Handlanger der Andern sein soll; er will auch etwas davon wissen und verstehen, was zu geschehen hat.

Abgesehen von der eisernen Nothwendigkeit des Wissens und Verstehens beginnt eine Zeit, wo sich viele Menschen ein Vergnügen daraus machen, so viel als möglich zu lernen, zu forschen, zu verstehen, und je mehr Erfolg sie sehen, desto mehr Freude macht es ihnen. Nur ihre Kinder pflegen sie noch manchmal ungeschickter Weise so zu leiten, daß sie das Lernen und „in die Schule gehen" für eine Last ansehen. Der erwachsene Mensch aber bedauert immer, in seiner Kindheit oder Jugend nicht mehr gelernt zu haben. Mit der Unwissenheit und mit bloßem Glauben ist es nichts mehr.

Wohin aber muß es noch kommen? Werden die Menschen nicht immer mehr und mehr sich auch jener Herrschaft entziehen, die ihnen drohend vorsagt, es könne Niemand anders als im alten Glauben (oder Aberglauben) selig werden? — Wird nicht

Jeder versuchen, „auf seine eigene Hand,“ in Kraft seiner Erkenntnisse, „nach seiner façon“ glücklich zu sein? — Wer kann da noch auf den Glauben bauen? — Er hat selbst ein zu ungewisses Dasein, als daß er dauerhafte Glückseligkeit bereiten könnte. Wenn er von Menschen ausgeht, die später oder früher von andern Stärkeren verdrängt werden, so muß er auch der neuen stärkeren Vorschrift weichen. So geschah es z. B., daß die deutschen Bauern dem Thomas Münzer mehr glaubten als ihren Priestern und daß sie nicht nur ihren alten Glauben, sondern auch alle seine Seligkeitsmittel in Stiche ließen. —

Was ferner dem wahrhaft Aufgeklärten zu Gute kommt, daß er vermöge seiner Vor- und Einsicht weniger leidet (weniger Leidenschaften hat), das entgeht dem bloß Gläubigen oft ganz und gar. Ihn gerade treffen Leiden am ersten, weil sie gewöhnlich nichts anderes sind, als die unmittelbaren Folgen des Irrthums und des Glaubens selbst. Demnach wird der Aufgeklärte auch weniger Fehler begehen, als der Gläubige, und darin liegt schon ein großes Glück.

Endlich gibt es auch gar mannigfache Zustände, deren beseligende Wirkungen nur dem Aufgeklärten zu Theil werden können, nicht aber dem bloß Gläubigen. So gewährt z. B. das Erforschen und Auffinden schwieriger Kenntnisse, die Ruhe und Sicherheit der Weisheit, die Freude an zunehmender Entwicklung des menschlichen Geistes, an der Schönheit und Harmonie der Weltgesetze u. s. w. — eine Befriedigung, die unglaublich ist, wenn man sie nicht kennen gelernt hat.

Vornehmlich macht der beständig zunehmende Fortschritt aller Wissenschaften, daß diese Freudenquelle immer reicher fließt und der Menschheit immer zugänglicher wird. Während in früheren Zeiten nur einzelne Kraftmenschen und Eingeweihte aus dieser Quelle tranken, hat jetzt der Aufgeklärte die Freude, da und dort ganze Völkerschaften zu sehen, wie sie sich herbeidrängen, aus derselben zu schöpfen.

Der Abergläubige muß sich dagegen immer mehr und mehr in die alten Schlupfwinkel zurückziehen, aus denen er den allgemeinen Jubel der im Lichte der Aufklärung Wandelnden verwundert (oder verblüfft) anhört, ohne daran theilnehmen zu können. Derselbe ist wie ein Geächteter, Abwesender.

Manche Menschen machen gegen das vorstehend Gesagte Einwendungen, wie z. B. die folgende:

„Erfahrung lehrt, daß nicht alle aufgeklärte Menschen auch zugleich glücklich sind. Wenn Aufklärung zur Glückseligkeit hilft, darf das nicht vorkommen.“ —

Dagegen ist nun zu sagen, daß nicht Alles wirkliche Aufklärung sei, was man so nennt. Die wirkliche Aufklärung muß, um zur Glückseligkeit zu verhelfen, deutliche Vorstellungen enthalten, von fester Ueberzeugung begleitet sein, und auf Entschließungen und Handlungen lebhaft wirken.

Diese drei Eigenthümlichkeiten fehlen so manchem Menschen, der sich aufgeklärt nennt, und daher mag es kommen, daß man in die Wirksamkeit der Aufklärung von gläubiger Seite kein rechtes Vertrauen setzt.

Es ist auch nicht zu übersehen, daß die meisten Menschen sich um Vollkommenheit und Glückseligkeit überhaupt nur wie um große Nebensachen kümmern, weil ihnen entweder ihre Geschäfte nicht Lust und Zeit genug übrig lassen, oder weil Erkenntniß der Wahrheit ein beständiges Forschen und Suchen, viel Mühe und Sorge, viel Fleiß und Thätigkeit erfordern. Halbe Bildung ist Einem viel bequemer gemacht; sie hilft aber auch darnach.

Einen andern Einwand gegen Aufklärung macht man damit, daß man auf die eigenthümliche Erscheinung hindeutet, die sich hie und da einmal bei manchen Menschen auf ihrem Sterbelager kund gibt. Sie verlassen nämlich ängstlich die einst erkannten Wahrheiten und kehren zum alten, bequemen Glauben des Unglaublichen und Unbegreiflichen zurück. Man möchte aus solchen einzelnen Fällen gerne nachweisen, daß das Wissen gegenüber dem Glauben nicht vorhält und dem Menschen gerade da treulos wird, wo er, von dieser Welt verlassen, an der dunklen Pforte der Ewigkeit steht.

Die Unruhe und Aengstlichkeit eines Sterbenden aber kann für den Einwand eben so wenig sagen, als eine große Ruhe dagegen, weil sie vom physischen Zustande und von der Art der auflösenden Krankheit viel zu sehr abhängig ist. Wenn sich einzelne Menschen am Rande des Grabes von einer Erkenntniß abwenden und irgend einen alten Glauben, der gegen die Wahrheit ist, ergreifen, so beweist das nur, daß Wahrheit und Wissenschaft in

ihnen keine tiefe Wurzel gefaßt hatten, oder daß sie dieselben vielleicht nur gelegentlich und oberflächlich in einer vorübergehenden Begeisterung gleichsam mitgenommen haben. Die wahre Aufklärung ist nicht ein Werk des Augenblicks, sondern eine Frucht langwieriger Bemühung.

Die Wahrheit, die man einmal wirklich erkannt hat, kann man auch nicht nach Belieben von sich thun. Was man bei der ersten Gelegenheit, in Noth, oder auf dem Sterbebette ablegen kann, das eben sind bloße Meinungen, ein bloßer Glaube, Einbildung, oberflächliche Ansichten, aber niemals Ueberzeugung erkannter Wahrheiten.

Da, wo der Mensch einmal angefangen hatte, ächte Liebe zur Wahrheit und Aufklärung zu fassen, zeigte sich in der Regel auch eine ganz entgegengesetzte Erscheinung. Je mehr er nämlich seinen Wissensdrang befriedigt, gleichsam seinen geistigen Hunger gestillt hatte, desto begehrlicher wurde ihm jede neue Nahrung und in diesem beständigen Verlangen und Befriedigen lag ein freudenvoller Reiz, der so groß war, daß er ihm nicht widerstehen konnte.

Dazu kommt noch, daß das Reich der Wahrheitswelt ein so unendliches, und der unerschöpflichen Quellen so voll ist, daß sich der Nahrung suchende Mensch niemals übersättigen konnte. Je näher dann die Stunde heranrückt, wo er aus dem Kreise des bisher Erlebten und Erfahrenen scheiden soll, desto inniger und gewaltiger ist die Sehnsucht nach dem unendlich Wahren, Schönen und Guten, und er findet gerade in dem Vorhandensein dieser gewaltigen Sehnsucht eine Art beruhigender Verheißung. So starben alle wahrhaft weise und aufgeklärte Menschen, treu ihrer Erkenntniß, befriedigt durch dieselbe, und voll der frohesten Zuversicht. Der Glaube, welcher sie tröstete, war dann eine Frucht ihrer wissenschaftlichen Ueberzeugung, gehörte zur Wissenschaft selbst.

Wenn von Bildung des Geistes und von Erkenntniß aller Wahrheit als einem der ersten und wichtigsten Mittel zur Glückseligkeit die Rede ist, so darf man nicht unterlassen, vor jeder Halbheit der Erkenntnisse ebenso wie vor der so sehr beliebten

Scheinbildung gleich stark zu warnen. Weder in der Einen noch in der Andern liegt irgend ein Grund zur Zufriedenheit.

Recht sehr zu beherzigen ist daher die folgende Mahnung Herder's: „Glaubt es nicht, ihr Menschen, daß eine unzeitige, maßloße Verfeinerung oder Ausbildung Glückseligkeit sei, oder daß eine todte Aufzählung aller Wissenschaften, der seiltänzerische Gebrauch aller Künste, irzend einem lebenden Wesen die Wissenschaft (und Kunst) des Lebens gewähren können: denn ein Gefühl von Glückseligkeit erwirbt sich nicht durch das Recept auswendig gelernter Namen und Künste. Ein mit Kenntnissen überfüllter Kopf — und wenn es auch goldene Kenntnisse wären — erdrücket den Leib, verengt die Brust, verdunkelt den Blick, und wird dem, der ihn trägt, eine kranke Last des Lebens. Je mehr wir verfeinernd unsre Seelenkräfte theilen, desto mehr ersterben die müssigen Kräfte; auf das Gerüst der Kunst gespannt, verwelken unsere (einzelnen) Fähigkeiten und Glieder an diesem prangenden Kreuze.

„Nur auf dem Gebrauche der ganzen Seele, insonderheit ihrer thätigen Kräfte ruht der Segen der Gesundheit.“ — „Da unser Wohlsein mehr ein stilles Gefühl, als ein glänzender Gedanke ist: so sind es allerdings auch mehr die Empfindungen des Herzens, als die Wirkung einer tieffsinnigen Vernunft, die uns mit Liebe und Freude am Leben lohnen.“

Es ist nun schon seit Jahrtausenden die Behauptung gang und gäbe, daß **Religion** eines der vollkommensten und nothwendigsten Glückseligkeitsmittel sei.

Man stellt sie allgemein an die Spitze alles Glaubens- und Wissenswerthen, aber es zeigt sich doch ein bedeutender Unterschied in den Ansichten ihrer gebildeten und ungebildeten Vertheidiger. Die Letzteren haben — mindestens in unserem Zeitalter — ihre Religion aus der Reihe höchst bedeutsamer Wissenschaften ganz herausgenommen und für sich allein, als etwas Einziges hingestellt. Unabhängig von allem Fortschritte menschlicher Erkenntnisse soll sie unter Anderem auch darauf verzichten, sich weiter zu entwickeln. Sie soll immer Eine und Dieselbe unveränderliche bleiben und jeden Menschen, zu allen Zeiten, richtig und sicher durch das Leben geleiten.

Die gebildeten Vertheidiger der Religion als Glückseligkeitsmittel behaupten dagegen, sie habe sich immer nur allein darnach bewährt, als sie in ihren Lehren gut und vernünftig war, in die Verhältnisse und Erkenntnisse der Zeit paßte, d. h. der Wahrheit immer mehr entsprach, und als ihre Bekenner Bildung und Kraft genug hatten, sie zu befolgen. „Nicht der zu mir: Herr! sagt, wird in das Himmelreich eingehen, sondern der den höheren Willen thut" — so lautet eine der besseren Lehren des Christenthums.

Je reiner und vollkommener die religiösen Lehren und je verständiger die Menschen sind, welche daraus Heil schöpfen, desto größer und reiner wird auch die Lebensfreude sein, welche jene bewirken sollen; je unreiner dagegen die Lehren, und je unverständiger die Lernenden sind, desto unstäter und gebrechlicher muß auch das beglückende Gefühl werden, das eine solche Religion erregt. Man betrachte nur die Millionen Zeitgenossen auf der ganzen Erde. Die meisten hängen an sogenannten „allein seligmachenden" Religionslehren und dennoch — wie elend fühlen sie sich und wie erbärmlich sind sie. Natürlich! Sie haben in ihren Religionen vielerlei Glaubenssätze, die nicht nur unvernünftig sind, sondern auch den unglücklich und elend machen, der sich ihnen mit voller Seele hingibt. Dahin gehören z. B. alle die aus krankhafter Gemüthsstimmung entstandenen, „im Blute des Lammes gebadeten", Lebenssaft und Mark austrocknenden Lehrsätze von „Verworfenheit", „Sündhaftigkeit", „Gnadenwahl", „Heilsordnung", „Sündenerlösung" u. dgl. m.

Wenn überhaupt Religion keine Wissenschaft, sondern nur eine bloße Glaubenschaft ist, dann treten auch alle die Uebel ein, deren wir oben erwähnt haben, als von Glaubensseligkeit die Rede war. Die Glaubens-Religionen haben auch in der That für Viele das Eigene, daß sie dem Menschen von Lebensfreude abrathen. Nur selten enthalten sie Sätze, wie z. B. in der alten Judenreligion zu finden sind: „Dienet dem Herrn mit Freuden, kommt vor sein Angesicht mit Frohlocken" u. s. w. (Psalm 100.)

Aufmunterung zur Freude soll sich überhaupt — so meint man — in keinem Religionsbuche, Katechismus, in keiner Predigt und Sittenlehre vorfinden. Dagegen hält man sehr viel von der „Vertröstung auf alle möglichen Freuden im Jenseits." Wie so viele Tempel und Kirchen trüb, düster

und ernst in der Bauart, kühl, dunkel und („heiligen") Schauer erregend in ihrem Innern sind: so ist auch gewöhnlich das Wort, das in ihnen gesprochen wird. Das Bild der christlichen Religion im ernsten Norden Europa's z. B. ist nicht der frohe und zufriedene Weise von Nazareth, der Volksfreund und Liebling, der gute Helfer und Rather zum Leben, sondern eine gegeißelte, zum Tode betrübte, an ein Stück Holz fest genagelte, ohnmächtige Jammergestalt, ein Opfer menschlicher Dummheit und Bosheit, ein Wesen, das sich und dem Niemand helfen kann. Das Cruzifix sollte das Ideal des christlichen Lebens und der Erlösung sein? — wie unrichtig!

Ist denn aber überhaupt die Traurigkeit nothwendiger Bestandtheil einer Religion? In welchem Verhältnisse stehen denn Beide? Soll nicht jede Religion ein Mittel sein, den Menschen gut und glücklich, also auch froh zu machen?

Bei der großen Fülle von Fähigkeiten und Kräften, die dem Menschen gegeben sind, bei der großen Gewalt seiner Triebe zum Lebensgenusse und bei dem großen Reichthume der äußeren Welt müßte es Einem wahrlich sehr schwer werden, nachzuweisen, daß Religion, selbst als eine vollständig fertige Wissenschaft des Göttlichen im Menschen, die Aufgabe habe, den natürlichen Einrichtungen entgegenzuwirken, ja sogar die ganze Natur, die überall das Gepräge der Freude trägt, zu verläugnen.

„Freude trinken alle Wesen
An den Brüsten der Natur.
Alle Guten, alle Bösen
Folgen ihrer Rosenspur. — —
Freude heißt die starke Feder
In der ewigen Natur,
Freude, Freude treibt die Räder
In der großen Weltenuhr." (Schiller.)

Sollte der Mensch ausgeschlossen sein aus der Reihe aller, selbst der niederen Wesen, die sich ihres Lebens freuen? Daß er es nicht ist, sieht man am deutlichsten an jenen natürlich entwickelten Menschen, welche durch Vorurtheile und verkehrte Grundsätze noch nicht angesteckt worden sind und den reinen Hauch der Natur noch nicht verloren haben. Unsere unschuldigen Kinder, die reinen Naturgeschöpfe z. B. sind harmlos glücklich im bloßen Gefühle ihres Daseins und verlieren ihr

Glück erst dann, wenn sie vom Baume der Erkenntniß gekostet, d. h. nach dem Unrecht zu begehren, die Naturgesetze zu verläugnen und dann ihre Irrthümer und Fehler zu begreifen angefangen haben.

Wie kann aber eine wahre Religion es zu Stande bringen, den von Natur aus zur Freude bestimmten Menschen traurig zu stimmen? — Dadurch, daß sie sich an die Fehlerhaftigkeit und die Irrthümer der Menschheit anklammert? Sie als Fluch und Strafe darstellt? Das Leben in sich selbst entzweit? Zwietracht stiftet zwischen dem Menschen und seiner Welt, zwischen ihm und seinem Mitmenschen, zwischen ihm und ihr (Religion) selbst, endlich zwischen seinem eigenen Aeußeren und seinem Inneren? Dann ist sie gewiß nicht auf Wahrheit gegründet.

Nur falsche Begriffe über menschliche Beschaffenheit und Bestimmung erzeugen Kopfhängerei und lassen den Menschen, den Einzigen unter allen Geschöpfen, sein Brod mit Thränen essen. Falsche religiöse Begriffe sind es, aus denen Lehren hervorgehen, wie die betrübenden, daß alle Freude Sünde sei oder nothwendig zur Sünde führe, und daß Entwicklung aller Kräfte zum vollkommenen Leben nicht nöthig sei. Solche Religionslehren mäßigen nicht etwa die natürlichen Triebe, nein, sie verbieten ganz und gar deren Befriedigung und verlangen deren gänzliche Vernichtung. Sie sind es, die den Menschen über seine Weltverhältnisse vollständig irre machen, ihm die Erde als ein Jammerthal und ein dunkles Jenseits (das vorläufig nirgends aufzufinden ist) als das Ziel aller Bestrebungen darstellen.

Daher mag es auch kommen, daß so viele Menschen mit dem unverwandten Blicke gen Himmel jede irdische Schönheit, Harmonie und Freude „himmlisch“ nennen, obwohl das gesammte menschliche Wesen mit allen seinen Seligkeiten nicht anders als irdisch sein kann.

Falsche religiöse Begriffe bringen Zwietracht unter die Menschen und damit Mißvergnügen, Verdruß und Qual. Sie theilen alle Leute in Gläubige und Ungläubige ein, in „Kinder Gottes und Kinder des Teufels,“ in „Schafe und Böcke,“ in Erlöste, Verlorene u. s. w. Sie stiften auf diese Weise Mißtrauen, Haß und Feindseligkeiten aller Art.

Falsche Begriffe vom höchsten Wesen sind es endlich, die den Menschen mit betrübten Empfindungen erfüllen, ihn nieder-

beugen und erschrecken. Seine „Gottesfurcht" ist nicht Ehrfurcht, sondern wirkliche Furcht vor einem unerbittlich und grausam rächenden, dabei höchst launenhaften und geheimnißvollen Wesen, dem „in die Hände zu fallen erschrecklich ist."

Nur richtige und wahre Religionsbegriffe können beglücken. Sie geben das rechte Bewußtsein des Daseins und seiner Verhältnisse zu den höheren Gewalten. Sie offenbaren die Gesetze der Welt, nach welchen auch allem Guten, Schönen und Wahren im menschlichen Wesen Freude folgt, Zufriedenheit, Wohlsein, Glückseligkeit. Sie versprechen nicht erst den Himmel, sondern geben ihn, nicht jenseits der Sterne, sondern hier auf der Erde.

Ob also eine Religionslehre den Menschen glücklich oder unglücklich mache, das entscheidet auch über die Frage, ob sie als Mittel zur Glückseligkeit zu empfehlen sei oder nicht.

Der Begründer des Christenthums ermahnte seine Freunde, „zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit zu suchen, das Andere würde dann von selbst kommen." Der wahre Sinn dieser Mahnung wird erst ganz klar, wenn man sich überzeugt hat, daß der weise Lehrer alle seine religiösen Grundsätze aus der Betrachtung und dem Genusse der ihn umgebenden Natur schöpfte. Das Reich der Natur war ihm sein Reich Gottes und ist es auch Allen und zu allen Zeiten. Wäre es das nicht, dann wäre es überhaupt nicht. In der natürlichen Welt und sonst nirgendwo muß der Mensch das Wahre finden. Es ist auch alle menschliche Wissenschaft und Vollkommenheit mit der Natur und deren Erkenntnissen im innigsten Zusammenhange. Oder hat die Menschheit etwa auch nur einen einzigen Satz voll Wahrheit, der nicht ursprünglich aus einer Naturbetrachtung hervorgegangen wäre?

Daher ist auch die Ahnung eines höchsten Wesens, das Fundament aller Religionen, nur aus dem Suchen im Reiche der lebendigen Natur entstanden. Gleichwie ein Kind aus unzähligen Spuren die Nähe seines verständigen und gütigen Vaters erkennt, wenn es denselben auch nicht sieht: so erkennt der Naturfreund das hochheilige Walten des Weltengeistes und ahnt

sein Dasein. „Der Herr ist nahe," ruft ihm die Natur zu, wo immer er forschend gehen und stehen mag.

Solch ein beständiges Gefühl der Nähe des höchsten Wesens ist ein überaus wohlthätiges und erfreuliches. Es gibt keine wahre Religion, die auf ein anderes Gefühl gegründet wäre. Was sind alle religiösen Tändeleien dem gegenüber, der die Nähe Gottes fühlt? Was will z. B. ein kaltes Gebet oder das Hersagen eines Glaubensbekenntnisses in irgend einer düsteren Kirche sagen, wenn man dagegen die kurzen Ausrufungen eines vom Anblicke der Natur und vom Gefühle der göttlichen Nähe herzinnig erfüllten Menschen vergleicht!

Was sind alle die kostbaren und rührenden Segnungen der Priester im Vergleiche zu dem Segen eines einzigen Sonnenaufganges. „Der Herr ist nahe," ruft der aus dem Schlummer erwachte Mensch, nicht weil es ihm geträumt hat, sondern weil er es sieht, weil er es fühlt und weil es ihn fröhlich macht.

Nur der, welcher die Natur betrachtet und verstehen lernt, kann in voller Wahrheit und Beruhigung die Worte sprechen: „Wir Alle stehen in der Hand des höchsten Wesens." Die Erkenntniß jener Weisheit, mit welcher alle Anordnungen des Weltenlebens getroffen sind, alles Nothwendige, Nützliche und Ueberflüssige vertheilt ist, die unendliche Zartheit der kleinsten Dinge und alle die Wunder, die man entdeckt, erfüllen mit jener Ehrfurcht, ohne welche wahre Religiosität nicht bestehen kann. Dankbare Freude wird auch jeden aufmerksamen Naturforscher erfüllen, wenn er sieht, wie „Aller Augen auf den Herrn warten" und keines vergebens; wie jedes Wesen zweckmäßig versorgt ist und der Mensch am zweckmäßigsten, wie sein Geist so allumfassend ist, daß er das Bild der ganzen Lebenswelt in sich aufnehmen kann.

Ueberhaupt ist also der Kern aller Segnungen, welche dem Menschen aus jeder Naturbetrachtung zu Theil werden, so groß, daß man dem, der da glücklich leben will, nur den Rath des Meisters von Nazareth geben kann: „Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit." —

In der Natur-Religion liegt daher eine große Möglichkeit, zufrieden und glücklich auf Erden zu sein.

III.

„Wo findest du die Brücke von Noth und Müh'
zum Glücke?"

Auf alle Fragen über menschenmögliche Glückseligkeit antwortete einst ein Mann aus Juda's Stamme mit dem Einen Worte: „Liebe."

„Ihr sollt mir — sprach der Herr — ein Volk von Priestern sein,
Mein ewiges Gesetz in euren Herzen rein,
Kein priesterlicher Stamm und keine Priesterkaste,
Daß der Erwählten Joch schwer auf den Andern laste.
Verworfen ist vor mir, wer sich hält auserwählt,
Und auserwählt nur, wen der Liebe Geist beseelt."

(Rückert.)

In viel älteren Glückseligkeitslehren z. B. der Hindu's wird dasselbe Mittel empfohlen, und zu allen Zeiten preisen Dichter und Weise **die Liebe**, „die Menschen Göttern gleich, den Himmel himmlischer, die Erde zum Himmelreich mache" — die „eine Brücke sei von Noth und Müh' zum Glücke" — die „aus der Nacht den Träumer wecke zum Lichte" u. s. w.

Worin besteht nun das Wesen einer solchen über Alles beglückenden Liebe?

In einem unbeschreiblichen Gefühle des Wohlgefallens an Menschen und Dingen; im Wohlwollen, in der Theilnahme, im Hülfeleisten und Wohlthun, oft bis zur Selbstaufopferung gesteigert; im seligen Bewußtsein des Schönen, Guten und Wahren; kurz: in einem beständigen Verlangen glücklich zu machen und es dadurch auch selbst zu sein.

Eine Liebe, die nur das Eine: entweder das Glück Anderer allein, ohne das Eigene, oder das Eigene allein, ohne das Anderer — anstrebt, ist unvollkommen. Im ersteren Falle ist es mehr Güte, im letzteren mehr Selbstsucht.

Die Wirksamkeit der reinen Liebe zeigt sich in einer gewissen Stufenfolge vom Niederen zum Höheren, vom Unvollkommenen zum Vollkommenen. Man verursacht dem durch Liebe mit unserer

Glückseligkeit vereinigten Mitmenschen keine Kränkung, kein Leid, keinen Schmerz. Man lindert seine Leiden, die ihm von einer andern Seite oder durch sein eigenes Verschulden zu Theil geworden sind. Man schafft ihm durch jede Art Wohlthun Lebensfreuden. Man verschmilzt endlich seine eigene Sorge um Glückseligkeit innig mit der Seinen. —

Ob eine solche das ganze Schicksal des Mitmenschen umfassende Liebe zur Lebensseligkeit führe, ist keine Frage. Denn zur Liebe führt einer der stärksten, ersten und allgemeinsten Naturtriebe, dessen Befriedigung auch entsprechend die größte Freude gewährt. Erfahrungen aller Art bestätigen es. Ohne Liebe keine Seligkeit!

Im Lieben ist der naturgemäßeste Zustand des Menschen. Betrachtet man das Kind in seinen ersten Regungen eines Gefühlslebens, so sind die der Liebe am stärksten zu erkennen. Sobald es nur einmal angefangen hat, die Gegenstände um sich herum zu erkennen, haftet sein Auge am liebevollsten an dem der Mutter, dann des Vaters und der Geschwister. Da fängt es an sich zurecht zu finden. Ein düsterer Blick derselben kann es empfindlich betrüben, ein freundlicher es zufrieden stellen.

Betrachte dann den heranwachsenden Menschen. Ist es nicht die zarte Freundschaft, die ihn bald an einige seiner Mitmenschen fesselt? Ist es nicht später eine allgemeinere Theilnahme, die ihn erfüllt, ein unwillkührliches Gefühl des Mitleids, wenn er in der Nähe leidende Menschen sieht oder aus der Ferne von ihnen hört? Ist es nicht unwillkürliches Mitgefühl der Freude, wenn er frohe Menschen erblickt? Selbst gegen Thiere und Pflanzen empfindet er die liebende Theilnahme. Nur falsche Erziehung, böse Beispiele und abergläubische oder verrückte Grundsätze können dieses Gefühl in einzelnen Menschen schwächen, in Keinem ganz austilgen.

Und wenn sich der Mensch so seinem natürlichen Triebe hingibt, gelangt er nicht zum vollkommenen Freudengenusse? Ist ihm nicht schon unter fröhlich liebenden Menschen, als ob er seine Sorgen vergäße und sich ihm die Freude mittheilte? Wie aber erst dann, wenn er diese Menschen auch wieder liebt und ihnen selbst Freude bereitet?

Man vergleiche nur die Freuden des Freudeschaffens ohne alle Verstellung mit andern Lebensfreuden, man halte Rechnung am Abende eines nützlich verbrachten Tages oder am Ende eines

thätigen Lebens über das, was man Gutes gethan hat und versuche sich in dem Gefühle, das daraus hervorgeht.

Man wird finden, daß die Freuden der Menschenliebe zu den dauerhaftesten gehören. Jede sinnliche Lust war vorüber, sobald sie genossen war, aber die Freuden der Liebe, die Einer z. B. genoß, wenn er als Vater für seiner Kinder Glück, als Geschäftsmann für seiner Mitbürger oder Vorgesetzten Zufriedenheit, als Freund für die Freude oder Zufriedenheit seiner Freunde wirksam war — diese Freuden dauerten und wiederholten sich fort und fort bis an das Ende seiner Lebenstage. Sie erwachten mit jeder Erinnerung in derselben Lebhaftigkeit, welche ihnen das erste Mal oder bei der That selbst eigen war. —

Sie sind immer auch die reinsten gewesen, da sie die wenigsten Zumischungen thierischer Empfindungen hatten und jene Gefahren nicht mit sich führten, von welchen die meisten niederen Vergnügungen begleitet sind. Sie sind die edelsten gewesen, indem sie die größte Menschlichkeit voraussetzten und den gebildeten Menschen vom Rohen und Thierischen unterschieden. Sie waren oft im Stande, der Seele jene Stimmung zu geben, in welcher sie sich sogar bis zum Gipfel aller Glückseligkeit emporfühlen konnte.

Und während die meisten niederen Freuden nur mit Mühe und Kosten zu erreichen sind, kann jeder Mensch die Freuden der Liebe täglich und stündlich in jedem Wirkungskreise genießen. Mag er z. B. daheim allein am Studirtische oder in einer Werkstätte mit Andern zusammen arbeiten, unter Kindern der Lehrer, Erzieher und Rathgeber, unter Erwachsenen der Freund, Mitkämpfer, Mithelfer sein, mit dem Einen trauern, mit den Andern sich ergötzen, mag er Titel und Aemter haben oder keine, Vermögen besitzen oder nichts — immer kann er in Liebe wohlthun und im Wohlthun seine Freude finden. Die Gelegenheit „glücklich zu machen und glücklich zu sein“ bietet sich jedem einzelnen Menschen stets dar.

Die Freuden der Menschenliebe sind es auch, die uns unserer Vorstellung vom höchsten Wesen ganz nahe bringen. Das Walten desselben gibt sich ja eigentlich nur in der liebenden Fürsorge für alle Wesen zu erkennen. Menschlich lieben heißt daher gottähnlich sorgen, und es liegt eine tiefsinnige Wahrheit in dem rabbinischen Ausspruche: „Wer in der Liebe, der ist in Gott.“

Die Freuden der Menschenliebe würzen endlich auch alle anderen Lebensfreuden; durch sie erhalten die Güter erst ihren höchsten Werth. Was wäre z. B. die beste Mahlzeit, wenn der Mensch sie immer verlassen und allein genießen müßte? Was wäre Kunst und Wissenschaft ohne freundliche Mittheilung. Mitgenuß von Seite geliebter Wesen gibt allen Genüssen den höchsten Reiz. Und wenn es viele Dinge und Zustände gibt, die das frohe Leben stören oder hindern, so ist Liebe einzig im Stande uns dafür zu entschädigen und zu trösten. Sie ist der ewige „Messias", der die Menschheit von ihrem Elende befreit und daher beruft sich auch ein rechter „Erlöser" immer nur auf die Liebe. „Gott ist die Liebe"! Liebe ist Erlösung! —

Eine der höchsten Seligkeiten des menschlichen Daseins beruht in der Anschauung und Erkenntniß alles wahrhaft Schönen, sei es in der Körper- oder Geisterwelt: aus ihm geht das Gefühl und Glück der Liebe größtentheils hervor.

Liebe und **Schönheit** gehen beglückend Hand in Hand durch das Allleben der Menschheit. Was wir in Kraft unserer Vorstellungen und Gedanken empfinden, komme es aus der Natur oder aus menschlicher Vollkommenheit, Wissenschaft oder Kunst, erweckt unsere Liebe. „Von Leben rauscht es und Lust, wo bildend die Schönheit herrschet; das ewige Eins wandelt sie tausendfach neu." (Schiller.)

In der menschlichen Natur liegen tief begründet das Verlangen nach Schönheit und der Widerwille gegen alles Häßliche, sei es im Reiche der Körper- oder Geisterwelt. Das Kind liebt zuerst schönes Licht und klingenden Schall, dann später Farben und reinen Klang, zuletzt richtige und schöne Farben und harmonischen Klang. Der heranwachsende Mensch strebt überall und immer nach Ausgleichung unrichtiger Verhältnisse. Sollte er irgend etwas Häßliches liebgewinnen, so bildet er sich gewiß ein, daß es nicht häßlich sei. Einbildung gibt ja dem Unwürdigsten oft seltsamen Reiz.

Der reifgewordene Mann blickt mit Freude zurück auf das, was sich in seinem Leben harmonisch gestalten ließ. Daraus folgt, daß er nicht befriedigt sein kann, wenn er etwas Häßliches vor sich hat, und daß ihm die Schönheit der Dinge, die Har-

monie ihrer Kräfte, die Lieblichkeit ihrer Erscheinungen, so wie Alles, was er schön zu nennen im Stande ist, Freude macht. Darum gehört es zu den Hilfsmitteln menschlicher Glückseligkeit, alles Häßliche, Widrige, Schmutzige, Unordentliche, mit Einem Worte, alles Unharmonische zu beseitigen und zu meiden. Nur im schönen Leben liegt Glück. —

Es ist daher Freude, in einer Umgebung zu leben, die allen Forderungen der Schönheit entspricht. Eine reinliche, schöne Wohnung z. B. mit reinlichen und liebenswürdigen Menschen trägt dazu bei, daß man sich glücklich fühlen kann. Ebenso ist es eine Freude, mit Menschen umgehen zu können, die keine häßlichen Gewohnheiten oder Schwächen an sich haben, als z. B. Heuchelei, Lügenhaftigkeit, Rohheit in Reden und Geberden u. dgl.

Die häßlichsten, schmutzigsten und widerwärtigsten Wesen auf dem weiten Erdenrunde wird man jedenfalls und leider nur unter Menschen finden. Auch die Natur wird in ihrem harmonischen Wesen gewöhnlich nur durch Menschen gestört „Sie ist gut und schön überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual.“ — Selbst die Thiere werden schmutzig und widerwärtig durch Angewöhnung an schmutzige Menschen.

Daher ist es auch Freude, die Natur in ihrer eigenthümlichen, ungetrübten Harmonie und Schönheit zu betrachten, wo Alles in seiner Art ordentlich und sauber ist. Darum lebt man neu auf, wenn man sich aus dem tollen, unharmonischen Getreibe der Städte in das Bereich eines ungestörten und ungekünstelten Naturlebens hinwegbegeben kann. „Jeder Mensch hat in seinem Leben einen Moment, wo er, wie der auf seine Schöpfung herabblickende Gott sieht, daß es so gut sei; es ist derjenige, in welchem er sich der Schönheit in der Natur bewußt wird.“

(Nees v. Esenbeck.)

Nicht das sinnlich Schöne etwa allein, auch alles sittlich und geistig Schöne befriedigt und erfreut, und erweckt Liebe, selbst dann, wenn das Schönheitsgefühl weniger aus naturgemäßer als vielmehr aus künstlicher Entwicklung hervorgegangen wäre. Denn auch die Kunst ist ein Mittel zur Lebensfreude in sofern sie alles Wahre, Schöne und Gute darzustellen, und durch die Darstellungen auf Veredlung der Begriffe und Erweckung beglückender Gefühle hin zu wirken sucht.

„Dreimal und viermal beglückt ist der Sterbliche, welcher die Weisheit
Sich zur Führerin wählt und zur Gefährtin die Kunst.
Würde verleiht die Eine dem Leben und Freude die Andre;
Jene leitet den Schritt, diese verschönert den Pfad."
(Manso.)

Die Sehnsucht des Menschen, überall das harmonisch Schöne zu verwirklichen und im Genusse desselben glücklich zu sein, führte ihn zu den größten Meisterwerken der Einsicht und Kraft, aber auch zu den gröbsten Verirrungen der Phantasie. So machte er sich z. B. oft seine Erdenwohnung zum Paradiese, aber er träumte von noch viel seligerem Schönheitsgenusse im Nebel der Wolken, sein irdisches Paradies verschmähend.

Böses Gemüth ist die größte Häßlichkeit eines Menschen, und in ihr liegt die Unfähigkeit zu jedweder reinen Freude, zur Zufriedenheit und Seelenruhe. Indessen beurtheilen nicht viele Menschen diesen Punkt ganz richtig, indem sie sich entweder falsche Begriffe von Verderbtheit des Gemüthes selbst machen, oder es vorziehen, ihren Mitmenschen strenger zu beurtheilen, als eine vernunftgemäße Gerechtigkeit erlaubt.

Um über ein böses Gemüth und demgemäß über die wahre Häßlichkeit eines Menschen gerecht zu entscheiden, muß man wohl bedenken, daß die einzelne böse That Einen nicht nothwendig zum Bösewicht macht. Sie kann z. B. in Noth, Verlegenheit, Unwissenheit oder augenblicklicher Uebereilung geschehen sein und braucht sich nicht zu wiederholen. Demnach muß der, welcher einmal gefehlt hat, nicht immer schlecht sein oder ein böses Gemüth haben. Mancher kann wohl selbst ein Verbrechen begangen haben, ohne daß sein Gemüth häßlich geworden ist. Durch viele schöne und edle Handlungen vielleicht längst aufgewogen, hat sein Unrecht zwar nicht selbst das Merkmal des Häßlichen verloren: aber, „weil er viel geliebt hat, ist ihm vielleicht zu verzeihen." Auch thut nicht Jeder Böses aus Wohlgefallen, sondern Mancher sogar mit Abscheu gegen sich selbst und mit den bittersten Vorwürfen seines Gewissens.

Nur der Lieblose, der am Schlechten ebenso wie an Qual und Leiden Anderer Gefallen findet, ist der eigentlich

Häßlichste, weil in seinem Gemüthe Verdorbenste. Ihm wird auch nichts verziehen. Weil er nicht liebt, sühnt er nicht durch Liebe die Schuld.

So wird er auch zur Glückseligkeit unfähig. Kalt und gleichgiltig gegen das Wohl seines Mitmenschen, wie er ist, geht er den reinsten Quellen aller Glückseligkeit selbst aus dem Wege, der Gerechtigkeit, der Wahrheit, der Unabhängigkeit seines Inneren und der beseligenden Liebe. Die Freude, die er am Leiden seiner Mitgeschöpfe, am Kampfe mit den Gesetzen des Rechtes und der Billigkeit, am erwünschten Erfolge seiner Schlauheit oder Klugheit haben kann, füllen die Leere nicht aus, welche in seinem Gemüthe entsteht.

Diese seine Freude macht auch seine Häßlichkeit aus und tödtet das Mitgefühl, das ihm von Seite der Mitmenschen, seine Schuld mildernd, zu Theil geworden wäre.

Lieblosigkeit ist — nach morgenländischer Redeweise gesprochen — der ewige Tod, weil Liebe das ewige Leben und die Frucht des Geistes ist. „Wenn ich mit Menschen- und Engelszungen redete und hätte die Liebe nicht, so wäre ich wie klingendes Erz; und wenn ich weissagen könnte und wüßte alle Geheimnisse und hätte allen Glauben, so, daß ich Berge versetzen könnte, hätte aber die Liebe nicht: so wäre ich nichts.“

(1. Corinth. 13, 1.)

IV.

„Freiheit! Dieser Ruf muß bleiben,
Wenn lange unsrer Gräber Sand
Und unsern Staub die Winde treiben.“

Arndt.

Auch ohne **Freiheit** keine Glückseligkeit.

„Sie ist das höchste Gut auf Erden —
Das Eine, das Noth uns thut —
Darnach zu jagen mit Mannesmuth —
So wird uns das Andre werden.“ (W. Stahr.)

Was aber unter Freiheit hier zu verstehen sei, wo es sich um Glückseligkeit handelt, ist wohl zu bedenken. Der Innbegriff aller Glückseligkeit ist innerer Friede, innerliche Ruhe, Zufriedenheit. Demnach handelt es sich ganz vorzüglich um innerliche Zustände und wird die Freiheit als unentbehrliches Mittel vor Allem eine innerliche sein müssen.

Da aber das ganze Leben des Menschen von Außendingen abhängig ist und eine zu große Abhängigkeit drückend und belästigend werden muß, so ist es begreiflich, daß auch äußerliche Freiheit zur Glückseligkeit gehört. Demnach muß man unter Freiheit, als dem unentbehrlich nothwendigen Hilfsmittel zur Glückseligkeit die größtmöglichste Unabhängigkeit von allen Hindernissen und Störungen, mögen sie aus dem Innern des Menschen selbst oder von Außen kommen, verstehen.

Die innerlichen Störungen und Hindernisse einer vollkommenen Zufriedenheit entwickeln sich aus körperlicher oder geistiger Krankheit, aus Mangel an Fähigkeit und Kraft, aus Unwissenheit und Trägheit, aus Irrthum und Leichtsinn, aus Unmäßigkeit und Ungeduld, aus Willensschwäche, aus Unnatürlichkeiten mancherlei Art, aus Ungerechtigkeit, aus allzugroßem Drange von Sorgen und Wünschen u. s. w. — Ein einziger dieser innerlichen Zustände reicht hin, alles Lebensglück unmöglich zu machen; jeder ist gezeichnet mit dem Brandmale der Unfreiheit. —

Zu den äußerlichen Störungen und Hindernissen der Glückseligkeit müssen wir dagegen vor Allem rechnen: den Unbestand der Dinge; Fehlerhaftigkeit der Mitmenschen, vorzüglich die zwei großen Erbsünden: Dummheit und Bosheit; Unvollkommenheit der geselligen Verhältnisse und Ordnungen; natürliche Unglücksfälle, äußere Noth und Armuth; Feindseligkeit und Unduldsamkeit. Nur in der Befreiung von diesen oder ähnlichen Uebeln liegt die Möglichkeit eines wahrhaft beglückenden Daseins.

Zahlreich genug sind demnach die Hindernisse und Schwierigkeiten der Glückseligkeit, um den Menschen zu preisen, der sie überwunden und sich von ihnen frei gemacht hat.

„Selig sind die Freien, denn wo sie wandeln, sprießen die Palmen des neuen Paradieses, und ihrer wird sein das Himmelreich auf Erden.“ (T. Ulrich.)

Nichts ist geeigneter, die menschliche Zufriedenheit schon im Entstehen zu vernichten, als jene trüben Zustände des inneren Lebens, die man sehr bezeichnend **Leidenschaften** zu nennen pflegt. Was darunter zu verstehen sei, gibt theilweise schon der Name: so heftige und dauernde Empfindungen (Gefühle, Gedanken, Einbildungen), daß alle übrigen Lebenskräfte darunter leiden. Der vorzüglichste Grund dieses Leidens aber findet sich in den zur Oberherrschaft entwickelten Trieben und Begierden, deren ursprüngliche und naturgemäße Bestimmung jedoch eben nicht ist zu herrschen, sondern dem Geiste zu gehorchen und zu dienen.

Zu welcher vernichtenden Gewaltthätigkeit einzelne Leidenschaften — sei es durch Verwahrlosung, Nachgiebigkeit oder Angewöhnung — gelangen, zeigt sich am deutlichsten an einem Menschen, dem Sehen und Hören, Gedächtniß und Urtheil vergeht und selbst Füße und Hände den Dienst versagen, sobald seine Leidenschaften rege geworden sind. Sie machen ihn vollständig unbrauchbar, während kein Fall denkbar ist, in welchem er aus ihnen Zufriedenheit oder nur Beruhigung und Trost schöpfen könnte. Denn jede Leidenschaft ist Krieg, Niederlage, Plünderung, Verwüstung des inneren Lebens — der geradeste Gegensatz alles dessen, was Seelenfriede heißt.

Wo also Leidenschaften sind, da wird eine wahre, reine Lebensseligkeit vollständig unmöglich. Die Handlungen, zu welchen sie hinreißen, geschehen nie gelassen und naturgemäß, sondern mit der höchsten Anspannung aller dienstwilligen Kräfte. Dabei werden Vernunft, die nothwendige Führerin aller Kräfte und freier Wille, der stärkste Hebel derselben, in ihrer Thätigkeit entweder ganz unterdrückt oder so sehr gehemmt, daß sie wie ganz untergeordnete oder überflüssige Dienstmittel erscheinen.

Durch Leidenschaften wird alle und jede Erkenntniß — zum Glücke so ganz unentbehrlich — unterbrochen oder verhindert, indem sie mit ihrem Gegenstande die Seele ganz allein erfüllen und Alles verdrängen, was Eingang sucht. So sieht man in den verschiedenen Lebenskreisen menschlicher Gesellschaft manch einen Werther, dessen ganze innere Thätigkeit nur auf sein geliebtes Idol gerichtet ist; so manch einen Lavater, den ein zur Leidenschaft gesteigerter Glaube an seinen Christus so einzig und allein erfüllt, daß alle übrigen Vorstellungen zurücktreten müssen, und die ganze Harmonie der Erkenntnisse und

Handlungen vernichtet wird; so manchen Alba, der seinem Einen Grundsatze Alles opfert, was ihm in den Weg kommt.

Leidenschaften zerfressen die Grundlage jeder Glückseligkeit schon allein durch Zerrüttung der Gesundheit, indem sie zunächst die Verdauungskräfte stören, schwächen oder vernichten, und das Nervensystem in Unordnung bringen. Erfahrungen aller Art zeigen, wie leidenschaftliche Menschen nur höchst selten alt werden und wie ihre Krankheiten am schwersten zu heilen sind.

Sie verwickeln den Menschen in beständige und nagende Sorgen, und stürzen ihn, weil ihm Ueberlegung und Besonnenheit mangelt, in Gefahren gänzlichen Verderbens. Man lese nur Geschichte und sehe, was z. B. Herrschsucht, Hochmuth, Zorn, Geiz, Fanatismus u. dgl. für schreckliche Auftritte und Folgen veranlaßt haben.

Selbst die edleren Triebkräfte und Seelenthätigkeiten sind der Gefahr ausgesetzt, in vernichtende Leidenschaften auszuarten, wenn der Mensch sich ihnen mit Unmäßigkeit oder Sorglosigkeit oder ausschließlich hingibt. Das ist z. B. oft mit der in Leidenschaft ausartenden Liebe der Fall. Sehr bezeichnend nannte man sie im griechischen Alterthume eine grausame Göttin und Mutter der Begierlichkeit. Grausam gegen Alle, ist sie die größte Peinigerin für Menschen von erregbarer und heißer Phantasie und beweglichem Temperamente. Bei Mangel an Selbstbeherrschung tritt völlige Unfreiheit ein, und unermeßliche Leiden erfüllen im ganzen Sinne des Wortes den armen Menschen. Sie durchdringt sein ganzes Leben und Streben und steckt sein Gemüth in lodernden Brand, wobei endlich Alles, Leben und Gemüth, und selbst auch die Urheberin des Elendes, die Liebe, sich aufzehrt.

So gelangt auch die Phantasie, sonst eine der wohlthätigsten und mächtigsten Seelenkräfte, durch beständige Steigerung zu einer alle andern Thätigkeiten so sehr bedrückenden Gewalt, daß es auf der ganzen Welt keinen größeren Schmerz, keine Verzweiflung, kein Unglück mehr gibt, als in ihrer verfehlten Wirksamkeit selbst liegt. Wie sie Alles in den kolossalsten Formen und grellsten Farben darstellen und den Menschen in der Einbildung von Glück täuschen kann, wühlt sie oft auch das ganze Leben in seinen tiefsten Wurzeln so auf, daß der Mensch sich vor Leid und Unglück nicht zu lassen weiß. Die Bilder

eines nie erreichten und nie zu erreichenden Ideals sind es dann, die der Mensch, in Gram sich verzehrend, als verloren beweint. —

Es waren manchmal gerade die größten Geister der Menschheit, denen Phantasie, ihr höchster Reichthum, das Leben verdarb oder in ein frühes Grab stürzte. Alle, die nicht Kraft genug hatten, dem überwallenden Feuer ihrer geistreichen Natur Schranken zu setzen, wurden entweder nicht alt oder verlebten mißvergnügt und unglücklich den Rest ihres Daseins.

Ein solches Opfer übermäßiger Geisteserregtheit wurde in körperlicher Beziehung u. A. auch Schiller, bei dessen Tode die leiblichen Organe in einer so furchtbaren Zerstörung gefunden wurden, daß kein Arzt begreifen konnte, wie er überhaupt noch so lange hatte leben können. Die Dichterkraft hatte Alles aufgerieben. „Nur seine große Seele hatte ihn gewaltsam unter den Lebenden empor gehalten."

Ein Opfer der Ueberspannung anderer Art war Herder. „Sogar Herder, gewiß am wenigsten eine exzentrische, im Gegentheile eine harmonische Seele, ist in späterer Lebenszeit in tiefe Melancholie verfallen. Er soll oft im Zimmer auf und ab gerannt sein und schmerzlich ausgerufen haben: „Ach, mein verfehltes Leben!" — Warum dieser Ausruf? Hatte er nicht Ruhm genug? Er besaß ihn im Uebermaaß. Waren seine häuslichen Verhältnisse zerrüttet? Im Gegentheile. War er krank und unfähig geworden, weiter zu produziren? Keinesfalls. Also woher diese Klagen? — Sie waren Stimmen aus dem Abgrunde eines (überspannten) dichterischen Gemüthes."

(A. Meißner.)

So läßt oft eine übertriebene Sehnsucht nach eingebildeten Dingen den zarten Körper krank und elend werden. So kommt es oft, daß die reichste geistige Begabung einem Menschen das größte Leiden bereitet. So geschieht es endlich, daß das höchste Glück, eine große Seele zu haben, manchmal in das größte Unglück umschlägt, von dem alles Licht und alle Wärme des Lebens weicht. So rief auch H. Heine in seinen letzten jammervollen Tagen: „Hier (auf der Erde) wie grausamlich, Sonne und Rosen stechen mich; mich höhnt der Himmel, der bläulich und mailich. O schöne Welt, du bist abscheulich!" — Ist es nicht überhaupt eine eigenthümliche Erscheinung, daß sich nur wenige Dichter und diese nur in einzel-

nen Lebensabschnitten glücklich gefühlt haben, wenn sie nicht zugleich auch Philosophen waren? —

Darum eben mag es nur wenige glückliche Menschen geben, weil die Meisten entweder unter dem Joche angewöhnter, zur zweiten Natur gewordener, zur Alleinherrschaft gelangter Seelenthätigkeiten, Leidenschaften, Fehler und Gebrechen leiden, oder weil sie dem eisernen Scepter überspannter Einzelkräfte blindlings gehorchen. Sie haben da in ihrem qualvollen Zustande keine Freiheit, oder wenn sie noch von einer Freiheit sprechen, gleicht sie nur höchstens jener der zahmen Hunde, die dem Anscheine nach frei herumlaufen, aber im Grunde genommen doch nur dem Herrn folgen, ob sie nun vor, neben oder hinter ihm herlaufen.

Der leidenschaftliche Mensch kann nicht, sondern muß, was er will, und das ist eben der Kern seines Unglücks. „Nur der, welcher kann, was er will, ist glücklich, und groß ist es, nur das zu wollen, was man darf.“ (Plinius.)

Bei jeder Leidenschaft sind einzelne Triebe und Begierden unerbittliche, unersättliche, unermüdliche Despoten, die des Menschen ganzes Wesen mißhandeln. Sie, deren ursprüngliche Bestimmung ist, die menschliche Natur gleichsam durchs Leben zu fahren, sind wie scheu gewordene Pferde, die dem Lenker nicht mehr gehorchen. Wäre es eine Lust zu sehen, wie Vernunft mit Hilfe dieser wildfrischen an den Lebenswagen gespannten Kräfte zu den steilsten Glückes-Höhen mit Leichtigkeit emporfährt: so ist es dagegen der schauerlichste Anblick, wenn ein scheu gewordenes Gespann mit zerrissenen Zügeln und ohne Führer dem Abgrunde zusprengt, sich selbst und Alles mit ihm zu verderben.

„Ein Sklave ungeregelter Leidenschaften zu sein, ist das Bedauernswertheste. Immer entbehren, verlieren, sich ängstigen! — Man genießt nicht einmal das mit frohem Sinn, was übrig bleibt. Die Furcht, Alles zu verlieren, läßt Einen nichts besitzen (also hat man es schon verloren) und nur der Leidenschaft fröhnen, heißt sich Mühe geben, um sie niemals zu befriedigen.“

(Rousseau.)

Ohne Freiheit keine Glückseligkeit. — Und nur „wo Gottes Geist (Vernunft) Herr ist, da ist auch Freiheit.“ — Also keine Knechtschaft dulden, auch nicht die einer innern Kraft, eines Fehlers, einer Gewohnheit: das ist eine der wichtigsten Voranstalten zur Seelenruhe und Zufriedenheit.

Der Geist allein lebt. Das Leben des Geistes allein ist wahres Leben. —

Das Leben des Leibes muß jenem immer untergeordnet und von ihm beherrscht werden, nicht umgekehrt der Geist sich den Launen, Stimmungen und Trieben des Körpers unterordnen, wenn das wahre Leben erhalten werden soll. Diese große Wahrheit wurde von jeher von den Weisen dieser Welt als der Grundpfeiler aller Sittlichkeit, aller Tugend, aller Religion, alles dessen, was im Menschen groß und göttlich ist, und sonach auch aller wahren Glückseligkeit, betrachtet und gepredigt.

Das ist auch eine der offenkundigsten Lösungen jeder Glückseligkeitsfrage. Beinahe kennt sie Jedermann, aber fast Alle thun so, als ob sie nie davon gehört, als ob sie es nie selbst erfahren hätten.

Zu spät dann wird es klar, daß Niemand ohne den Glauben an den Sohn Gottes, den vernünftig freien Willen in das Himmelreich eingehen könne.

„Der Himmel läßt seine Sonne scheinen über Gerechte und Ungerechte.“ Beiden kann das Leben Sonnenschein und sonnige Freude spenden. Auch der Elende, Verworfene hat mannigfache Gelegenheit, sich glücklich zu fühlen, aber der Unterschied, welcher zwischen der Glückseligkeit eines Gerechten oder sittlich Freien und der eines Ungerechten oder sittlich Unfreien obwaltet, ist ebenso groß, als der zwischen gut und schlecht. Glückseligkeit ist ja Wirkung, sittliche Freiheit Ursache. Sittliche Unfreiheit ist auch Ursache, aber anderer Art, und muß entsprechend eine andere Wirkung haben.

Die wenigsten Menschen handeln durch und durch schlecht oder unfrei und so machen sie sich auch nicht durch und durch unglücklich. Daher hat auch der Böseste seine frohen Augenblicke. Aber er erspart sich nicht, wie der Gute, Gerechte oder sittlich Freie, jene Leiden, die aus jeder Ungerechtigkeit hervorgehen müssen, sie mag nun in einer Verletzung der Naturgesetze oder in einer Beleidigung der menschlichen Gesellschaft bestehen.

So ist z. B. der naturwidrige Sinnengenuß eine Quelle mannigfacher natürlicher Krankheiten, der gesetzwidrige Er-

werb von Geld oder Habseligkeiten eine beständige Veranlassung zu Beängstigungen, Verdrießlichkeiten und Entbehrungen. Der Natur entflieht der Verbrecher nicht; der strafenden Gesellschaft kann er vielleicht ausweichen, aber auch wieder nur zu seiner Pein. Sich in fernen Landen verbergend, ist er gleichsam verbannt aus lieben Kreisen von Bekannten, Freunden und Verwandten, muß viel entbehren und seinen unrechtmäßigen Besitz beständig in Frage gestellt sehen.

Wer je die Qualen eines begangenen Unrechtes kennen gelernt hat, wird eingestehen, daß jede Art Schlechtigkeit ein schlechtes Geschäft gewesen sei, d. h. daß er in der Regel mehr verloren als gewonnen habe, für kurze Lust lange Leiden, für große, unersetzliche Güter kleine, mit der Zeit gleichgültig gewordene Dinge, für gefühlvolle Freunde gefühllose Sachen, für Ruhe und Frieden Angst und Sorgen u. s. w. eingetauscht habe.

Freilich bietet das Unrecht möglicherweise auch noch seine ganz besonderen kleinen Freuden dar, die der Gerechtigkeit ganz fremd sind, als z. B. das Vergnügen, die Menschen zu überlisten, den Gesetzen zu trotzen, die Ordnung zu verhöhnen, die strafenden Mächte zu verachten, mit der Natur und Menschheit beständig im Kampfe zu stehen, ein unstätes, ruheloses Leben zu führen u. dgl. m. Aber wer wird dem Unrechte solche Freuden mißgönnen? Wer möchte dafür seine höchsten Güter hingeben? — Der Leichtfertige, Unkluge, der Thor thut es.

Ueber jedem Unrechte hängt ein Schwert des Damokles. Der Unmäßige im Genusse müßte sich sagen: Mit dir genießt der Tod! Der Schwelger: Mit dir schwelgt die Pest! Der leidenschaftliche Spieler: Mit dir spielt der Zuchtmeister! Der Verschwender: Hinter dir lauern die Schergen des Schuldthurmes!

Hinter jeder Freude steht dicht aber verborgen die Trauer; wer jene umarmen will und zu weit greift, umfaßt Beide.

Die Freuden der moralischen Unfreiheit gehören auch zu den theuersten, kostspieligsten und beschwerlichsten, wie z. B. die Freuden des Hochmuthes, der Rache, der Schadenfreude. Wie mühsam und gefährlich ist es, sie zu erreichen! Wie dauerhaft sind ihre Kosten und Schwierigkeiten! Nachdem schon längst die erste Lust — oft auch zugleich die Einzige — verraucht ist, muß man oft die schlimmen Folgen noch immer büßen, die auch in keinem Verhältnisse zu ihrer Ursache stehen. Die Freude der Verführung eines Menschen zum Laster, die Lust am Opfer der

Unschuld, das Vergnügen der Rohheit, des beleidigenden Spottes, der Verläumdung u. s. w., wie kurz und vergänglich sind sie! „Eure Freude soll euch bald genommen werden" heißt es da und überall, wo Unrecht gedacht, gefühlt, gethan wird. Die Freude der Heuchler z. B. wie kurz ist sie und wie dauerhaft ihre Selbstqual! Jeder Sonnenstrahl, jeder Stern am Himmel, der Licht auf die geheimen Wege der Menschheit streut, wird ihnen ein Gräuel; denn er kann sie möglicherweise verrathen. Die Frömmler, Weltverächter, Wissenschaftsumkehrlinge — sie ärgern sich beständig, weil sie sehen müssen, wie die Zahl derjenigen alle Tage wächst, welche dem Panier der Erkenntniß jubelnd folgen. —

Man kann auch seine Freude haben an Nacht, Nachtgespenstern, Nachtvögeln, aber das erste Hahnengeschrei vernichtet Alles. Die Aufklärung reformirt beständig das Leben und alle seine Verhältnisse. Der Finsterling muß zu seinem Verdrusse von ihr, seiner Feindin, Wohlthaten annehmen. Sein ganzes Dasein wird dadurch verbittert.

Wo immer der Mensch untreu wird den Gesetzen der Vernunft und Natur, verdirbt er sich die besten Lebensfreuden. Und wären die Genüsse des Unrechtes, der Unwahrheit und Unschönheit so zahlreich wie die Tropfen des Weltmeeres, sie hätten auch das Unschmackhafte und Schädliche des Seewassers und würden dem Menschen mit der beständigen Gefahr drohen, darin zu ertrinken.

Ohne Freiheit keine Seligkeit, aber ohne **Willensstärke** keine Freiheit. „Sklaven sind allein die Geistigtodten, die können niemals, niemals selig werden." (Jordan.) Schwäche und Nachgiebigkeit gegen sich selbst oder gegen Andere führt eben nur zur Unfreiheit und durch diese zum inneren Unfrieden.

Es kann darin ein Widerspruch gesucht werden, daß z. B. Kraft und Strenge gegen sich selbst glücklich machen könne, da es doch viel wahrscheinlicher scheint, glücklich zu werden, wenn man thut und läßt, was Einem gefällt, was sich das Herz wünscht u. s. w. Das ist jedoch eben nur Schein. Wenn das wahre Glück auf Mäßigung d. h. auf richtiger Verwendung aller Kräfte beruht, so kann der Mensch ein richtiges Maaß

nur durch Kraft und Strenge erreichen. Beruht es auf Freiheit von Leidenschaften, so ist diese ebenfalls nicht anders als durch Kraft und Strenge der Ueberwindung möglich. Beruht es auf größtmöglicher Sicherheit gegen äußere Störungen und Hindernisse, so muß Willenskraft beständig thätig sein.

Man könnte ferner mit einem biblischen Mahnworte entgegnen und mit der Lebensklugheit sagen: „Schicket euch in die Zeit!“

Den Umständen nachzugeben hat allerdings sein Gutes. Der Sturm zerbricht z. B. nicht das nachgiebige Schilf, während er oft eine trotzbietende Eiche entwurzelt. Man sieht gewisse Leute, wie sie auch geworfen werden, den Katzen gleich, immer wieder auf die Beine kommen. Aber das gilt nicht unter allen Umständen und Lebensverhältnissen. Wenn das Schilf im Sturme nicht fällt, beugt es vielleicht der Hagel oder gar der Schlamm der Gewässer. — Ein willensschwacher Geschäftsmann z. B., Erzieher, Freund, Ehemann, ein willensschwaches Mädchen, Weib — was wären das für Leute und welches Lebensglück hätten sie zu erwarten? Die höchsten Güter, als Gesundheit, Wahrheit, Freiheit, die Kunst der Mäßigung, der Genuß eines reinen Bewußtseins u. s. w. sind nicht Früchte der Willensschwäche oder beständiger Nachgiebigkeit.

Schwäche ist zu nichts gut, als eine Noth, ein Uebel zu vergrößern oder eine Freude, ein Glück zu stören. Die Klugheit, sich den herrschenden Umständen, wenn es nöthig ist, anzubequemen, ist dagegen etwas ganz anderes und nicht Willensschwäche; ja, sie fordert oft gerade recht viel Willensstärke und Kraftentwicklung.

Ganz besonders muß man die Nothwendigkeit der Mäßigung im Auge behalten, wenn man das wahre Lebensglück sucht und finden will. Denn es waltet in der gesammten Natur ein ausnahmsloses Gesetz, dem auch alle menschlichen Bestrebungen unterliegen. Dieses Gesetz besteht in Folgendem:

Jede Kraft kann nur eine gewisse Höhe erreichen und wenn sie dieselbe erreicht hat, hört sie auf zu wirken d. h. sie stirbt ab. Wird sie daher übertrieben, so geht sie verloren. Das weiß jeder Mensch, sei er im Naturhaushalte äußerlich oder in seinem Körper innerlich thätig. Das weiß jedes Kind, jeder Handwerker, Geschäftsmann u. dgl. Die Spannkraft einer eisernen Feder z. B., die Tragfähigkeit eines Balkens, die Halt-

barkeit eines Kessels, die Zähigkeit der körperlichen Knochen, die Empfindlichkeit der Nerven u. s. w. — sie hängen immer von einem bestimmten Maaße ab, mit welchem man sich ihrer bedient. Wird dieses überschritten, so schwinden auch die Kräfte und es tritt Störung und Unthätigkeit ein. Nur durch ein richtiges Maaß wird alles Leben erhalten. Was die großen Weltkörper, die Gestirne, die weder Grundlage noch Stütze haben, frei durch unendliche Räume auf verschiedenen Bahnen trägt, nemlich harmonisches Maaß der Kräfte: das trägt auch das frei schwebende menschliche Gemüth auf regelrechter Bahn. Würde eine der wirkenden Kräfte ihr Maaß überschreiten, so wäre das eben ihr Verderben. Ein bestimmtes Maaß von Sauerstoff, Kohlenstoff, Stickstoff ist z. B. Bedingung des Lebens für Thiere, Pflanzen, Menschen. Zu viel Stickstoff, zu wenig Sauerstoff bringt den Tod.

So auch im Reiche unserer geistigen Thätigkeiten. Zu viel Gedanken, zu wenig Gefühle oder zu viel Phantasie, zu wenig Ueberlegung bringt Störung in das Leben. Zu große Anspannung oder Aufregung jedweder Kräfte macht krank oder todt. Desgleichen also auch im Lebensgenusse. Zu viel Nahrung, zu viel Wohlgerüche, zu viel Arbeit u. s. w. verursachen ebenso krankhafte Störungen, wie zu viel Liebe, zu viel Glauben, zu viele Hoffnungen, ja selbst das „Zu viel wissen" unglücklich machen. „Es kommen Fälle vor im Menschenleben, wo's Weisheit ist, nicht allzuweise sein; es kommen andere, wo nichts schöner kleidet, als Mäßigung." (Schiller.)

Der Reiz des schönsten Liedes stirbt, wenn man es zu oft singt. Alle Uebertreibungen erzeugen Schlimmes, selbst die der besten und edelsten Geistesthätigkeiten. So hat z. B. allzugroße Vertraulichkeit die Geringschätzung, allzugroße Wahrheitsliebe den Haß, allzugroße Gemüthsruhe die Gefahr im Gefolge; ja selbst allzugroße Glückseligkeit ist von Hochmuth oder Leichtsinn begleitet.

Darum ist ein richtiges Maaß auch das Gesetz aller Kraft und alles Glückes und M ä ß i g u n g der Kern aller Lebensweisheit.

Aber dann ist immer und überall auch das Zuwenig ein Uebel. Denn wenn ein vollkommenes Leben nur im maaßvollen Gebrauche aller Lebensmittel möglich ist: so folgt daraus, daß Vernachlässigung oder Unterlassung des Gebrauches eben auch nachtheilig werden muß. Der völlige Nichtgebrauch der besten Augen macht blind, der Verstandeskraft dumm (dümmer

noch, als irgend ein Thier sein kann), der Phantasie geistig arm; die Vernachlässigung der Sprachorgane würde stumm, die der körperlichen Gelenke zur Arbeit und Bewegung unfähig machen u. s. w.

Daher soll man den Menschen nicht immer nur vor Unmäßigkeit d. h. vor zu großem Kraftaufwande, sondern auch vor Uebermäßigkeit, d. h. vor gar zu mäßigem Gebrauche oder wohl gar vor Nichtgebrauch seiner Lebenskräfte warnen. Denn der Nichtgebrauch stört das Leben ebenso wie Uebertreibung. Lebensleiden sind ja nichts anderes als Störung jenes Gleichgewichtes, in welchem alle Kräfte zu stehen haben, sowie Krankheit nichts anderes ist als Stockung einzelner Lebensthätigkeiten.

Mäßigung ist übrigens eine Sache, die nur dem Menschen zur freien Wahl nach Einsicht und Willen anheim gegeben ist. Sie entsteht nicht aus Instinkt, nicht aus irgend einer natürlichen Nothwendigkeit, und auch nicht etwa aus einem mühelosen Verlangen darnach: sondern ist die seltene Frucht seiner erworbenen Vernünftigkeit und einer mühevollen Selbstbeherrschung.

Am Baume bleiben von Tausenden der Blüthen nur Hunderte übrig, die Anderen fallen ab. Müßten sich alle in Frucht verwandeln, so würde das der Tod des Baumes sein. Der Mensch gleicht darin dem Baume, daß er oft Millionen Wünsche, Begierden und Sehnsuchtsgedanken als Lebensblüthen treibt und daß sie auch nicht alle zur Frucht gedeihen können, wenn er nicht zu Grunde gehen soll. Während aber der Baum seine überflüssigen Blüthen — wie man sagt — von selbst abwerfen muß, soll der Mensch die Seinen ebenfalls von selbst, d. h. durch eigene Kraft abwerfen und nur die behalten, aus welchen sich die süßen Früchte des Lebensglückes entwickeln können, ohne ihn selbst zu verderben.

So kann man wohl auch den wahren Sinn jenes Bibelspruches errathen, der sagt: „Der Sünde Sold ist der Tod; durch die Sünde ist der Tod in die Welt gekommen“ u. s. w.

Der Fehler in der Mäßigung ist der Lebensfehler und Lebensstörer.

Wie bedeutungsvoll auch die innerliche Freiheit des Menschen da sein mag, wo es sich um ungestörte Zufriedenheit handelt und wie auch die größten Hindernisse und Störungen

aller Glückseligkeit gerade aus der inneren Gebrechlichkeit des Menschen selbst hervorgehen: so ist darum die **äußere** Unabhängigkeit nicht gering zu achten, da die Zufriedenheit immer zu ihr im geraden Verhältnisse steht, d. h. wächst, wenn jene zunimmt, und schwindet, wenn jene sich verliert. So ist z. B. die Freiheit, sich unter seinen Mitmenschen so zeigen und benehmen zu dürfen, wie man in Wahrheit ist, wie man denkt und fühlt, ein großes Glück und eine reiche Quelle reiner Lebensfreuden zu nennen. Die Unfreiheit dagegen in Bezug auf Aufrichtigkeit und Offenheit, der Zwang, der Einem auferlegt wird, daß er nicht reden kann, wie er denkt und fühlt, oder daß er seine Freuden und Leiden in sich selbst verzehren muß, ist eine große Störung der Zufriedenheit. Man kann in sich selbst darüber nicht zur Beruhigung kommen, daß man sich den Meinungen, Vorurtheilen oder Ansprüchen Anderer unfreiwillig hat fügen müssen; und man kann auch mit den Andern nicht zufrieden sein, weil sie durchaus Verstellung und Unwahrheit haben wollten.

„Woher mag wohl die entsetzliche Abneigung des Menschen kommen, sich zu zeigen, wie er ist? — In der Körperwelt zeigt sich Alles wechselseitig als das, was es sein kann und zugleich sehr aufrichtig. Nach unseren Begriffen sind die Dinge gegen einander alles Mögliche, was sie sein können; der Mensch ist es nicht. Er scheint mehr das zu sein, was er nicht sein sollte. Die Kunst, sich zu verstellen, oder der Widerwille, sich geistig oder moralisch nackt sehen zu lassen, geht bis zum Erstaunen weit.“ (Lichtenberg.)

Ebenso störend ist Abhängigkeit von gemeinsam erkünstelten Verhältnissen, die es unmöglich machen, sich frei zu bewegen und unter entgegengesetzten Dingen immer nur das Bessere und Nützlichere zu wählen.

Eine Selbstständigkeit, die es erlaubte nach vollem Bewußtsein und mit allen uns eigenen Kräften zu wirken, von unseren natürlichen Rechten den größtmöglichen Gebrauch zu machen, wäre für unsere Zufriedenheit von unsäglicher Bedeutung. Sie scheitert oft nur allein an äußeren Verhältnissen, an mitmenschlicher Dummheit und Bosheit, Eitelkeit oder Trägheit, von denen sie abhängig ist. Wie kann z. B Einer, dem viele äußere Mittel fehlen, zur Erkenntniß von Wahrheiten gelangen, die eben zu seinem Glücke unentbehrlich sind, wenn ihm

alle Mittheilung, aller Unterricht, das Lesen, das Hören verwehrt wird? — Freiheit der Lehre — das ist eine jener Bedingungen, unter welchen auch dem niedrigsten und ärmsten die enge Pforte zur Seligkeit geöffnet werden könnte.

Demnach gehört auch eine gerechte Gesetzgebung zu den nothwendigen, äußeren Einrichtungen menschlichen Zusammenlebens, damit ein Jeder nach Maaßgabe seiner Kräfte zu der Freiheit gelange, wahre Glückseligkeit überall und nach seinen Kräften zu suchen und zu finden. —

Ueberhaupt kann man behaupten, daß die Last der äußeren Verhältnisse, mögen sie nun der Familie oder dem Staate entspringen, eine große Macht des Einflusses auf das Lebensglück eines jeden einzelnen Menschen, der in ihnen lebt, ausüben könne. Sind sie so drückend, daß sie die Zufriedenheit und Lebensfreude stören oder hindern, dann wird sich der Mensch trotz seiner inneren Freiheit nicht ganz vollkommen glücklich fühlen können, er müßte es denn über sich gewinnen, den äußeren Verhältnissen gleichmüthig zu widerstehen oder wo möglich sich über sie erhaben zu fühlen. „In des Herzens heilig stille Räume muß er fliehen aus des Lebens Drang." (Schiller.)

V.

„Des Lebens edle Güter erben sich nicht wie gemeine Güter fort." **L. Schefer.**

Ohne **Mühe** und **Noth** gibt es keine wahre Glückseligkeit, sowie es keine Tapferkeit gibt ohne Kampf, so wie es keine Tugend gibt, ohne daß man etwas taugt d. h. sich in schwierigen Verhältnissen siegreich und treu bewährt. „Alles Menschliche muß erst werden und wachsen" und das, was man Glückseligkeit nennt, „wird" und „wächst" nur durch mannigfaches

Ringen, Mühen, Suchen und Streben. Und hat man das Höchste erreicht, dann beginnt die Arbeit von Neuem, Zufriedenheit auch zu bewahren, froh, glücklich und ruhig zu bleiben, selbst dann, wenn das äußere Glück, das „die Treue haßt", uns verläßt, oder wenn es uns nie sehr freundlich geneigt war.

Aber gerade in der Mühe und Noth werden die Menschen eher den Grund und Kern alles Unglückes erkennen wollen, als daß es ihnen einfiele, darin ein nothwendiges Hilfsmittel zum Glücke zu finden. Es ist allerdings eine der sonderbarsten und vielleicht schwierigsten Ueberzeugungen, die sich nur ein scharfsinniger Beobachter des menschlichen Lebens verschaffen kann, die, daß Leiden und Widerwärtigkeiten zum Leben nothwendig sind, und daß kein Mensch verlangen solle, davon ganz frei zu sein. „Willst du dich vor Leid bewahren, bete zu dem Unsichtbaren, daß er dir zum Glück den Schmerz verleihe." So mahnt Schiller in einer lehrreichen Dichtung: „der Ring des Polykrates", deren Sinn ist, daß „des Lebens ungemischte Freude noch keinem Sterblichen zu Theil geworden ist und Keiner fröhlich geendet hat, auf den das Götterglück seine Gaben mit immer vollen Händen gestreut hat."

Wer den Haushalt der Natur genau beobachtet, sieht überall die Mühe und Noth dem Wohlsein zugetheilt. „Die Vögel der Luft, die Lilien des Feldes arbeiten" auch, mühen sich nach ihrer Art, und haben ihre eigenthümlichen Sorgen und Schmerzen. Der Krystall hat sich gebildet, indem er sich von innigen Freunden, Wasser und Wärme, trennen mußte. Der goldene Ring am menschlichen Finger hat eine eigene Leidensgeschichte. Der Baum und Wald, die Rebe und der Weinberg, der Schmetterling und die Blume — sie kämpfen mit Widerwärtigkeiten aller Art. Man blicke, wohin man wolle, in das Meer, in die Luft, in die Tiefen der Erde — „überall seufzt die Creatur unter der Bürde ihrer eigenthümlichen Schmerzen", aber nicht anders, als zu ihrem Wohlsein. Denn Mühe und Noth ist ein wesentlicher Bestandtheil alles dessen, was das schöne Leben ausmacht.

Es kann nicht Wunder nehmen, daß der Mensch von dem allgemeinen Gesetze keine Ausnahme macht. Muß er sich z. B. nicht auch wie der Krystall von seinen besten Wohlthätern, von Vater und Mutter trennen, um eine selbstständige, freie und frohe Lebensstellung einzunehmen? Hat nicht ein Jeder, selbst der Beste und Glücklichste, wie das gediegene Gold, seine eigenthümliche

Leidensgeschichte? Wo gibt es Wahrheit ohne die Mühe und Noth des Zweifelns und Forschens? Wo ist Freiheit ohne Kampf? Wo ist Liebesglück ohne Sorgen und Schmerzen? Wo ist das Gefühl eines gesunden Zustandes ohne Entsagung und Selbstüberwindung? Wo ist Brod ohne Arbeit, und Licht ohne Kampf mit Finsterniß?

Der Vernünftige wird auch nicht verlangen, daß sein Leben ganz und gar schmerzlos sei: das hieße sich nur neue Qualen bereiten und Täuschungen oder unangenehmen Ueberraschungen anheim fallen. Wohl aber wird er sich gegen unvermeidliche Schmerzen mit Muth und Seelenstärke wappnen, sich mit ihnen vertraut machen und ihnen keinerlei Herrschaft über seine Ruhe zugestehen müssen. Wie im Wintersturme den Körper, so wird er im Schicksalssturme sein Gemüth mit einer wärmenden Hülle schützen, um unter Noth und Mühe den Frühling der Freude zu erleben.

Zur Bewahrung der Zufriedenheit und Seelenruhe gehört eine mühsam zu erringende **Seelenstärke** besonders in Nöthen und Leiden. In einer Welt, deren Leben auf Kampf und Sieg der Gegensätze und auf beständigen Wechsel der Verhältnisse gegründet ist, kann das menschliche Wesen trotz aller eigenen Kräfte nicht ganz den Leiden und Widerwärtigkeiten entgehen. Die wahre Lebensweisheit empfiehlt also nicht nur die Kunst, alle Lebensfreuden weise zu genießen, sondern auch die, weise zu leiden, d. h. so zu leiden, daß die Zufriedenheit gar nicht, oder so wenig als möglich gestört werde. Dazu gehört eine besondere Kraft, Mühe, Anstrengung, die weder erkünstelt noch erheuchelt werden kann. Sie heißt nicht etwa Unterdrückung der Gefühle bis zur Unempfindlichkeit — diese wäre ebenso widernatürlich als unmöglich — sondern Beherrschung der Empfindlichkeit. Der Weise ist nicht gefühllos, aber auch nicht allzu empfindlich.

Er bemeistert seine Empfindungen. Im Gegensatze zu ihm steht der Ungeduldige, der seiner Gefühle nicht Herr werden kann, oder gar keine Leiden dulden will, oder jeder unangenehmen Empfindung aus dem Wege läuft. Dessen Empfindung steht oft in gar keinem Verhältnisse zur Größe des ihm zu Theil ge-

wordenen Uebels. Sein Schmerz nimmt ihn so ein, daß er dabei des Guten, das ihm noch übrig geblieben ist, und seines Genusses ganz vergißt. Er wird unthätig, muthlos oder mißmuthig und läßt sich leicht zu unedlen Mitteln verleiten, um seine Leiden zu enden.

Seelenstärke dagegen bewahrt den Seelenfrieden vorzüglich dadurch, daß man vom Leben willig auch Leiden annimmt, da es uns doch auch des Guten viel gespendet hat. Sie läßt uns das Uebel in keinem höheren Grade empfinden, als es beachtet zu werden verdient. Und diesen höheren oder geringeren Grad bestimmt nur menschliche Einsicht. Der Weltengeist ruft Jedem gleichsam zu:

„Fordre nur nicht, was größer ist, als Du selbst bist;
Was in Dir Raum hat, gern' weise ich es Dir zu."
(Logau.)

Daher wird ein vernünftiger Mensch auch niemals den Verlust eines geringeren Gutes mehr empfinden als den eines größeren, und sich immer am Genusse der übrig bleibenden Freuden zu entschädigen suchen. Seine Thätigkeit und Nützlichkeit für das eigene und allgemeine Leben wird er so wenig als möglich unterbrechen, und beständig dem auf ihn eindringenden Uebel entgegenwirken. Das Alles kostet Mühe und Arbeit und Noth, bewahrt aber die Ruhe der Seele. Verzweiflung ist nicht die Frucht von Weisheit und Kraft, sondern von Schwäche und Mühelosigkeit.

Für Millionen vom äußeren Geschick nicht Begünstigter gibt es ohne **Selbstbewußtsein** (Selbstgefühl) kein **wahres Glück.** Ich verstehe darunter das erhebende Bewußtsein seiner eigenen Kraft und Wirksamkeit, seines eigenen Werthes und der daraus hervorgehenden Bedeutung und Wichtigkeit. Ein solches Selbstgefühl ist nicht etwa als Eigenthümlichkeit besonders ausgezeichneter, bevorzugter oder auserwählter Menschentalente allein anzusehen, sondern kann vielmehr einem Jeden nach Maßgabe seiner Verhältnisse, seines Amtes und Berufes, und aller seiner Leistungen zu Theil werden. Eben so wenig braucht Eigendünkel, Eitelkeit oder tadelnswerthe Selbstgefälligkeit zum Grunde zu liegen.

Der einzelne Mensch soll nicht dem bewußtlosen Gesteine gleichen, das im Haushalte der Natur seine eigenthümliche Bedeutung doch hat, wenn die Menschen es auch bei Seite schieben, oder wegwerfen, so lange sie seiner nicht bedürfen: er kann vielmehr genau wissen und fühlen, wie viel werth, wie nützlich, nothwendig, unter Umständen sogar unentbehrlich er sei.

Solch ein Gefühl hilft ihm, sich über manche Erbärmlichkeiten des Lebens hinweg setzen und den verschiedenen Kleinlichkeiten nebenmenschlicher Eitelkeit und Uebermüthigkeit entgegen treten. Es erhebt z. B. den sogenannten „gemeinen Mann" über die zwar stolzen aber oft wenig gemeinnützigen „höheren Ständen, wenn er sich im Stillen und in voller Wahrheit sagen kann: Ihr verachtet mich und die, mir gleich, arm und arbeitsam sind, aber ihr bedürft unser; alle eure Pracht und Herrlichkeit, alle eure Bequemlichkeit und Freude, eure Zierden, das Gepränge eurer hohen Meinung, ja sogar die Macht, welche ihr ausübt, geht ursprünglich von uns aus, von uns, die ihr einmal bei Seite schiebet, und deren Fleiß und Arbeit ihr ein anderes Mal suchet. Ihr beschimpfet vielleicht den „geringeren" Bestandtheil eures Volkes, aber es wird alle Tage vorkommen, daß ihr ohne seine Wirksamkeit nicht bestehen könnt. Dann wendet ihr euch vertrauensvoll an ihn und erbittet euch von ihm oft sogar die höchsten Opfer seiner Kraft und seines Lebens.

Es gibt solche „gemeine" Menschen, deren Wirksamkeit und Brauchbarkeit von Seite der Mitmenschen keines andern Werthes gewürdigt werden, als der ist, den man im Haushalte der Natur den sogenannten „unedlen" Steinen, als z. B. Granit, Schiefer, Sandstein u. dgl. zuerkennt. Sie sind bekanntlich — was Nothwendigkeit und Brauchbarkeit für den allgemeinen Zusammenhang betrifft — schätzbarer als die sogenannten „Edelsteine", zu deren Eigenthümlichkeiten vorzüglich das gehört, daß sie mehr durch Schliff und Seltenheit glänzen als durch Nothwendigkeit oder Gemeinnützigkeit. Den „gemeinen" Stein aber wirft jedes Kind hin und her, jeder Fußgänger geht ihm aus dem Wege, der Bauer verwünscht ihn auf seinem Acker; er liegt herum in Feldern, im Walde, im Bache. Man achtet seiner erst, wenn man ihn braucht, und beeilt sich, ihn dann, selbst mit großer Mühe, zu holen. — Gottes Gesetz hat aber gerade den „gemeinen" Stein zu einem im Haushalte der Natur unentbehrlichen gemacht.

Der „gemeine" Mensch hat viel Mühe und Noth, um sich glücklich und zufrieden zu fühlen, hat daher einen schweren Stand. Wohl also dem, der sich sagen kann: „Wer ist wie der Herr, unser Gott, der Hocherhabene, der auf das Niedrige sieht, im Himmel und auf Erden, der den Geringen aufrichtet aus dem Staube und den Armen an die Seite von Fürsten setzt." (Psalm 113, 5.)

Armuth und **Arbeit** sind zwei große Steine, welche den meisten Menschen, vorzüglich aber den sogenannten „niederen Ständen", im Wege zur Glückseligkeit zu liegen scheinen.

Was die **Armuth** betrifft, so kommt viel auf die Begriffe an, die man sich davon macht.

„Bei uns haben sich die Lebensverhältnisse gegenwärtig so gestaltet, daß die Bedürfnisse beständig zunehmen müssen. Wenn nun die Menschen glauben, nicht anders glücklich sein zu können, als wenn es ihnen gelingt, alle ihre Bedürfnisse zu befriedigen: dann wird Zufriedenheit immer seltener werden, immer schwerer und kostspieliger zu erschwingen sein. Ohne Geld kann man bei uns ohnehin nicht mehr wohlleben: mit viel Geld wird man sich also viel Glück und Zufriedenheit erkaufen können." — In dieser ganzen Schlußfolgerung aber ist Alles unrichtig, weil es der erste Satz ist. Ein Mensch kann auch jetzt und künftig immer noch zufrieden und glücklich sein, wenn auch Armuth sein Loos ist, weil nicht die Größen und Zahlen der Bedürfnisse ein Maßstab der Glückseligkeit sind. Geld und Geldwerth kann zum Wohlsein und zur Lebensfreude beitragen, aber niemals unbedingt, sondern immer nur unter gewissen und strengen Voraussetzungen: die höchsten Güter des Lebens kann es nicht herbeischaffen.

Sind geldreiche Menschen zufrieden? Nicht immer, vielleicht sogar sehr selten. Mancher reiche Mann hat vielleicht sogar mehr Goldstücke als wahrhaft beglückende Gefühle, und manch ein armer Schelm hat vielleicht eine Menge erhebender und befriedigender Gedanken, aber freilich keine Juwelen.

Die Begriffe von Reichthum und Wohlhabenheit, Armuth und Dürftigkeit sind ohnehin höchst ungenau. Wer das hat, was er zu seinem Wohlsein braucht, hat genug, und wer mehr

bedarf, ist bedürftig, selbst wenn er schon viel hätte. „Wenn du deine Bedürfnisse der Natur gemäß einrichtest, wirst du niemals arm sein, wenn aber nach Vorurtheilen, niemals reich.“ (Seneka.)

Wer sich daher nur in seine Lage zu schicken weiß, der kann nie aus Dürftigkeit unglücklich werden.

Reichthum ist dagegen nur dann ein Hilfsmittel zur Glückseligkeit, wenn man ihn nicht nur gut anzuwenden weiß, sondern auch die mühsame Kunst versteht, alle Uebel, die er mit sich bringt, fern zu halten.

Nach Erwerb von Reichthum allein ausgehen, heißt sich mit der peinigenden Sorge auf Lebenszeit vermählen. Wer in ihr sein Heil sucht, dem kann die Armuth allerdings ein großes Unglück und Stoff zur Verzweiflung werden.

Arbeit aber ist ein hoher Vorzug der Menschheit und ein vorzügliches Mittel, um sich das Leben süß und wohlthuend zu machen. Es geht ein Gebot durch den ganzen Haushalt der Natur, daß Alles diene und sich dienen lasse. Der Mensch ist diesem Gebote ebenfalls und in ganz eigenthümlicher Weise unterthan: im rechten Dienste findet er Freude, im unrechten Leid. Die Segnungen einer vernunftgemäßen Arbeit sind zahllos und dauern durch Jahrtausende fort. Wer könnte sie übersehen?

Dennoch herrschen gewaltige Vorurtheile über diesen Punkt, indem nicht nur die unfreie, übermäßige, unvernünftige, ungerechte Arbeit als eine Lebenslast angesehen wird, sondern auch die freie, nothwendige und vernunftgemäße. Nur gegen die Erstere, aber nicht gegen die Letztere läßt sich etwas Richtiges einwenden. Es würde auch die Arbeit aufhören eine Beschwerde und Last zu sein, wenn nicht Habsucht und Rohheit sich zu Allem hergeben, vielmehr Bildung und Mäßigung alle Lebensbedürfnisse naturgemäß ordnen möchte. Im zunehmenden Fortschritte von Aufklärung und Veredlung liegt auch nur, und schon jetzt sichtbar, die künftige Erlösung durch Beseitigung sklavischer Behandlung und durch Verklärung und Erleichterung jeder menschlichen Arbeit. Je gewisser und wahrer wird, was einst Schiller sang: „Arbeit ist des Bürgers Zierde, Segen ist der Mühe Preis; ehrt den König seine Würde, ehret uns der Hände Fleiß;“ desto glücklicher werden sich die Menschen fühlen.

Es gilt zu diesem Zwecke nur Eine Regel zu beobachten, damit die Arbeit Quelle der Selbstachtung und Zufriedenheit sei;

Jeder arbeite mit Liebe für irgend ein ihm werthes Wesen und wisse, wie viel werth dann auch seine Arbeit sei. Wie wenig beachtet man z. B. die Arbeiten einer Mutter und Gattin, und wie wichtig sind sie für das Leben ganzer Familien! Wie gar so sauer ist die Arbeit eines Gatten und Vaters, und wie kostbar sind ihre Früchte!

„Das Menschenleben scheint so herb, so bitter,
So voller Arbeit: und so ist es wirklich,
Und dennoch nur zum Schein! In Wahrheit nicht!" — —
„Und wer mit Freuden wirken will, der liebe
Doch Jemand wo — und glücklich wird er sein
Auch in der Mühe, die das Leben bringt,
Erst recht durch sie, und ohne sie nur halb." (L. Schefer.)

Der höchste Freudengenuß ist aber eine Mitwirkung im Haushalte Gottes zum Zwecke des Ganzen, zur Förderung eines gemeinsamen Wohlseins, zur Hilfsleistung bei den täglichen Schöpfungen der Natur. In solcher Arbeit liegt große Seligkeit. Wer möchte auch als vernunftkräftiger Mensch hier auf Erden gewesen sein und nicht an den Schöpfungen des Lebens mitgearbeitet haben? Wer möchte wohl ganz umsonst gelebt haben?!

Unter den gebräuchlichsten Seligkeitsmitteln hat in der Meinung der Menschen das Gebet seit undenklichen Zeiten einen hervorragenden Platz eingenommen. „Bete und arbeite", mahnt ein uraltes Sprichwort. Es frägt sich, ob oder inwiefern es richtig sei, daß das Beten zur Zufriedenheit oder Glückseligkeit des Menschen etwas beitragen könne. Ist es der Fall, dann wird kein vernünftiger Mensch anders bestimmen wollen und dürfen. Was sagt vernunftgemäße Erfahrung dazu? — Folgendes:

Für den, der ein Bedürfniß zu beten fühlte, war Erhebung des Geistes zu dem (geahnten) Urquell alles Lebens wohl niemals ganz vergeblich oder nutzlos. Aber das beste Gebet reichte allein zur Glückseligkeit nicht hin, es mußten dazu vielmehr auch noch manche andere Mittel angewendet werden. Und es fühlt nicht jeder Mensch das Bedürfniß zu beten, am wenigsten aber der, welchem viel kräftigere Mittel zur Glückseligkeit dienen.

Daß das, was man im gewöhnlichen Sinne unter Gebet versteht, nemlich: Aeußerungen ohne Innerlichkeit, nichts oder sehr wenig zur wahren Glückseligkeit beitragen könne, ist eine längst erkannte Wahrheit. Nur Hebung und Ermunterung des Gemüthes, nur Anregung von Hoffnung und Zuversicht, nur Bekräftigung guter Vorsätze und Wünsche üben wirklich wohlthätigen Einfluß auf menschliche Befriedigung. Der Bedrängte, Verlassene, Niedergebeugte tröstet im Gebete sich selbst und verweiset sich — wenn er gut betet — zur Geduld, zum Ausharren unter mißlichen Umständen oder — wie man sagt — „zur Ergebung in Gottes Willen.“ Er schützt sich selbst auch vor dem Uebermaaße der Geduld, nemlich vor Abspannung und Gleichgültigkeit. Er bezieht aus sich frischen Muth und frische Kraft zum Handeln.

Oft ist aber das Gebet die Zuflucht nicht nur aller schwachen und gebrechlichen Gemüther, sondern auch aller trägen und faulen, die sich nicht viel regen und rühren mögen. Wahrhaft Unglückliche dagegen finden schon eine große Wohlthat darin, daß sie sich im Gebete aussprechen und ihr Herz erleichtern können.

In dieser Beziehung also kann ein gutes Gebet dem, der dessen bedürftig ist, viel Beruhigung und Freude machen. Ob es aber zur Selbsterkenntniß, zur Besserung und Vervollkommnung, zur innern Befreiung, zur Wahrheit und Liebe führen könne, bleibt immer fraglich. Daß es Unglück abwenden, Glück herbeiführen könne, wird mit Recht bezweifelt. Weisheit und Erfahrung, Entschiedenheit und Fleiß, Kenntnisse und Geschicklichkeiten aller Art vermögen in dieser und manch einer andern Beziehung weit mehr. Gesundheit z. B. sowie alle die eben genannten Eigenschaften einer tüchtigen Menschenkraft kann sich Niemand herbeibeten. Es ist daher sehr erklärlich, daß es manche Verhältnisse des Lebens geben kann, in denen der Mensch zu allererst nach geeigneteren Seligkeitsmitteln, als das Beten ist, greift und greifen muß, und daß es viele sehr vernünftige Menschen gibt, die zum Gebete nicht genug Veranlassung finden. Niemand wird aber dem zu beten widerrathen, welchem es wahres Bedürfniß ist.

Das beste Gebet — sagen wir aus Erfahrung — ist niemals zur Glückseligkeit ganz allein ausreichend. Es gibt bestimmte Fälle und Verhältnisse, an denen sich die Wahrheit dieser Behauptung leicht erproben läßt. In Krankheiten z. B.

mag das Beten viel zur Hoffnung und Geduld beitragen: zur Genesung genügt es nicht. In Noth und Armuth mag es zur Selbsterkenntniß und zu guten Vorsätzen führen, aber den bösen Geist des Elendes jagt es nicht aus dem Hause. In den Stürmen des Gemüthslebens hilft es nichts. In großen, entscheidenden Augenblicken kann nur allein die rasche, besonnene, muthige und vernünftige That, verbunden mit einer geläuterten und erprobten Erfahrung helfen und tausendmal mehr wirken, als das beste Gebet. Bei Erziehung der Kinder, einer der allerschwierigsten Lebensaufgaben, in ehelichen und Familienverhältnissen, im amtlichen und geschäftlichen Leben mag ein gutes Gebet zur rechten Zeit und unter bestimmten Umständen sein Gutes haben, ausreichende Hülfe gewährt es nicht.

Wenn sich nun Menschen wohl gar noch dem Glauben hingeben, daß ihre Gebete möglicherweise einen wunderbaren Erfolg haben könnten, so ist es Selbsttäuschung und nur ihrer Unwissenheit zuzuschreiben. Die Welt- und Lebensordnung litte nicht die geringste Veränderung, wenn auch die Menschheit massenweise ihre Hände und Herzen betend erheben würde.

Wie oft z. B. hat der Blitz in menschenvolle Kirchen eingeschlagen, in denen vielleicht andächtig genug gebetet und gesungen wurde. Wie ist das heißeste Flehen des Schiffervolkes frucht- und nutzlos, wenn es hungernd und dürstend auf entmastetem Fahrzeug im Weltmeer umhertreibt. Wann hätte ein Naturgesetz seine Geltung zu Gunsten irgend eines betenden Heiligen verloren? Oder wann das wüthende Element Rücksicht genommen auf Beschwörungen und Gebete hochgeweihter Priester? — Kenntniß und Arbeit einiger Wenigen hat oft mehr gefruchtet, als müßiges Beten von Millionen.

Es kann demnach das Beten unter Umständen ein wohlthuendes Hülfsmittel zur Ermuthigung und Stärkung des menschlichen Gemüthes sein, aber ein unentbehrliches oder zureichendes Mittel gegen alle Störungen und Hindernisse der Glückseligkeit ist es nicht. Wer da kann und muß, der bete: aber er bete recht und gut.

Nicht nur allen Denkern, sondern selbst auch allen Gläubigen und besonders denen, die vom Schicksale minder begünstigt waren,

ist von jeher **das moralische Uebel** ein Gegenstand peinlicher Fragen und Zweifel gewesen. Moraliches Uebel — Sünde — Unrecht — unüberwindliche Hindernisse irdischer Glückseligkeit — wer bedauert nicht ihr Dasein? — Fast alle Menschen klagten darüber. Sie konnten sich nicht wie ein David (in einem seiner Psalmen) trösten und sagen: „Du wirst es noch erleben, daß die Gottlosen werden ausgerottet werden,“ d. h. daß am Ende doch die Sünder fallen und die Wege der Vorsehung gerechtfertigt werden. Von solchen Hoffnungen ließ sich in Wahrheit selten Jemand hinreißen. Gläubige vermutheten vielmehr, daß erst jenseits eine Ausgleichung geschehen werde. Nichts desto weniger blieb aber die Frage des Zweifels ungelöst stehen, warum Gott die Sünde zulasse und oft sogar den sündhaften Menschen glücklich, den Gerechten dagegen unglücklich werden lasse? — „Suche die verdammten Fragen ohne Umschweif uns zu lösen: Warum schleppt sich blutend, elend, unter Kreuzlast der Gerechte, während glücklich und als Sieger trabt auf hohem Roß der Schlechte? Woran liegt die Schuld? Ist etwa unser Herr nicht ganz allmächtig oder treibt er selbst den Unfug? — — Also fragen wir beständig, bis man uns mit einer Hand voll Erde endlich stopft die Mäuler — aber ist das eine Antwort? — —“ So rief vom Sterbelager noch H. Heine und — Niemand antwortete ihm.

Die einfachste Antwort wäre wohl vielleicht die gewesen, daß die Moral der Natur oder ihre Gesetzmäßigkeit in vieler Beziehung himmelweit verschieden ist von jenen Begriffen, die sich die Menschen über Gerechtigkeit und Nothwendigkeit machen.

Wenn man z. B. weiß, daß die Sünde nichts weiter ist als Irrthum und Folge des Irrthums, und daß sich doch auch wieder aus Irrthümern aller Art nicht nur das Uebel und Unglück, sondern auch der Fortschritt und die Vervollkommnung des Menschengeschlechtes nach und nach entwickelt, dann mag es nicht schwer werden, sich auf solche Fragen im Allgemeinen eine beruhigendere Antwort zu geben. „Irrthum verläßt uns nie; doch zieht ein höheres Bedürfniß immer den strebenden Geist leise zur Wahrheit hinan.“ (Göthe.)

Eine besondere Frage ist aber die, warum kein gerechtes Verhältniß zwischen Tugend und Glück, Laster und Unglück obwalte? Viele Menschen bekümmert dieses Mißverhältniß sehr;

es ärgert sie, daß nicht jeder Mensch seinen ordentlichen Lohn erhält, und zwar genau so, wie — sie sich einbilden. Darauf ist aber vor allem Andern zu erwiedern, daß es schwer nachzuweisen sei, ob und wo ein solches Mißverhältniß wirklich stattfinde? Wer erkennt das innere Getreibe des menschlichen Gemüths so genau, um mit Sicherheit von einem richtigen oder unrichtigen Verhältnisse zwischen Tugend und Glück, Laster und Unglück sprechen zu können? Wer urtheilt auch immer richtig über Gedanken und Thaten, über Ursachen und Wirkungen? Man sagt von manch Einem, dessen traurige Schicksale räthselhaft sind, er sei „sonst ein guter, edler Mensch“, obwohl er es vielleicht ganz und gar nicht ist. Mancher wird dagegen für gottlos gehalten, weil er vielleicht nicht glaubt, was wir glauben, oder weil er sich einmal verirrt hat: dann findet man freilich sein Glück und Wohlsein unbegreiflich. Denn wo wäre da ein richtiges Verhältniß? „Der Ketzer und der Sünder müssen vernichtet werden.“

Man beurtheilt auch die Schicksale selbst falsch und legt unrichtige Begriffe von Glück und Unglück zum Grunde. Nichts ist gewöhnlicher, als daß man z. B. einen Menschen glücklich nennt, der lustig lebt, viel Aufwand macht, Ehrenstellen bekleidet oder in seinem Unternehmen guten Fortgang hat. „Wie kann nun ein schlechter Mensch so glücklich sein?“ — Liegt denn aber die wahre Glückseligkeit in Aeußerlichkeiten des Lebens? — „Das Glück ist nicht außen, da sucht es der Thor; es ist in Dir, Du selber bringst es hervor.“ (Schiller.) Trägt nicht Jeder Paradies oder Hölle tief in seinem Innersten verborgen mit sich herum? „Das Himmelreich ist mitten in Euch“ — sagte Jesus — „und auch die Hölle,“ „das Fegefeuer,“ erlauben wir uns hinzu zu fügen. Wer weiß etwas von den geheimen Leiden eines lasterhaften Menschen? Wer kennt z. B. das Ganze der Selbstqual eines reichen Geizhalses, oder der Sorgen eines hochangesehenen aber ränkevollen Höflings?

Wer sich auf Beobachtungen legt, merkt bald, daß sich die inneren Zustände des menschlichen Gemüthes einen äußeren Schein zu geben wissen und daß nichts schwerer ist, als diesen Schein von der Wirklichkeit zu unterscheiden. Man irrt schon darin, daß man in seinen Urtheilen nur auf den gegenwärtigen Augenblick sieht. Das Unrecht hat allerdings oft seine glücklichen Erfolge, aber wie lange dauern sie? Der gerechte

Mensch hat oft Mißgeschick, aber wie groß ist dessen Einfluß und Macht für die Folge? Ist nicht Unglück oft der Grund und Anfang zu einem großen Glücke? Ist nicht manches glänzende Loos die erste Stufe, auf welcher der Mensch in das düstere Reich der Verzweiflung hinabsteigt?

Man beurtheilt endlich auch noch das falsch, was man die Regierung der Schicksale selbst nennt. Man denkt an eine Gottheit, die die ganze liebe Zeit nichts Anderes zu thun hat, als zu strafen, zu vergelten und entweder einem irdischen Tribunalrichter zu gleichen, der auf bestimmte Verbrechen bestimmte Strafen zuerkennt, oder einem gnädigen Monarchen, der für gewisse Verdienste Belohnungen, Orden und Güter austheilt. In der Weltordnung herrschen nicht menschliche und nicht willkürliche Gesetze und Ausnahmen. Jede Wirkung entspricht ihrer Ursache und alle „Schickungen," die dem Menschen aus dem Haushalte Gottes zu Theil werden, sind nichts anderes als natürliche Folgen. Der Mensch hat in der Regel so viel Gutes, als er aus dem Leben der Natur und seiner Mitmenschen selbst geschöpft hat. Das größte Leiden, das ihn treffen kann, geht aus seinen eigenen oder aus den Verirrungen seiner Mitmenschen hervor. Selbst dann, wenn er ausnahmsweise z. B. durch den Kampf der Elemente unglücklich gemacht wird, büßt er nur für seine Unwissenheit und Unbehülflichkeit.

Vieles von dem, was einst als „Schickung" oder „Strafe Gottes" angesehen wurde und in der Natur geschah, hat für den verständigen Theil der Menschheit aufgehört, „Schickung" u. s. w. zu sein. Je mehr sich die Naturwissenschaft ausbreitet, desto mehr nimmt der sogenannte „Zorn Gottes" ab, der doch in vergangenen Zeiten so erschrecklich gewaltet haben soll. Es war Entsetzen erregend, „in die Hände des Allmächtigen zu fallen." Das scheint nun nachgelassen zu haben und auch die Frage vom „moralischen Uebel" geht ihrer vollständigen Lösung durch Wissenschaft immer näher.

Es gibt Menschen, welche sich einbilden, die Quelle der Lebensfreude fließe nicht für Jedermann: aber in den Anordnungen der Natur liegt die Weisung, daß **jeder Mensch** im wechselnden Genusse von Freude und Leid seinen Lebensweg

verfolge. Er ist zur Freude ebenso geeignet, wie zum Leide und selbst der Schmerz soll Jedem eine Quelle künftiger Freude werden.

Müßte Einer erst zu hohem Ansehen gelangen, einen berühmten Namen haben, von besondern Eltern abstammen, oder Geld und Güter erwerben, um sich froh fühlen zu können: dann gäbe es allerdings Millionen, denen es unmöglich wäre, sich ihres Lebens zu freuen. So ist es aber nicht.

Andere meinen wieder, es zieme sich nicht für jeden Menschen „auf dieser erbärmlichen Erde" glücklich zu sein. In dieser Beziehung stellen sich allerdings manche christliche Secten durch ihre Grundsätze als große Schmerz- und Traueranstalten dar, wo nur der vom Herzen Betrübte tugendhaft und glücklich ist, jeder Heitere, Vergnügte und Lebensfrohe lasterhaft und unglücklich sein muß. „Wehe euch, die ihr euch freut, denn eure Freude wird in Traurigkeit verwandelt werden" — so rufen sie, ein gelegentlich gesprochenes Mahnwort nach ihrem allgemeinen Sinne deutend, dem Gläubigen zu, und richten ihr Augenmerk vorzüglich auf denjenigen, der ohnehin schon — wie man zu sagen pflegt — von allem Glücke verlassen ist. In seinen drückenden Umständen finden sie dann freilich eine große Fülle von Stoff und Veranlassung zur Trauer. Die eigene Schwachheit, die Verirrungen und Gebrechen der Menschheit, die Mängel geselliger Verhältnisse, ja schon die Möglichkeit allein, böse handeln zu können, dazu dann noch das Unbegreifliche und Ueberraschende der Naturereignisse, in denen sie gewöhnlich nur Gottes strafende Hand und nicht auch die segnende erkennen mögen, — Alles muß zusammenhelfen, damit das Gemüth zerknirscht und das ohnehin schwere Leben „in diesem Jammerthal der Zähren" noch mehr erschwert werde.

Seit Menschengedenken ist es aber Jedem erlaubt gewesen aus der Quelle der Lebensfreude zu schöpfen, wer nur immer Verstand und Willen genug dazu hatte. Wie das Wasser, aus Millionen Quellen hervorsprudelnd, den ganzen Erdenkörper durchdringt, ebenso sind z. B. die verschiedenen Triebe zur Selbsterhaltung durch das ganze menschliche Wesen ausgebreitet und jede naturgemäße Befriedigung derselben gewährt schon Freude. Welch ein Meer von unschuldigen Vergnügungen bietet sich dann den Sinnen eines Jeden dar. Das Auge z. B., wodurch der Menschengeist das gesammte Leben der Welt betrachtet, das Ge-

hör, wodurch er die Regungen dieses Lebens vernimmt — wie vermögen sie allein schon das menschliche Gemüth zu erheitern! Dasselbe gilt auch von den Freuden der innerlichen Erkenntniß. Ein gesundes, geistiges Auge, ein gesundes geistiges Ohr reicht hin, jeden Menschen beständig mit einer Fluth von kleinen Gedankenfreuden zu versorgen.

Helle Gedanken und Einsichten, Kenntnisse, Geschicklichkeit jeglicher Art, Wissenschaft, Kunst und Fleiß, mit denen man etwas treibt, etwas Brauchbares und Schönes herstellt, die Fähigkeit, Anderen, die unwissend und ungeschickt sind, seine Macht und Gewalt zu zeigen, oder sie zu lehren, die Möglichkeit mit gebildeten Menschen umzugehen, sie anzuhören und zu verstehen, oder wenn sie selbst schon lange todt sind, ihre hinterlassenen Werke aufzufassen, mit ihren Gedanken die eigenen zu verweben — das Alles kann und darf einem Jeden vielfache und dauerhafte Freuden gewähren. Ist irgend Jemand davon ausgeschlossen? Sind sie irgend Jemandem verboten, oder unzugänglich? —

Noch mehr in seiner Gewalt hat jeder Mensch die Freude eines guten Bewußtseins über sittliche Gesinnungen und Handlungen. Das ist die sittliche Lebensfreude. Es kann Einer blutarm und doch immer vergnügt über seine Rechtlichkeit sein. Es kann Einer mißgestaltet, und doch stolz und froh in seinem Ehrgefühle sein.

Das sittliche Selbstgefühl ist eine Lust, die manches andere Vergnügen an Reinheit und Dauerhaftigkeit übertrifft. Vom sinnlichen Vergnügen kann man satt werden, vom geistigen mindestens ermüden, aber vom sittlichen nicht. Und gerade dieses ist es, das einem jeden Menschen, selbst dem thörichten Weltverächter, zur freien Wahl vorliegt. Erst dann, wenn Einer ganz hinausgestoßen würde aus allen jenen Verhältnissen, in denen er sonst Gelegenheit hatte, Edles zu denken, zu fühlen, zu wollen, zu vollbringen: wäre ihm diese große Quelle der Freude versiegt. Aber so lange er unter Menschen lebt, steht sie ihm offen. Selbst im einsamen Gefängnisse kann er sich durch geistiges Mitleben, durch schöpferische Gedanken, und edle Vorsätze oder durch schöne Erinnerungen ein Feld freier und freudiger Wirksamkeit eröffnen. —

Die höchste Freude aber findet ein Jeder (wenn er sie nur sucht), indem er sich mit den höchsten Ideen der Menschheit,

mit allem Guten, Schönen und Wahren befreundet. Durch sie gelangt er zu einem anhaltenden Bewußtsein des innigsten Zusammenhanges mit dem höchsten Wesen. Sowie es ihm Freude macht ein Kunstwerk zu bewundern, und auf den Verstand des Meisters zu schließen, so findet er auch im Weltenleben Kunstwerke ohne Zahl, die ihm die Freude gewähren, die Meisterschaft der Schöpfung zu bewundern, und ihre Gedanken gleichsam nachzudenken. Ist es z. B. eine Freude Eltern zu haben, die das Kind mit liebender Sorgfalt umgeben, so liegt Seligkeit darin, alle die Anstalten zu sehen, welche in der Welt gemacht sind, um jedes Wesen reichlich und gut zu versorgen.

Trost und Zuversicht, die aus Erkenntniß der heiligen Lebensgesetze entspringen, begleiten den Menschen bis zum letzten Momente des Lebens treu und unverändert, wenn nur er selbst ihnen treu bleibt. So lebt er und fühlt sich — wie man sagt — „in Gott", „aus Gott."

Kein menschliches Leben ist davon ausgeschlossen und daher ganz freudenleer; der Mensch muß nur nicht die kleinen Bächlein verachten, aus denen doch nur allein die mächtigen Strömungen der Lebensglückseligkeit entstehen.

Man quält sich, besonders in gläubig frommen Kreisen, auch noch viel mit der Frage herum, ob nicht wenigstens alle **Sinnlichkeit** zu verachten sei, weil sie ja die Quelle und Ursache aller Unsittlichkeiten, Ungesetzlichkeiten und demnach alles Unglücks ist. Fast alle religiösen Vorschriften alter Zeiten gehen dahin aus, den Leib, „das Fleisch", die Sinne zu kreuzigen, zu tödten, um sie auch bald wieder auferstehen zu lassen. Der gesunde Menschenverstand kann dagegen nachweisen, daß die üblichen schiefen Urtheile über den Genuß sinnlicher Freuden lediglich aus übertriebenem oder verkehrtem Religionseifer hervorgegangen und daß diese Freuden bei Weitem nicht so gefährlich als verschrieen sind.

Es gehört zur wahren, geistigen Aufklärung, daß man sich auch hierüber ein richtiges Urtheil verschaffe und wohl erkenne, wie viel Gutes oder Verwerfliches in der Sinnlichkeit liege. Das kann aber nur dann geschehen, wenn man den Werth und die Schätzbarkeit der Sinne genau bestimmt, die Gefahren der

Sinnlichkeit weder übertreibt, noch unterschätzt und die Regeln eines vernunftgemäßen Sinnengenusses nicht außer Acht läßt.

Was nun den Werth und Schätzbarkeit der Sinne betrifft, so können nur Heuchler oder Kurzsichtige läugnen, daß die menschliche Natur auf dem vollen Gebrauch der Sinne angewiesen ist. Nur durch sie gelangt der Mensch zum Bewußtsein des Lebens, nur durch sie erkennt er die Welt; nur durch sie gestaltet sich sein inneres Leben, „die kleine Welt" (im Kopf oder Herzen). An den Sinnengenuß aber knüpft nicht der Mensch die Freude, sondern diese hängt naturgemäß schon von Ewigkeit daran.

Müßte man nicht die Vorsehung anklagen, daß sie dem Menschen nicht nur sinnliche Kräfte, sondern auch den Drang zum sinnlichen Genusse verliehen und die Freude beiden zugesellt hat, wenn alles miteinander schlecht und verächtlich wäre?! Wer weiß, daß die sinnlichen Freuden vom Sinnengebrauche nicht zu trennen, sondern ein nothwendiger Bestandtheil des Lebens sind, der wird freilich unterlassen, der Vorsehung irgend welche Zumuthungen darüber zu machen. Der fromme Glaube unterläßt das nicht, also weiß er jenes nicht; oder will er es vielleicht nicht wissen? Er könnte freilich täglich und stündlich erfahren, daß z. B. Sinnlichkeit zur Erhaltung des Lebens und der Gesundheit nicht allein nothwendig sei, sondern daß die damit verbundenen angenehmen oder widrigen Empfindungen auch die einzigen Wächter über alle Gefahren unseres Lebens seien, die wir ohne sie weder bemerken noch so eifrig meiden würden. In vielen Fällen wäre sogar der menschliche Geist zu den allergewöhnlichsten Thätigkeiten unfähig, wenn ihm die sinnliche Befriedigung und Freude versagt würde. Sie wecken ja seine Kräfte, erziehen, nähren, erhalten und vervollkommnen sie. Wollen wir nicht lieber sagen, daß der Geist selbst nicht wäre ohne sinnliche Kräfte? — Oder will man vielleicht auf ein taub-stumm-blindes Menschenkind hinweisen, das auch lebt und ohne Sinnlichkeit lebt, vielleicht einzig noch im Gefühle und mit Hilfe seines Tastsinnes? — Die Sinnlichkeit der Mitmenschen ist es dann vorzüglich, die in ihm den Geist erzeugen muß — das darf man nicht übersehen.

Je thätiger und lebhafter die sinnlichen Kräfte sind, desto lebendiger ist der Mensch; je träger, schlaffer und blöder, desto trüber ist sein Dasein. Erkünstelte oder erzwungene Unthätigkeit der Sinne wäre Leblosigkeit.

Es gibt allerdings auch solche Seelenmenschen, die durch ein langes Leben so vollkommen entwickelt sind, daß sie der Sinnlichkeit zu ihrem innerlichen Leben theilweise entbehren können. Die schon vorhandenen und ausgebildeten Gedanken bedürfen dann vielleicht keiner sinnlichen Anregung mehr; die Entschlüsse und Gefühle leben vielleicht in sich und durch sich selbst ohne äußere Einflüsse. Solche Menschen sind aber selten und nur durch lange Uebung der Sinnlichkeit dahin gekommen. Schwerlich wird aber irgendwo ein Mensch aufzutreiben sein, der sich seiner Sinnlichkeit vollständig entschlagen und dabei doch körperlich und geistig gesund und am Leben bleiben könnte.

Bei jenen religiösen Schwärmern, welche alle sinnliche Lust und Befriedigung für Sünde und Schande halten oder vielmehr nur erklären, (denn sie müssen sich alle Tage untreu werden) ist es gerade die Sinnlichkeit, der sie ihre feurigen Empfindungen und religiösen Gefühle zu verdanken haben. Wie wäre es z. B. sonst möglich, daß sie ohne Sinnlichkeit Gefallen an Tugend hätten, oder zum Glauben an ein höchstes Wesen gelangen könnten? — Nimmt doch selbst ihre äußere Religion alle nur brauchbaren Hilfsmittel der Sinne in Anspruch, als: Musik, Dichtkunst, Malerei, lautes Gebet, Lichter, Weirauch, oder trübes Außenwesen, schwarze Farben, klägliche Töne u. s. w. — um nur das Gemüth zu ergreifen, zu erwärmen oder abzukühlen, und die Glaubenswahrheiten annehmlich, verständlich oder erinnerlich zu machen. Nicht wenig also widersprechen sich die gewaltigen Eiferer gegen Sinnlichkeit selbst dadurch, daß sie ihre sinnliche Freude an äußerlichen, gottesdienstlichen Formen haben.

Die Bedeutung der sinnlichen Freuden darf man überhaupt nicht gering anschlagen, wenn man bedenkt, daß sie es sind, die die Menschen zu einer großen Gesellschaft zusammenführen, sie zusammenhalten und veranlassen, für einander beschäftigt zu sein. Die Cultur der Nationen durch Wissenschaften und Künste hat man ebenfalls und zumeist dem Reize zu verdanken, welchen die menschlichen Sinneswerkzeuge durch die Außenwelt empfangen.

Wo wäre endlich die Schule der Tugend und Weisheit, der Lebensklugheit und überhaupt alle Erziehung, wenn dem Menschen sinnliche Freuden versagt wären? — Selbst die religiöse Offenbarung — „Gottes Wort" — hat sich nur auf sinnlichen Anschauungen erbaut. Sie leiten noch heute das Kind auf den

Gedanken des Daseins und der Liebe eines höchsten Wesens ebenso, wie sie einst den ersten Propheten dahin geleitet haben. Es findet auch heut zu Tage keine andere Eingebung (Inspiration) statt, wie zu allen Zeiten nur die Eine, durch sinnliche Kräfte, stattgefunden hat.

Was nun die Gefahren betrifft, in welche menschliche Tugend, Vollkommenheit und Glückseligkeit durch Sinnengenüsse gerathen können, so wäre es albern und gegen alle Erfahrung, dieselben zu läugnen. Sie sind zahlreich, vielseitig und groß. Es ist unendlich leicht, das richtige Maaß sinnlicher Freude zu verfehlen. Dann ist es zu allererst Gesundheit, die Grundlage alles Glückes, die von den Folgen jeder sinnlichen Uebertreibung betroffen wird. Darnach folgen die gewöhnlichen Opfer und Kosten an Lebenszeit und Kraft, die Sorgen und Beschwerden, die Widerwärtigkeiten und Störungen geselliger Verhältnisse u. s. w. Der Wetteifer z. B., im sinnlichen Freudengenusse das Großmögliche zu leisten, hat in der Geschichte der Menschheit sehr trübe, oft sogar blutige Spuren zurückgelassen. Mannigfache Plagen, von welchen Seelen- und Leibesärzte beständig und vergebens zu erlösen bemüht sind, Verdummung, Entnervung, schlaffes und nutzloses Leben, ekelhafte Gebrechen und sittlicher Verfall ganzer Völkerstämme gehören dazu, und es darf Niemanden zu sehr wundern, daß Mancher aus sittlichem Gefühle und aus Menschenliebe gegen Sinnengenuß in Eifer geräth und ihn um so geringer achtet, je mehr er mißbraucht wird.

Aus Allem aber folgt, daß der Mensch, der ohne Sinnengenuß nun einmal nicht bestehen kann, zu seinem Glücke Herr seiner Sinne werden und bleiben müsse. Auch hier gibt es ein oberstes Seligkeitsgesetz und das lautet: „Richtiges Maaß", Mäßigung.

Vernünftige Menschen der Vergangenheit und Gegenwart haben aus dem reichen Schatze ihrer Lebenserfahrungen vielerlei **Regeln** aufgestellt, welche zur richtigen Wahl und Anwendung der Glückseligkeitsmittel leiten. Von diesen mögen schließlich Einige hier zur Erwägung empfohlen werden.

Jeder suche das Lebensglück kennen zu lernen, das ihm gerade in seiner Lage und in seinen Verhältnissen nicht nur das größtmögliche, sondern auch das erreichbare ist.

Man suche die Zufriedenheit nicht in der Ferne. Ein Jeder hat in seiner unmittelbaren Nähe zahllose, oft tief verborgene Quellen der Freude, die er erforschen, aus denen er seine Zufriedenheit zusammenschöpfen muß.

Die kleinen Seligkeiten sind gerade am wenigsten zu vernachlässigen. Sie gleichen den lieblichen Blumen, die unscheinbar, oft sogar hinter Gerölle und Gestein, auf beschwerlichen Gebirgspfaden wachsen und an Schönheit und Duft unvergleichlich sind.

Genieße jede Freude mit deiner ganzen Kraft und nicht eilfertig. Achte auf ihr Kommen. Denke nicht an Sorgen, wenn du dich freuen willst und nicht an Ergötzlichkeiten, wenn dich Fleiß und Arbeit beglücken sollen.

Genieße dein Glück ohne Neid, ohne auf das wirklich oder scheinbar Bessere, das einem Andern zu Theil geworden, hinüber zu schielen. Damit verdirbt man sich den besten Freudengenuß. „Niemals wird Einer glücklich, den es quält, daß ein Anderer glücklicher ist.“ (Seneka.)

Es ist vernünftig dem Guten das Bessere vorzuziehen, aber thöricht, das Gute, was man hat, um des Bessern willen, was man nicht hat, ungenossen zu lassen, oder sich einen Genuß zu verbittern, weil man das nicht hat, was man gerne haben möchte.

Wünsche sind Freudenstörer und Freudenzehrer.

Dem, welcher sich an gewisse Freuden gewöhnt, ergeht es bald wie reichen und vornehmen Leuten, die bei dem täglichen Einerlei der Vergnügungen sich langweilen und alle Erfindungskünste in Anspruch nehmen müssen, damit ihnen das Dasein nicht zum Ekel werde.

Es ist eine allbekannte Erfahrung, daß die Empfindung, mit welcher man einen Genuß endigt (volle Lust, Gleichgiltigkeit oder Widerwille) gewöhnlich auch die ist, mit der man ihn wieder aufnimmt. Daher erscheint es rathsam, jede Freude nur so lange zu genießen, als eigentlicher Hunger darnach vorhanden ist. Sowie dieser abnimmt, soll man den Genuß unterbrechen.

Unmäßigkeit tödtet jede Seligkeit.

„Glühe dir die freudigen Gefühle oft auf. Du vergissest deiner Mutter Antlitz, wenn du nicht oft es dir erscheinen lässest“ — mahnt L. Schefer.

„Die Menschen sagen, das Leben sei zu kurz, um es zu

genießen und doch sieht man sie sich eifrig bemühen, es noch kürzer zu machen und die Zeit todt zu schlagen.“ (Rousseau.)

Ganz köstlich ist der Genuß der schönen Natur. In ihrem Schooße findet man reine und unvermuthete Freuden.

Wer die Glückseligkeit nicht in dem ihm gegebenen Augenblicke finden kann, für den reicht die längste Zeit nicht hin, sie nur zu suchen.

Freuden muß man wie Gewürz gebrauchen, nicht wie Nahrung.

„Bist du nicht froh, so suche die Ursache zunächst in dir selber: findest du keine, so magst du schon darum froh werden.“

Man sagt, daß ein jeder Stand eine gleiche Menge Freuden und Leiden habe: das ist unwahr und trostlos. Dann könnte Alles bleiben, wie es ist. Vielmehr muß Jeder sehen, „wie er's treibe, wo er bleibe und wenn er steht, daß er nicht falle.“ (Göthe.)

Freudengenuß ist nicht Zweck des Lebens, sondern nur Mittel zur Zufriedenheit.

Eine besondere und letzte Frage menschlicher Glückseligkeit sei noch die, ob der Mensch durchaus einer priesterlichen Vermittlung bedürfe, um glücklich und zufrieden leben zu können? — Von jeher galt nemlich der Glaube, daß kein Menschenkind ohne priesterliche Dazwischenkunft geboren werden, selig leben und sterben könne. Die geistlichen Segnungen, Fürbitten und Ceremonien achtete man für unentbehrliche Mittel aller gegenwärtigen und künftigen Seligkeit.

Von wem ein solcher Glaube ursprünglich ausgegangen sein könne, läßt sich nicht schwer errathen. Was aber ist Wahres an der Sache?

Es gab immer eine Zahl Menschen, die viel Lebensweisheit aber noch eine weit größere, die wenig oder keine hatten. Dann sollten jene Diesen aushelfen. Sie thaten es auch oft genug aus Mitgefühl oder liebender Theilnahme. Sie gaben den Armen von ihrem Ueberflusse. So kam es daß sich in der geistreicheren Menschheit nach und nach ein Recht der Vermittlung geltend machte und auf den geistesarmen Theil der Lebensgenossen ausdehnte. So gab es im Alterthume aller Völker

Weise und Propheten, die den Völkerschaften das, was ihnen eben fehlte, zu geben suchten, sittliche Gefühle, Religiosität, Zufriedenheit, innere oder äußere Freiheit, Frieden, Selbstbewußtsein u. s. w. Wenn Einige von ihnen sagten, sie seien Gesandte der Gottheit und lehreten in deren Auftrage: so mögen sie es ehrlich und gut gemeint haben. Sie fühlten ja ein höheres Walten des Geistes in sich und gehorchten seinen Regungen. Solche Mittler waren Wohlthäter ihrer Mitmenschen, wie z. B. ein Moses, Sokrates, Samuel, Jesus, ein Jeremias, Paulus u. A.

Es gab aber auch noch andere Mittler, die zwar ein gleiches Streben an den Tag legten, aber nicht ohne zugleich zu ihrem eigenen Vortheile auszubeuten. Sie vereinigten sich mit der Zeit zu einem besonderen Stande in der Menschheit und eigneten sich dann bestimmte Rechte zu, die sie oft mißbrauchten. Sie stellten Regeln und Grundsätze auf, nach welchen ihnen alle Menschen unterthan sein und nur durch Unterthänigkeit selig werden sollten. Sie machten den Anspruch, jedes Menschenkindes Verstand und Willen, alle Kräfte und Lebensgüter, kurz: das gesammte Leben zu beherrschen. Da freilich war ihr Mittlerthum weit entfernt, eine Wohlthat zu sein. Der einzelne Mensch löste sich in seinem Priesterthume auf, ging verloren und — taugte nichts. Der Priester war die Menschheit.

Solche Priesterschaften entstanden überall und zu allen Zeiten. Sie waren immer — wie Friedrich d. G. sagte — genau dieselben. Ihre Vorschriften gingen alle auf das Eine hinaus: Du sollst nicht deinen eigenen gesunden Verstand haben, sondern den Unseren; du sollst nicht deinen eigenen freien Willen haben, sondern den Unseren; du sollst nicht auf naturgemäße Art selig werden, sondern nach unserer Vorschrift und nur so viel, als wir für gut finden; du sollst nichts recht machen, wenn wir es nicht vorher gebilligt haben und sollst auch nichts Gutes zu erwarten haben, wenn wir dich nicht zuvor gesegnet haben; du sollst ein ganz erbärmlicher Mensch sein, wenn wir dich dafür erklären; du sollst nicht einmal an einen Gott glauben, den wir dir nicht empfohlen haben u. s. w. u. s. w.

Die Geschichte sagt, daß solche Priesterschaften alter Zeiten, um zu ihrem vorgesetzten Ziele zu gelangen, alle Mittel anwendeten, gute und schlechte, vernünftige und thörichte, gerechte und ungerechte. Es ist daher leicht erklärlich, daß sich gebildete

und selbstbewußte Menschen aller Zeiten von solch einem Mittlerthum abwendeten, oder seinem Einfluß zu entgehen suchten.

Aber wie stand es mit der ungebildeten Menschheit? Konnte sie in ihrer Noth und Unbehilflichkeit der priesterlichen Hilfe und Führung entbehren?

Der Hilflose bedarf immer der Hilfe. Ein ungebildetes Volk ist hilflos. Warum? — Weil es ungebildet ist. Es bedarf also der Bildung, und jene Mittler, die es bilden, sind die Rechten. Dazu gehört aber, daß sie selbst gebildet, und ehrlich und bescheiden (ohne Herrschsucht), und anspruchlos (ohne Eigennutz), und verständig (für das unverständige Volk), und gefühlvoll und wahrhaft religiös, und — — mit Einem Worte: Muster und Lehrer aller Vollkommenheit seien. Wo die Priester das waren oder zu sein sich mindestens bestrebten: da segnet man noch heute ihr Andenken. — Man weiß, daß es solcher niemals viele gegeben hat. Die Meisten waren jedenfalls das nicht, was sie sein sollten, Mittler der Tugend und Glückseligkeit: häufig stellten sie das gerade Gegentheil alles Guten dar. Dann behauptet man aber mit Recht, daß die Völker ihrer gar wohl hätten entbehren können.

Daher mag es aber auch kommen, daß an dem Sturze des Priesterthums als einer privilegirten Oberherrschaft zu allen Zeiten gearbeitet wurde. Nicht daß man etwa der Lehrer und Seelenärzte hätte entbehren wollen oder können, sondern weil der Hochmuth und die Herrschsucht eines solchen Standes immer der Hemmschuh aller Bildung, Versittlichung und alles Fortschrittes gewesen ist. Lehrer der Weisheit, Muster der Sittlichkeit und Verständigkeit, muß jede Zeit haben, wenn die Menschen zur Glückseligkeit erzogen werden sollen: aber ein das ganze Leben knechtendes Mittlerthum braucht man nicht. — Auch Jesus von Nazareth hatte den Plan gefaßt, die Macht und den verderblichen Einfluß des jüdischen Priesterthums zu vernichten: seine Nachfolger haben ihm aber den edlen Plan vereitelt.

Druck von C. Guthschmidt & Co. in Berlin, Lindenstr. 81.

Freie Ansichten

über unsere vorzüglichsten Glaubens- und Sittenlehren.

---

2. Abtheilung.

Schuld und Unschuld des Menschen. — Seelenheilanstalten. — Drang der Gesetze. — Menschlichkeit. — Erste und letzte Pflicht.

Freie Ansichten über unsere vorzüglichsten Glaubens- und Sittenlehren.

2. Abtheilung.

Würde und Unwürde des Menschen. — Seelenheilanstalten. — Nahrung des Geistes. — Menschlichkeit. — Liebe und letzte Pflicht.

Schuld und Unschuld des Menschen.

I.

„Jäte die Disteln zu früh, so wirst du die Frucht auch verderben."
(Neuffer.)

Die Untersuchung menschlicher Verirrungen, Fehler und Gebrechen ist die merkwürdigste von allen Untersuchungen, weil sie schon seit Jahrtausenden gepflogen wird und doch noch immer grundfalsch ist; — sie ist die reichhaltigste, weil ihr Stoff kein Ende nimmt; — sie ist die mühsamste von der Welt, weil sich ihr der Gegenstand auf alle mögliche Weise zu entziehen weiß; — sie ist die undankbarste aller Arbeiten, weil der Mensch erkennt, wie schwach — ein Mensch? — nein, wie schwach sein Selbststudium sei; — sie ist die schwierigste, weil der, welcher sie anstellt, desto mehr Mühe hat, das Richtige zu erkennen, je mehr er bereits erkannt hat; — sie ist eine der befangensten Unternehmungen, weil man in ihr immer das Schlimmste zu entdecken fürchten muß; — sie hat den trostlosen Erfolg zu zeigen, wie vollkommene Unschuld etwas Unmenschliches ist; — sie ist gefährlich, weil ihr leicht Geringschätzung folgen kann, und „Geringschätzung der menschlichen Natur der nächste Weg zum sittlichen Verderben ist;" — sie ist in dem einen Punkte immer ungerecht, daß sie von Idealen ausgeht, und diesen zu Liebe den wirklichen Menschen stets niedriger stellt als er steht; — sie ist gewöhnlich überaus einseitig, denn sie nimmt sich immer nur ein kleines Stück Leben vor; — dabei ist sie aber stets auch unvermeidlich; weil sie uns täglich in

jedem einzelnen Menschen entgegen kommt und immer nothwendig, weil sie Jeden unmittelbar angeht. — „Ich habe immer gefunden — sagt Lichtenberg, daß (bei gründlicher Beurtheilung menschlicher Charaktere) die sogenannten schlechten Leute gewinnen und die guten Leute verlieren.“ —

Im Allgemeinen glaubt man leicht sagen zu können, ob ein Mensch sittlich gut oder schlecht sei. Man beurtheilt ihn nach seinen Aeußerungen. Diese können in Handlungen, Geberden und Reden bestehen. Aeußerungen sind aber eben nur das Aeußerliche, das nicht selten ganz verschieden vom Innerlichen ist.

Das Innerliche eines Menschen ist geheimnißvoller als man gewöhnlich annimmt, und die ersten Ursachen von dem, was ein Mensch äußert, sind oft gar nicht zu errathen, geschweige denn zu erkennen.

Es läßt sich demnach der sittliche Werth oder Unwerth einer Aeußerung bestimmen, aber nicht immer zugleich auch der sittliche Werth oder Unwerth des inneren Menschen.

Bei einem strengen und gerechten Urtheil über Sittlichkeit oder Unsittlichkeit eines Menschen muß man darauf Rücksicht nehmen, ob sein Inneres oder ob die Aeußerung seines Inneren gemeint sei. Die Schwierigkeit dieser gerechten Rücksicht ist groß, und läßt sich durch allerhand Beobachtungen und Erfahrungen darthun.

Wenn Einer etwas Unvernünftiges äußert, so kann man annehmen, daß er wenigstens für den Augenblick der Aeußerung nicht im vollen Gebrauche menschlicher Vernünftigkeit ist. Es ist aber auch möglich, daß derselbe das nicht äußern kann, was er nach vernünftiger Erkenntniß gerne äußern möchte, oder daß er nicht äußern will, was seine Vernunft von ihm fordert. Dann ist aber Uneinigkeit (Disharmonie, Unfriede, Störung) in seinem Innern.

Man muß fragen, wo die Ursache oder Schuld dieser innern Uneinigkeit liege?

Wenn ein Mensch, um einen Zweck zu erreichen, verkehrte Mittel anwendet, solche, die ihn zu dem führen, was er eben nicht will, so möchte man vermuthen, daß seinem Entschlusse

etwas gefehlt hat, Ueberlegung, Erkenntniß, Einsicht. Will Einer z. B. sich im Genusse gütlich thun, und genießt er so, daß er krank und elend wird; strebt Einer reich zu werden, und ist die Folge seines Strebens gänzliche Verarmung; will Einer zu Ehren gelangen, und schändet er seinen Charakter: so hat er verkehrte Mittel angewendet, die beweisen, daß ihm bei solchem Unternehmen eine vernünftige Einsicht in die rechten Mittel und in die Folgen seiner Handlungsweise ganz und gar gefehlt hat. —

Innere Uneinigkeit und Fehlerhaftigkeit kann gar mancherlei Ursachen haben, an denen der Mensch selbst möglicherweise unschuldig oder nur theilweise schuldig ist. Ein Kind z. B. zündet, mit Reibhölzchen spielend, ein Feuer an, das die ganze Dorfschaft verheert und viele Menschen arm und elend macht. Man frägt dann, ob das unglückliche Kind eine Vorstellung davon gehabt hat oder haben konnte, welches Unheil sein Spiel anrichten würde, und beurtheilt darnach dessen Zurechnungsfähigkeit.

Allgemein geht man von dem ganz richtigen Grundsatze aus, daß ein zurechnungsfähiger Mensch wissen muß, was er thut. — Kleine und unerzogene Kinder werden daher auch bis zu einem gewissen Alter — eben so wie erwachsene Blödsinnige und Verrückte — für die größten Verbrechen unzurechnungsfähig erachtet. Die Gesetzgeber erkennen damit an, daß solche Wesen, weil sie nicht im Besitze der vollen Einsicht sind, sich auch nicht in voller Freiheit des Willens befinden.

Kann aber nicht — so müssen wir nun fragen — auch ein jeder andere erwachsene Mensch augenblicklich im Zustande eines solchen Kindes sein, nicht vollständig oder gar nicht zu wissen, was er thue? Wo ist, strenge genommen, die Gränze des Urtheils, auf der man sagen kann, da oder dort sei manch ein Verbrecher nicht kindisch unbedachtsam oder unwissend, wohl gar verrückt oder gleichsam blödsinnig gewesen, als er die verbrecherische That beschloß, und man könne ihm daher die ganze Schuld derselben beimessen? — Wenn, wie vor wenigen Jahren in Brüssel geschah, ein Vater seinen Sohn mit einem Hammer todtschlägt — Gott zum Opfer, oder, — wie jüngst im würtembergischen Oberamt Ellwangen geschah, eine Tochter die Mutter

erwürgt, weil es ihr **Gott befohlen** habe, oder, wie es im christlichen Mittelalter so oft der Fall war, Mönche ihre Körper verstümmeln und dabei große Wollust zu fühlen behaupten: so muß man wohl annehmen, daß solche Menschen, Kindern gleich, nicht recht wissen, was sie thun und daß ihre Handlungen aus geistigen Störungen hervorgehen.

Die Anlage zu solchen geistigen Störungen liegt oft z. B. im mangelhaften Zustande des Blutes. Unregelmäßige Blutmischung kann bedeutende Unregelmäßigkeiten der geistigen Thätigkeit hervorbringen. Die Blutbereitung steht aber in der Regel außerhalb des menschlichen Wissens und Wollens. Der Kenntnißreiche mag wirksamen Einfluß darauf üben durch Wahl zweckmäßiger Nahrung, Arbeit, Bewegung, frische Luft, Arzeneien. Wenn nun aber ein Mensch diese Kenntnisse nicht hat, und demnach auch nichts für seine Blutbereitung thut, ist dann das, was ist und daraus wird, immer seine volle Schuld? — Heftige Kopfschmerzen, die in Stockungen des Blutes ihren Grund haben, sind oft Mitursache an thätlichen und wörtlichen Aeußerungen, die der Mensch nicht gethan hätte, wenn sein Kopf von Schmerzen frei gewesen wäre.

Gesundes Blut gibt mehr als nur gesundes Leben. — In dieser Beziehung ist z. B. die krankhafte Lust Feuersbrünste anzulegen bei unentwickelten oder in der Entwickelung gestörten Mädchen bedenkenswerth. — Man hat bereits viele Fälle der Art nachgewiesen, daß junge Dienstmädchen einen unwiderstehlichen Trieb hatten, großes Feuer zu sehen. Die Seelenkunde sucht die Quelle dieses verderblichen Triebes in der Blutbeschaffenheit solcher Leute.

„Bei 53 in neuerer Zeit beobachteten Brandstiftungen wurden als Thäter Kinder und junge Leute entdeckt, in der Regel mehr Mädchen als Knaben.“ *)

Der mangelhafte Körper-Zustand junger Menschen während der Entwicklung der Geschlechtsreife trägt ebenfalls Schuld an mancherlei Fehlern des Benehmens und Handelns, die sich z. B. in Trägheit, Ungeschicklichkeit, Albernheit u. dgl. kund geben, und mit Unrecht nur einzig dem freien Willen jener jungen Leute zur Last gelegt werden.

---

*) Dr. Scharlau: Abhandlung über Zurechnungsfähigkeit bei Verbrechen.

Eben so nimmt man mit Recht an, daß die meisten Selbstmorde nichts anderes als Folge eines krankhaften Lebenszustandes sind, bei dem der Unglückliche nicht ausreichende Urtheilskraft und freie Wahl hatte. Ein Selbstmörder denkt und glaubt zuletzt, anders könne er nicht, als sich das Leben nehmen.

Man kann überhaupt in Beurtheilung der moralischen Verschuldung seines Mitmenschen nicht genug vorsichtig sein, wenn man Gerechtigkeit üben will; unzählige Rücksichten sind zu nehmen, die nach Verhältnissen, in denen der Mensch leben muß, wachsen oder abnehmen.

„Die Italiener sind frugal, überessen und betrinken sich nicht: aber das sind Vortheile des Himmelsstriches und der Faulenzerei. Im Norden (Europas) sind starke Getränke und derbe Nahrungsmittel eine Nothwendigkeit, und daß ein ostpreußischer Drescher oder Brettschneider dreimal oder sechsmal soviel ißt, als ein italienischer Tagedieb, verschuldet keine Völlerei.“*)

Nach wissenschaftlichen Erfahrungen sind z. B. Menschen mit kurzem Halse von Natur leidenschaftlicher als solche, bei denen das Blut längere Zeit braucht, um aus dem Herzen in das Gehirn zu gelangen.

Man weiß ferner, daß gewisse Verletzungen des Rückenmarks auch nothwendig eine Fehlerhaftigkeit im Denken und Wollen hervorbringen.

Ueberhaupt ist es für die Wissenschaft leicht den Beweis zu führen, daß das Nervensystem alle geistigen Thätigkeiten des Menschen vermittelt, und der menschliche Wille dabei selten im Spiele ist. Mit dem Augenblicke z. B., wo das zarte Gewebe des Gehirns und Rückenmarks verletzt wird, hört die regelmäßige Wirksamkeit aller Nerven und das volle Bewußtsein, das Denken, Erinnern, Urtheilen, Einbilden mehr oder weniger auf; und wenn dann die Nerven, die im ganzen Körper vertheilt mit dem Gehirn und Rückenmark in Verbindung stehen, in irgend einer Weise gestört oder geschwächt sind, hört auch die freie Selbstbestimmung und mit ihr — wie sich von selbst versteht — die

*) B. Goltz: Mensch und Leute.

volle Verantwortlichkeit für die betreffenden menschlichen Aeußerungen auf.

So manche Criminalfälle von Mord, Raub, Diebstahl, Giftmischerei u. A. wurden schon als Folgen krankhafter oder geschwächter Nervenzustände anerkannt und mit entsprechender Milde abgeurtheilt.

Darum wird bei gerichtlichen Untersuchungen der Arzt befragt, ob der Angeklagte im Augenblicke der verbrecherischen That im zurechnungsfähigen Zustande gewesen sein könne oder nicht. Darum wird von einem gerechten Richter verlangt, daß er auch immer über die Beschaffenheit der Seelenzustände des Angeklagten eine richtige Kenntniß erlange, ehe er sein Urtheil spricht.

Der Erfolg aller Beobachtungen in Irrenanstalten besteht in der Ueberzeugung, daß es keine Seelenkrankheit ohne körperliches, kein Verrücktsein ohne Gehirnleiden, keine fixe Idee ohne Störungen des Nervendienstes gebe, und daß der irre Mensch nur für sehr wenige seiner Aeußerungen ein Bewußtsein von Schuld oder Schuldlosigkeit habe.

Dagegen ist aber freilich auch wieder zuzugeben, daß ein Mensch seinen krankhaften, zerrütteten Seelen- oder Körperzustand selbst einmal verschuldet haben könne. So wie eine jede andere körperliche Krankheit kann nemlich auch eine solche, die moralische Folgen mit sich bringt, aus verschuldetem Leichtsinn, aus Unmäßigkeit oder gänzlicher Vernachlässigung der Selbstpflege hervorgegangen sein. So hat mancher Säufer das delirium tremens und mancher Selbstschänder den Verlust der Gedächtniß- und Urtheilskraft oder andere geistige Uebel verschuldet, aus denen dann erst noch moralische Schlechtigkeit hervorging.

Wenn man den Aeußerungen der Menschen, geschehen sie nun in Worten oder Thaten, auf den Grund sehen und die innerlichen Vorgänge in ihnen beurtheilen könnte, dann müßte nicht nur die moralische Schuld, sondern auch das moralische Verdienst ganz anders erscheinen, als wenn man bloß nach den Aeußerungen, also nach dem Außenscheine, urtheilen

muß. Manche Tugend wäre dann keine eigentliche Tugend, so wie manches so genannte Laster kein eigentliches Laster ist. —

Wenn man z. B. die Tugend der Enthaltsamkeit in verschiedenen Lebensverhältnissen auf die Waage der Vernunft legt, welcher Gewichtsunterschied zeigt sich bei einem gesunden, vollsäftigen, energischen und bei einem abgespannten, kränkelnden, schwächlichen Menschen? bei der lebenskräftigen Jugend und dem lebensmüden Alter? in der Einsamkeit und Geselligkeit? bei vorhandener, bei nicht vorhandener Anreizung und Gelegenheit? Worin besteht die Tugend eines von aller Welt abgesperrten Mönches? oder die Unschuld eines mit der größten Strenge bewachten Weibes? Man muß sagen: gar oft nur im Mangel an Gelegenheit und Reiz. Darum ist die Tugend vieler Menschen ohne inneren Werth.

„Du hüllst dich in deine Tugend ein? —
Das nenn' ich leicht gekleidet sein."

Das Wort Tugend wird von „taugen" abgeleitet und soll demnach eine sich stets bewährende Stärke des sittlichen Wollens bedeuten: aber wie viele andere Seitenbegriffe kann das Wort zulassen! — Die persönliche Tapferkeit ist z. B. eine solche vielseitige menschliche Aeußerung. Man pflegt sie in der Regel als eine große Tugend und deren Gegentheil, Feigheit, als eine große Schande anzusehen: und doch hängen Beide nur zu sehr von körperlichen Zuständen ab.

Ein kränklicher, gebrechlicher, nervenschwacher Mensch z. B. wird sich nicht zu jener Alles um sich herum und sich selbst vergessenden Siegesgewißheit entflammen lassen, von der der Glanz persönlicher Tapferkeit ausgeht.

Weder Philosophie noch Theologie, weder Verheißungen und Bitten noch Drohungen und Gebote können einen Menschen muthig und tapfer machen, dessen ganzes Temperament nicht dazu geschaffen ist. Ein phlegmatischer Charakter kann große Lasten und Schmerzen ertragen, aber nur schwer und nur einigermaßen in die brennende Begeisterung eines Helden gerathen. Würde das ja einmal geschehen, dann müßte man mit Recht sagen, er sei „außer sich," er sei nicht mehr er selbst. —

Die Tapferkeit mancher Menschen besteht oft nur allein darin, daß sie ihrem inneren Wesen gemäß stehen bleiben und nicht fliehen; zu einem siegreichen Angriff und tollkühnen Wagen füh-

len sie in sich nicht die mindeste Veranlassung. Andere dagegen können weder dulden und ertragen, noch stehen und warten; sie zeichnen sich eben darin aus, daß sie augenblicklich dem innern Drange Alles zu wagen nicht widerstehen. Wenn sie dann Glück haben, ernten sie Ruhm, und wenn nicht, nennt man ihre That tollkühn. Müßten sie warten, dulden, ausharren, würden sie vielleicht feige davon gehen. Also in ganz entgegengesetzten Eigenschaften kann Tapferkeit und Feigheit liegen. —

Es gibt auch eine natürliche Tapferkeit, die zum Temperamente des Menschen gehört und gar keiner Einsicht oder Nachhilfe bedarf. So ist das schottische Kriegsheer durch sein Phlegma fürchterlich, weil es entweder immer ruhig auf den Feind losgeht oder im größten Kugelregen stehen bleibt und nicht weicht. — Dagegen ist es oft nur ein leicht aufwallender Zorn der manchen herrlichen Vaterlandsstreiter in Gefahren hinein und wieder herausreißt und ihn zur heldenmüthigen Wuth entflammt.

Oft ist die ganze, große, herrliche Tapferkeit nichts weiter als eine vorübergehende Aeußerung des Rausches, der eben doppelter Art sein kann, körperlich oder geistig. Erziehung aber, Angewöhnung, Aneiferung kann nur unter sehr günstigen Verhältnissen und bei vorhandenen, entsprechenden Eigenschaften wahrhaft tapfer machen.

Auch die Verachtung des Lebens kann zum tapfern Muth beitragen. Man erzählt von einem jungen Offizier, daß er immer mit Begierde die gefährlichsten Unternehmungen für sich erbat; und nachdem er immer siegreich daraus hervorgegangen und in Folge seiner Tapferkeit zu höheren Stellen emporgestiegen war, war zu bemerken, daß er von seinem Muthe nachließ. Befragt, sagte er: Damals liebte ich und hatte nichts zu leben, daher suchte ich den Tod: jetzt ist Alles anders.

Endlich sind Umstände auch maßgebend. Der auf dem Schiffe heldenmüthige Matrose ist zu Lande ganz anders gesinnt, er ist ja nicht auf seinem Elemente; dagegen würde der wackerste Reitersmann zu Schiffe eine klägliche Rolle spielen. Eben so sind manche Männer auf dem Rednerstuhl, auf der Kanzel, auf dem Paradeplatz wunderbaren Muthes voll, während sie unter andern Umständen — mindestens sehr behutsam sind. Welche Energie entwickeln z. B. Frauen im Bereiche ihrer Häuslichkeit und wie schüchtern sind sie außerhalb derselben! Was sich vom

persönlichen Muthe, von Tapferkeit und Feigheit sagen läßt, gilt auch von sehr vielen andern sogenannten Tugenden. —

Die schönsten Tugenden streifen oft dicht an Fehler. So ist z. B. der Neid niemals von Ehr- und Ruhmbegierde sehr ferne.

Auch können selbst Fehler schön und gut sein. Der Haß des Schlechten, Niedrigen, Gesinnungslosen, Thörichten, Vermessenen erscheint nicht nur löblich, er kräftigt auch wirklich den Geist, ermuthigt zur Ausdauer und tröstet, wenn das Schlechte mit unverdienten Ehren geschmückt wird. —

Wie steht es z. B. um die Wahrheitsliebe? Ist nicht jede Uebertreibung derselben vom Uebel? „Wenn wir alle unsere Speisen unter dem Mikroscop untersuchen wollten, würden wir aus Eckel vielleicht vorziehen zu verhungern." — „So ist es leider auch unmöglich, sein Leben ganz nur nach abstract guten und reinen Grundsätzen einzurichten. Wer kann und darf immer ganz wahr sein? Es muß schon genügen, daß wir die Lüge nur nicht liebgewinnen." *)

Welche Bedeutung hat bei manchen Menschen die schöne Ruhe und Gelassenheit des Benehmens, oder die Gutmüthigkeit und Geduld, oder die Milde und Nachsicht, sei es nun, daß dieselben auf's Aeußerste getrieben werden, oder daß man den innern Zustand des sich Aeußernden in Anschlag bringt? Was bedeuten z. B. große Unruhe und Heftigkeit, Ungeduld und Zornmüthigkeit? — Wieviel bewirkt dabei Trägheit oder Lebendigkeit des Blutes, der Nerven, der Sinne? —

Es ist bekannt, daß Pflanzenkost sanfter und milder, Fleischnahrung dagegen energischer, heftiger und härter mache.

Anders ist das Gemüth in kranken, anders in gesunden Tagen, bei gesunden und verdorbenen Magen, vor und nach Tische, Morgens und Abends — lauter Zeichen, daß die Aeußerungen des Innern nicht nur von mannigfachen Einflüssen abhängig sind, sondern auch Gutes und Schlimmes einander oft ganz nahe steht. —

Man weiß, wie der Genuß von gebrannten Wässern manch einen gemeinen Soldaten augenblicklich zum Helden, Hunger

---

*) Gutzkow's Unterhaltungen 2. Bd. S. 480.

dagegen den Muthigsten zaghaft und verdrüßlich machen kann. Man weiß, daß ein und dasselbe berauschende Getränke auf verschiedene Menschen auch verschiedenartigen aber nur vorübergehenden Einfluß übt, daß der Eine still wird, in sich versinkt, während ein Anderer weint oder lacht, ein Dritter Alles herzt und küßt, ein Vierter tobt oder Händel sucht.

Wie viel Unheil kann aus dem sogenannten mürrischen Wesen eines Fürsten hervorgehen, von dessen Willen und Laune oft das Schicksal ganzer Nationen abhängt. Das mürrische Wesen selbst aber kann plötzlich über den besten, gütigsten und gerechtesten Mann kommen und steht nur selten in der vollkommen freien Gewalt desselben, beruht vielmehr auf Störungen der Verdauung und Hautthätigkeit oder auf mangelhafter Wirkung von Lebenswerkzeugen.

Leidenschaften sind geistige Leiden, deren ein Mensch in gewissen Fällen nicht Herr werden kann, wenn er auch wollte, und bei deren Heilung gar oft der Arzt mehr am Platze ist, als der Sittenprediger.

Man findet auch, daß alles Zureden und Mahnen bei der Ueberzahl leidenschaftlicher Menschen unwirksam ist, sobald die Gebrechen außerhalb ihrer freien Selbstbestimmung liegen. Dahin gehören nur zu oft die Leidenschaften der Trunksucht, des Zornes, der Rache, der Faulheit, Dummheit u. A. Ebenso sind manche „leidenschaftlichen" Zustände gewisser Frauen zu beurtheilen.

Die medizinische Wissenschaft weiset nach, daß Frauen, die sich mütterlichen Hoffnungen hinzugeben Ursache haben, bedeutende Veränderungen in ihrer Gefühls- und Denkweise erfahren. Die sonderbaren Gelüste z. B., die Gespensterseherei und Phantasien sind allbekannte Zeichen. In Bezug auf Seelenkunde und Sittlichkeit sind aber vorzüglich die oft in's Ungeheuerliche gehenden Frauen-Gelüste hervorzuheben.

In medizinischen Kreisen erzählt man von einer Frau, die während ihres gesegneten Zustandes von einem unwiderstehlichen Verlangen nach Menschenfleisch, und vorzüglich nach dem ihres Mannes gepeinigt war.

Es ist wissenschaftlich erwiesen, daß in solchen Zeiten eine

große Anhäufung des Blutes im Kopfe stattfindet. Würde man nicht Unrecht thun, solche Aeußerungen unter so bewandten Verhältnissen für sündhaft zu erklären? — Man weiß auch, wie sich solche Frauen ängstigen und in der Angst manches thun, was vor dem Richterstuhle der gesunden Ueberlegung nicht zu billigen ist. Sind nun solche Frauen vollkommen zurechnungsfähig? sind sie sittlich böse? —

Solche fast ganz unzurechnungsfähigen Zustände sind oft außer ihrer höchst sonderbaren Eigenthümlichkeit von langer Dauer. Man hat Fälle beobachtet, daß ganz gebildete und gefühlvolle Frauen eine geraume Zeit lang weder das neugeborne Kind, noch den sonst heiß geliebten Mann sehen wollten; selbst anhaltende Tobsucht und Lebensüberdruß sind bei Wöchnerinnen beobachtet worden.

Zu jenen Körper- und Gemüthszuständen in denen der Mensch nicht moralisch frei zu nennen und daher auch um des begangenen Unrechts willen nicht unbedingt zu verurtheilen ist, gehören u. A. das sogenannte Kindischwerden alter Leute, das in Veränderungen seinen Grund hat, welche im Gehirn vorgehen; dann alle die häufigen fieberhaften Aufregungen im Zorn, in Trunkenheit oder in Noth und Verzweiflung; ferner die seltsame und geheimnißvolle Krankheit des Heimwehs; in gewissen Beziehungen auch viele nationale Eigenthümlichkeiten als: der sogenannte Spleen, oder ein leichter Sinn, das leidenschaftliche Aufbrausen, Phlegma, die Trägheit, gutmüthige Geduld, der diebische Sinn ganzer Nationen — Eigenthümlichkeiten, die oft der Anfang einer Kette von Handlungen sind, deren Folgen unberechenbar groß, gut oder böse werden können.

Gerade die Leidenschaften als solche zeigen deutlich, wie schwer es sei, ein sicheres Urtheil über die Moralität einer Aeußerung im Zusammenhange mit der inneren Freiheit zu fällen.

Sie beweisen auch außerdem die Wahrheit eines für die sittliche Zurechnung bedeutsamen Satzes, daß es unmöglich ist, alle Menschen aller Zeiten, aller Länder und unter allen Umständen nach Einer Regel und mit gleicher Strenge des Moralgesetzes zu richten.

Eine gerechte Beurtheilung der Sittlichkeit eines Menschen wird von sittlichen Aeußerungen auch die instinktartigen zu unterscheiden haben, denen entweder das Merkmal eines vollständigen Bewußtseins oder das einer vollen Willensfreiheit und darum auch die volle moralische Zurechnung fehlt.

Bei Thieren kann man bemerken, daß sie desto strenger ihrem Instinkte folgen, je weniger Verstand sie haben, wie z. B. Würmer, Raupen, Schmetterlinge. Je mehr Verstand ihnen aber eigen ist, desto geringer ist die zwingende Gewalt des Instinkts. Viele unserer zahmen Thiere machen sich nach Umständen davon frei. Der wohlgeschulte Jagdhund bleibt auf den Wink seines Herrn vor dem im Gebüsche weilenden Wilde ruhig stehen und überwindet seinen natürlichen Trieb, es zu haschen und zu fressen. Es ist nicht mehr die Furcht vor dem Zorn des Jägers und der Strafe, die ihn dazu bewegt, sondern, wenn er gut abgerichtet ist, der wirkliche Hundeverstand. — Der Elephant hat — aller bisherigen Erfahrung nach — den meisten Thierverstand und entwickelt auch demgemäß die größtmögliche Unabhängigkeit vom Instinkt. Hunde und Elephanten wissen oft ganz gut, was in ihrem Bereiche recht oder unrecht ist. Man sagt, sie seien manchmal verständiger als Menschen, und man sagt es mit Recht, denn mancher Mensch handelt mehr aus Instinkt, d. h. aus Gehorsam gegen seinen natürlichen Trieb als das Thier voll Verstand.

Es ist daher ein Irrthum, daß die Gewalt des Instinkts bei der Menschheit ganz und gar aufhöre: nur die Erziehung zur menschlich vollkommenen Verständigkeit könnte sie davon frei machen, wenn sie durchweg richtig wäre. Und weil alle unerzogenen Menschen mehr einem inwohnenden Triebe als der Ueberlegung und Wahl folgen, deshalb sind sie unfrei zu nennen. Im zunehmenden Verstande wachsen auch Willenskraft und Selbstständigkeit.

J. Paul Richter sagt: „Alles Ich fängt mit dem Instinkt an.“ — Das kann man am besten bei kleinen Kindern wahrnehmen. Einem natürlichen Triebe folgend streben sie unbewußt und unfrei darnach, ihr Wohlsein zu fördern und das Leben zu erhalten; suchen Nahrung, meiden Schmerzen und fliehen Gefahren.

Die großen Kindermenschen, die Naturwilden, gerathen, ihrem Instinkte folgend, auf einfache Ordnung ihres geselligen Lebens, auf Gewerbthätigkeit, Fleiß, Mäßigkeit und selbst auf allerhand Kunstfertigkeiten. Sie heilen oft ihre Krankheiten, indem sie nur einem inneren Triebe folgen und das aufsuchen, wonach sie heftiges Verlangen empfinden, das Süße, Saure, Bittere, Warme, Kalte, Nasse, Trockene.

Der Instinkt ist der erste Menschenschulmeister und der erste Arzt gewesen. Selbst unter viel verständigeren Menschen, ja sogar in der civilisirten Welt veranlaßt er die allerersten Bewegungen zur That.

Der Art sind z. B. die mannigfachen Aeußerungen in Lebensgefahren und Nöthen. Es ist bekannt, daß Kranke oft von einem unwiderstehlichen Begehren nach irgend einer Speise befallen werden und daß dann der Genuß derselben bei ihnen einen Umschwung zur Besserung herbeiführt. Es ist bekannt, wie Schiffer, Handwerker und Gewerbsleute in plötzlicher Gefahr, nicht aus Bewußtsein und Selbstbestimmung, sondern aus instinktartiger Eingebung, „mechanisch", blitzschnell, das rettende Mittel ergreifen. Manche Aeußerung der sogenannten Geistesgegenwart gehört hierher.

In einer verdorbenen Atmosphäre halten wir sofort unwillkürlich den Athem an; wir haben nicht Zeit uns zu besinnen. Wir schließen schnell die Augen, wenn etwas heranfliegt, ohne erst zu überlegen. Und so sind viele körperliche Bewegungen nur instinktmäßig. Wer z. B. aufmerksam auf entfernte Töne horcht, öffnet dabei den Mund, ohne zu wissen, daß und warum er es thue. Mit dem Oeffnen des Mundes öffnet er aber auch den Gehörgang des Ohres etwas mehr und erleichtert so das Hören.

Hieher gehört auch eine große Anzahl von Ahnungen und Wünschen, über die sich der Mensch sonst keine Rechenschaft zu geben im Stande ist. Sie sind nichts anderes als das Flüstern des menschlichen Instinktes. Ihm gemäß errathen manche, was ihnen nöthig oder nützlich sei, wozu sie taugen, was ihr künftiges Loos sein werde, wie lange sie noch zu leben haben u. dgl. m.

Von Göthe sagt man, daß er schon als Kind eine Ahnung dessen gehabt haben müsse, was in ihm schlummere, als er der Mutter, die ihn wegen seiner geraden Haltung lobte, zur Antwort gab: „Wenn ich groß bin, werde ich mich durch ganz an-

dere Dinge auszeichnen.“ Folgte er nicht dieser Ahnung? — Er sprach auch nicht selten seine Hochachtung für die ahnungsvolle Stimme des innern Menschen aus, wie auch fast alle großen Naturkenner gethan haben. — Hat nicht selbst Napoleon, der zwar kein ganz freisinniger Mann war, aber doch sehr hoch über dem gemeinen Aberglauben stand, so fest an seine Vorgefühle geglaubt, daß er seinen Generalen vertraute, wie ihn diese Vorgefühle nie getäuscht haben?

„Man hat Fälle erfahren, wo Menschen aus dem tiefsten Schlafe erwachten, wenn Gefahr nahte, selbst dann, wenn dieses Nahen weit leiser und unmerklicher war, als anderes Geräusch, das kurz vorher um die Schlafenden herum laut geworden war.“*)

Am 15. November 1790 wurde J. Paul von einer lebhaften Vorstellung seines Todes ergriffen, die in ihm den Glauben erweckte, es stehe ihm nach 30 Jahren der Tod bevor. Er starb an demselben Tage (15. November) aber nach 35 und nicht 30 Jahren. Bestimmter ahnte Alex. v. Humboldt sein Todesjahr 1859. —

Diese und unzählige andere Nachweise sollen nichts weiter besagen, als daß der Mensch nicht immer und vollständig für Aeußerungen verantwortlich gemacht werden könne, die nicht aus freier Ueberlegung und Wahl, sondern aus innerlich waltenden, unbekannten Trieben hervorgegangen sind. Das ist vorzüglich der Fall, wenn Menschen, in denen die Verstandes- und Willenskräfte schwächer sind als der naturgemäße Trieb, (den man bei ihnen auch Instinkt nennen muß), diesem allein nachgehen. Sie stehen dann auf derselben Stufe der Zurechnungsfähigkeit, auf welche man das verständige Thier stellt. Die Dienste unserer Hausthiere sind auch gut, nützlich, angenehm, ohne darum sittlich gut genannt zu werden. „Die berühmten Hunde des St. Bernhardhospiz werden bekanntlich von Mönchen abgerichtet, bei Schneewetter und Sturm, die auf der St. Bernhardstraße verunglückten Reisenden aufzusuchen und anzuzeigen. Einer der berühmtesten dieser Hunde hieß Barry. Er zog mit einem Körbchen voll Brod und einem Fläschchen stärkenden Weins am Halse aus dem

*) Schubert, Geschichte der Seele. 2. Ausg. S. 413.

Kloster in Schneegestöber und Thauwetter Tag für Tag, ein Wohlthäter für Verschneite und Lavinenbedeckte und hat während einer 12jährigen Thätigkeit im Dienste der Menschheit mehr als 40 Menschen das Leben gerettet. Sein Fell steht im Museum zu Bern ausgestopft. — Wie mancher Hund ist der treue und dabei verständige Beschützer seines Herrn. Der Farmer im fernen Westen schläft ruhig im einsamen Blockhause unter der Obhut seiner großen dänischen Dogge, wenn auch draußen wilde Thiere und noch gefährlichere Indianer umherstreifen." *)

Menschen sind oft nützlich, dienstfertig, sorgsam für andere Wesen, ohne dabei ein sittliches Verdienst zu haben. So folgt manches rohe Weib, indem es sein Kind nährt und pflegt, mehr jenem allgemeinen Instinkte, der auch den Thieren eigen ist; ein solches Weib nährt und pflegt das Kind nur eine Zeit lang mit allem Eifer, verläßt es aber, sobald die Gewalt des Instinktes nachgelassen hat. Wir wissen, daß die Zahl solcher Mütter in der menschlichen Gesellschaft und selbst in unserer Nähe nicht gering ist. Was sie an ihren Kindern „aus mütterlicher Liebe" thun, ist daher nicht an sich und im strengen Sinne sittlich, schön, rührend, sondern es ist oft nur einfach durch die Natur geboten und aus Nothwendigkeit gethan.

Wenn in den niederen und unerzogenen Menschenklassen Eltern und Kinder einander zur Zeit ganz verlassen, so thun sie es ebenfalls nur, weil sie der natürliche Trieb aus einander führt, und ihnen ein edleres, besseres, schöneres Familienverhältniß ganz ungewohnt und fremd ist. Sie folgen ihrem Instinkte und verstehen es nicht besser. Wie ganz anders muß man dagegen eine Treulosigkeit in der Familie anschlagen, wenn man das volle Verständniß des ganzen Verhältnisses voraussetzen kann und darf.

Ein lebhafter Meinungsstreit dreht sich um die Frage, in wiefern sich moralische Gebrechen auf Nachkommen vererben können? —

Von der Beantwortung dieser Frage hängt ebenfalls die Höhe moralischer Zurechnung ab; denn für das unvermeid-

*) F. W. Grüner: Die Hunde-Racen — (Natur 1859).

liche Erbtheil kann wohl der Erblasser aber nicht auch der Erbe verantwortlich gemacht werden. —

Die Einen z. B. behaupten, jeder Mensch erbe zweierlei Triebe, gute und böse d. h. solche die zum Guten und solche die zum Bösen führen, mahnen, reizen, drängen; die Guten seien nicht so heftig wie die Bösen; und daher neige der Mensch von Geburt an dazu, seinen bösen Trieben zu gehorchen. Daran knüpfen sich der von Geschlecht zu Geschlecht überlieferte Glaube an Erbsünde und verschiedene Erzählungen vom ersten Sündenfalle der Menschheit und von dessen bösen Folgen, Mühe, Krankheit und Tod.

Dieser Ansicht gemäß fiele die Schuld des moralischen Verderbens mehr auf die Voreltern des Menschengeschlechts und weniger auf die Nachkommen. Daß auch diese mitschuldig seien, ist Uebertreibung. Genug, daß die Erblasser der längsten Vergangenheit mit Schuld beladen werden. —

Andere dagegen bestreiten es und behaupten, es gebe in der menschlichen Natur nur Einerlei Triebe, die an sich selbst weder gut noch böse seien, deren Erziehung und Bildung aber ganz allein jene Uebermacht herbeiführe, die entweder zum Guten oder zum Bösen ausschlage.

Dieser Ansicht gemäß fiele die Schuld der moralischen Fehlerhaftigkeit auf die mangelhafte Erziehung und Bildung jedes einzelnen Menschen, und somit auch auf sein Wollen und Zuthun.

Die Erstere dieser Behauptungen gehört — wie schon erwähnt worden — mehr dem alt-religiösen Glauben, die Letztere dagegen der stets sich erweiternden Wissenschaft an.

Gegen die Annahme einer Erbsünde, die die ersten Menschen begangen und deren schlimme Folgen, als: Krankheit, Mühe, Plage, Tod, nur sie allein an ihrem Geschlechte verschuldet haben, sprechen alle Erkenntnisse, die gesammten Naturgesetze, und vorzüglich die bisher erworbene Menschenseelenkunde.

„Es ist gewiß — sagt z. B. Oerstedt — daß die Naturgesetze vor der Entstehung des Menschengeschlechtes dieselben waren, wie nach seiner Entstehung; die Materie hatte dieselben Eigenschaften und die lebenden Wesen waren den Leiden und dem Tode ebenso unterworfen wie nachher.“ — Kant sucht —

wie bekannt — die Erzählung vom Sündenfalle der ersten Menschen als Parabel oder Sinnbild zu erklären, indem er sagt, „der Sündenfall sei die Losreißung des Menschen vom Instinkte als dem Befehle Gottes, und die erste Neigung der Vernunft gewesen, durch freie Wahl eines Genusses gegen den Trieb der Natur anzukämpfen. Die Freiheit beginne vom Bösen, sei sittlich ein Fall und habe das Uebel zur Folge. Nicht so sehr für das Individuum als vielmehr für die Gattung sei dieser Fall ein Fortschritt und eine Wohlthat.“ *)

Er würde hierin wohl auch das Richtige getroffen haben, wenn es überhaupt als eine Thatsache geglaubt werden müßte, daß Gott zuerst einen sündenlosen Menschen geschaffen habe, und daß durch die Uebertretung einer einzigen, leichten Anordnnng die Natur der ganzen Menschheit verändert worden sei. Dagegen läßt sich aber so viel einwenden, daß dieser Glaube trotz seines ehrwürdigen Alters fallen muß. Selbst die menschliche Natur widerspricht. Hatte z. B. das Erste der menschlichen Geschöpfe einmal wie alle seines Gleichen den natürlichen Trieb erhalten, einer ihm entgegen wirkenden äußern Macht zu widerstehen, so mußte es auch bald Versuche und Erfahrungen anstellen, ob und wie ein solcher Widerstand nützlich oder schädlich werden könne: Erkenntniß vom Baume des Guten und Bösen wäre dann die erste Frucht der selbstständigen, nicht gehorsamen That gewesen, und die Gottheit selber hätte es darauf angelegt, daß Alles so kommen mußte.

Wenn wir uns überhaupt einen Ersten Menschen vorstellen sollen, können wir ihn nicht anders als ganz unerfahren denken. Ein solcher mußte schon allein aus bloßer Neugierde das versucht haben, was er nicht sollte, da er ja weder Gutes noch Böses kannte. Nicht nur der Erste, sondern ein jeder Adam, eine jede Eva würde sich in gleichen Verhältnissen von der Schlange haben verführen lassen. Hätten sie sich heute und morgen überwinden können, den ohnehin zur Uebertretung reizenden Befehl zu halten, und würden sie gesehen haben, daß aus diesem Gehorsam keine besonderen Folgen erwachsen: so wäre nichts wahrscheinlicher, als daß sie es übermorgen mit der

---

*) Vgl. die nähere Ausführung dieser Kantischen Ansicht im I. Theil dieser Schrift. Seite 38.

Uebertretung versucht hätten, um doch auch zu sehen, welche Wirkungen aus dieser entstehen würden.

So ist nun einmal wirklich die menschliche Natur geschaffen, und gewiß nicht zum allgemeinen Schaden, weil nur dadurch Erkenntniß des Guten und Bösen und durch diese Vervollkommnung möglich ist. Denkt man sich dagegen eine Menschheit in beständiger „kindlicher" Unschuld, so kann man davon Unwissenheit, Unerfahrenheit, Mangel an Urtheil und demnach Willenlosigkeit und Unfreiheit, endlich auch Unzurechnungsfähigkeit nicht trennen.

Genau genommen würde also die Sage vom Falle der ersten Menschen zwar eine große Wahrheit enthalten, aber diese wäre nur eine sinnbildliche.

Das wundervolle Räthsel des Glaubens an eine Erbsünde zerfällt aber in nichts, weil alle Beweise derselben widernatürlich sind. — Daß sich dagegen von Eltern auf Kinder gewisse Eigenthümlichkeiten, wie gute so schlimme, oft durch ganze Geschlechter hin forterben, ist eine anerkannte Thatsache. Der moralische Charakter eines Kindes hängt z. B. zuerst von den natürlich-regelmäßigen Verhältnissen ab, in denen sich Eltern überhaupt, vorzüglich aber im Augenblicke des Lebensanfangs ihres Kindes befinden.

Es erben sich demnach wohl Sünden und Fehler auf Kind und Kindeskind: aber daraus folgt noch lange nicht, daß diese Sünden und Fehler der Eltern vorher da sein mußten. —

Man weiß auch, daß die ererbten Eigenthümlichkeiten mit der Zeit wieder ausarten und sich am Ende ganz verlieren können; man weiß, daß sich z. B. Raçen veredeln lassen, und daß sich die veredelten Eigenschaften von selbst wieder ändern. Es sind also z. B. überwiegende Neigungen zur Wollust, zum Blödsinn, Tiefsinn, Wahnsinn, zur Lebendigkeit und Rührigkeit der geistigen Kräfte oft eben so Geschenke der Eltern an die Kinder, wie körperliche Gebrechen, schlimme Zustände, böse Aehnlichkeiten der Kräfte, Schwächen, Krankheiten u. s. w.

Daß aber das Böse darum, weil es vererbt wird oder werden kann, auch nothwendig und unter allen Umständen vererbt werden muß, wird mit Recht von Jedermann bezweifelt werden. Man hat ja der ärztlichen Nachweise und wissenschaftlichen Erfahrungen genug, um sich zu überzeugen, daß die Gemüthsverfassung der Erzeuger überhaupt, besonders aber die der Mutter während der Entstehung und in der Zeit der geheimen Entwicklung eines

neuen Menschenlebens, auf den künftigen Charakter des Kindes Einfluß übe. Dahin gehören z. B. Lüsternheit, Trunkenheit, körperliche Erschöpfung nach übermäßiger Arbeit, Verdruß und Aerger, große Angst, Trauer und Seelennoth, Schrecken, überspannte Phantasie. Man weiß also auch, daß die Erzeugung eines neuen Menschenlebens nicht nothwendig mit solchen Gemüthszuständen verbunden sein müsse, und daß es in der freien Wahl und Einsicht der Eltern stehe, die Zeit verständig abzuwarten und günstige Seelenzustände zu wählen, um die Kinder vor dem traurigen Erbtheil moralischer Gebrechen zu bewahren. Nur Unwissenheit und Sorglosigkeit der Erzeuger ist Schuld, daß sich manches Uebel weiter auf ihre Nachkommen forterbt. —

Wie gestaltet sich aber unter solchen Voraussetzungen die sittliche Zurechnung? — Wo läßt sich die Schuld, die Unschuld eines mit angeerbten sittlichen Uebeln behafteten Menschen suchen oder finden? —

Ein alt-rabbinischer Weisheitsspruch sagt: „Ein Weiser macht nicht zehn Weise, aber ein Narr kann mehr als Hundert zu Narren machen.“ So derb die Form dieses Satzes auch ist, umfaßt sie doch einen wahren und bedeutsamen Inhalt. Es giebt auch ansteckende Seelenkrankheiten, deren Verbreitung durch Mangel an Vorsicht und durch Unwissenheit eben so gefördert wird, wie die der körperlichen Epidemien.

So ist das Begeisterungsfieber ansteckend, das sich in übertriebenen Huldigungen für allerhand Erscheinungen kund giebt.

Die Kranken spannen z. B. sich selber statt der Rosse vor den Siegeswagen eines Kriegers, vor die Miethkutsche einer Tänzerin, vor den Leichenwagen eines an religiösen Wahnsinn verstorbenen Heiligen, oder sie treiben andere wunderliche und närrische Dinge, um ihrer Begeisterung Luft zu geben.

Ueberspannung der Phantasie und ein affenähnlicher Nachahmungstrieb waren nie sehr wählerisch in Bezug auf den Gegenstand der Verehrung und Begeisterung, und steckten Andere leicht an. So sind z. B. die religiöse Springerei und Tänzerei, die Wuth in Einsiedeleien zu leben, oder Jahre auf hohen Säulen stehend zuzubringen, die Wollust der Selbstkreuzigungen, der

Eifer, heidnische Völker mit der Gewalt des Schwertes zur Erkenntniß und Annahme religiöser Meinungen zu nöthigen — bekannte weltgeschichtliche Offenbarungen jener krankhaften Begeisterung, deren die Menschen durch Ansteckung fähig werden.

Eines der auffallendsten Beispiele ist folgendes: In den Jahren 1634—38 waren die angesehensten Städte Hollands von einer eigenthümlichen, krankhaften Sucht befallen, die unter dem Namen der Tulpenschwindel historisch geworden ist. Wie großartig derselbe war, läßt sich heute kaum begreifen. Der Handel mit Tulpenzwiebeln wurde geschäfts- und börsenmäßig betrieben. Geld, Güter, Haus und Hof, Vieh, Geräthschaften, Kleidung und alle Kostbarkeiten wurden für Tulpen hingegeben. Alle Klassen der Menschheit wurden — wie eine alte holländische Schrift darthut — von dieser besonderen Habsucht ergriffen, Edel- und Kaufleute, Handwerker, Schiffer, Bauern, Torfträger, Trödelweiber, Knechte und Mägde. In allen Städten des Landes waren Wirthshäuser ausgewählt, in denen Vornehme und Geringe wie auf Börsen um Blumen handelten, wetteten und spielten. Für die Kaufverträge, die sie mit großen Gastmahlen beschlossen, hatten sie ihre eigenen Gesetze, Notare und Schreiber. Geschäfte auf Lieferung wurden gemacht und mit Zahlung von Differenzen ausgeglichen.

Nach den Registern einer einzigen Stadt wurden 1637 etwa 120 Tulpenzwiebeln zum Besten des Waisenhauses öffentlich für 90,000 Gulden verkauft.

Für eine Tulpensorte besonderer Art gab man gerne sein halbes Vermögen hin. Endlich fand dieses närrische Getreibe noch im Jahre 1638 sein Ende, aber es verging eine lange Zeit, ehe sich das Land von den harten Schlägen erholen konnte, welche ihm der Umschwung des phantastischen Werthes dieser harmlosen Naturkinder zugefügt hat.*)

In der Geschichte der menschlichen Cultur treten noch manche andere ähnliche Erscheinungen auf. Wie ansteckend sind z. B. die krankhaften Seelenzustände der Furcht, des Mißtrauens, des Neides; oder die soldatische Mode seine Energie in tobenden Formen und allen möglichen Flüchen zu äußern; oder die Mode und Prahlsucht, der Luxus. Wie reizend und betäubend wirkt

---

*) Max Wirth: Geschichte der Handelskrisen.

das Beispiel hochgestellter Persönlichkeiten, wie lockend der Ruhm von Seltenheit und Neuheit!

Dagegen sind Weisheit und Recht nicht ansteckend, weil sie der Ausdruck geistiger Gesundheit sind; daß es Narrheit und Unrecht ist liegt daran, daß Beide die Folge geistiger Krankheit sind. — Daher kann man auch mit Sicherheit darauf rechnen, daß die Lehren der Wahrheit und Gerechtigkeit nicht die größere Hälfte der Menschheit zu Anhängern haben; sie zeigen ja nur Einen und noch dazu engen Pfad eines vollständig gesunden Strebens. Zur Thorheit führt aber für jeden Einzelnen, für jedes Standesvorurtheil, für jede verkehrte Meinung ein breiter, bequemer Weg der Ansteckung. Das Alles fällt nun bei Beurtheilung sittlicher Zurechnungsfähigkeit schwer in die Waageschaale. Gibt es ansteckende und vererbliche Seelenkrankheiten, so lastet ihre Schuld nicht immer dort, wo man sie gewöhnlich zu suchen pflegt.

Eines der größten Hindernisse richtiger Beurtheilung der menschlichen Sittlichkeit überhaupt, und der Zurechnungsfähigkeit insbesondere, ist auch die große Genügsamkeit, mit der man ziemlich allgemein an äußerlichen Formen der Ehrbarkeit festzuhalten pflegt.

Wenn die Aeußerungen dem inneren Wesen treu entsprechen, so müssen sie nothwendig bei einem sittlichen Menschen ehrbar, bei einem unsittlichen verächtlich sein. Aber der gewöhnlich angenommene und gangbare Werth und Begriff von Ehrbarkeit entspricht einer solchen Nothwendigkeit nicht. Er wird vielmehr, wie bisher im Allgemeinen geschah, von seiner eigentlichen Grundlage der Wahrheit und Begriffstreue ganz und gar abgerückt.

Der gangbare Begriff von Ehrbarkeit beruht nemlich nicht etwa nur auf der Vorstellung eines Menschen, der von groben Fehlern und sittlichen Gebrechen frei ist, sondern ganz vorzüglich auf der eines solchen, welcher die Kunst versteht, seine Innerlichkeit zu verstecken und sich in den Schein der Gesetzlichkeit, Sitte und des sogenannten Anstandes passend zu kleiden. Ihm wird durch die allgemeine Stimme das Merkmal der öffentlichen Ehrbarkeit zu Theil.

Demnach findet z. B. der aufrichtige, ehrliche Mann, welcher

fern von allem Außenschein sich mit allen seinen Schwächen und Fehlern gibt, wie er ist, weit weniger Achtung als der feine Heuchler, der es nicht wagt, sich aus dem Innern heraus zu zeigen, sondern alles tadelnswerthe unter der Maske eines guten, edlen Menschen geschickt zu verbergen weiß.

Die getäuschte Mitwelt urtheilt über Beide: sie tadelt den Einen und rühmt den Andern. Wie aber, wenn jene zwei ihre Rollen vertauschen würden? Was würde die Mitwelt thun? — Sie würde auch ihr Urtheil ändern, den Ersten hoch- und den Letzteren mißachten.

Es haben sich im gemeinsamen Leben einzelner Völker und Staaten gewisse Bedingungen äußerer Ehrbarkeit festgesetzt, und ihre Erfüllung wird mit großer Strenge gefordert. Sie stehen in einer Art zunehmenden Verhältnisses. Je glänzender Einer demnach in seinem Aeußern erscheint, desto ehrbarer ist er.

Wenn sich z. B. ein Mann mit seinen Mitmenschen nicht herumschlägt, wenn er nicht mordet, stiehlt, betrügt, verläumdet, wenn er sich den Vorsichtsmaßregeln der Polizei- und den Gesetzen der Staatsgewalt offenkundig nicht widersetzt: dann ist von Seite der Ehrbarkeit gegen ihn nichts einzuwenden; man nimmt an, daß er ein durchaus achtbarer Mann sei.

In besonderen Fällen genügt es aber noch nicht, daß sich der Mann nur vor dem Richterstuhle der öffentlichen Gesetzgebung tadellos zeige, er wird sich auch die Mühe geben müssen, der öffentlichen Meinung einen Gefallen zu thun.

Die öffentliche Meinung hat ihre Regeln des Anstandes, der Höflichkeit, der Mode, der Zuvorkommenheit u. s. w. Diesen Regeln wird er nachkommen, und seine Ehrbarkeit steigt auf eine hohe Stufe. Wenn es sich dann trifft, daß die Mitwelt keine Ahnung davon hat, was im Innern eines solchen Mannes vorgeht oder was da schon bereits geschehen ist, wenn keine Ursache zum Verdacht oder Mißtrauen vorliegt: dann wird möglicher Weise seine Ehrbarkeit selbst die verruchteste Schlechtigkeit zudecken.

Daraus folgt, daß sich äußere Ehrbarkeit sehr wohl mit den schlechtesten Gedanken, Gefühlen, Absichten, Wünschen, kurz mit Allem, was im Innern des Menschen vorgeht, vereinigen lasse.

Den Schein der Ehrbarkeit vor aller Welt zu bewahren, erfordert nicht wenig Mühe und Anstrengung: die wird aber dar-

auf auch um des großen Nutzens willen verwandt, und somit wird die Aufgabe, den wahren sittlichen Werth eines Menschen unter dem Scheine der äußeren Ehrbarkeit hervor zu suchen, zu einer wahren Riesenarbeit.

Aus all' dem Erwähnten ist leicht ersichtlich, daß es durchaus nicht leicht sei zu sagen, ob ein Mensch, nach seinen Aeußerungen beurtheilt, sittlich gut oder sittlich schlecht sei, und daß es oft eben die Aeußerungen sind, welche einen Schluß auf sein Inneres erschweren.

II.

Auch unser Verzeichniß von Bösewichtern wird immer kleiner.

Es ist eine wahre Wohlthat, wenn man nach gründlicher Untersuchung des menschlichen Wesens die gewonnene Ueberzeugung dahin aussprechen kann, daß die Menschen im Ganzen genommen *weniger schlecht als vielmehr thöricht, weniger boshaft als krank*, und *weniger verderbt als vielmehr unerzogen* sind. Wie tröstlich, wie besänftigend hört sich das an! Menschen, die einander vom Weiten aus dem Wege gingen, nähern sich; die den Stein bereits aufgehoben hatten, ihn auf Andere zu werfen, lassen ihn sachte aus der Hand gleiten; die den Mund geöffnet hatten, ihren Nachbar zu verurtheilen, unterbrechen sich, und die ihren gefallenen Mitmenschen hilflos liegen zu lassen Willens waren, reichen ihm mitleidig die Hand: sobald sie sich der obigen Wahrnehmung erinnern. In diesem Sinne sagt ein Beobachter und Kenner des menschlichen Wesens, *Schiller*: „Mein Verzeichniß von Bösewichtern wird mit jedem Tage, den ich älter werde, kürzer und mein Register von Thoren vollzähliger und länger."

Eine solche Ansicht ist aber nicht etwa die äußerlich schöne, inwendig faule Frucht von Schwäche, die oft als liebevolle, zärtliche Nachsicht, als christliche Duldung so hochgepriesen zu werden pflegt, sondern sie ist das nothwendig gefolgerte Ergebniß gründlicher Forschungen über den Zusammenhang von Ursachen und Wirkungen bei Allem, was man sittliche Verderbtheit und Verkommenheit eines Menschen nennt: sie ist ein Ausdruck der Gerechtigkeit, sie entscheidet auch über den Werth althergebrachter Ansichten von menschlicher Schuld und Unschuld.

Man ist gewohnt, den sittlichen Werth nur allein im Lichte allgemeiner Sittensprüche und Regeln zu betrachten: das ist ziemlich eben so viel, als wenn man eine Gestalt zu dem Zwecke beleuchtet, um dieselbe aus dem Schatten zu erkennen. Dieser geht entweder vor ihr her, oder eilt ihr nach, ist lang und groß oder klein und kurz, läßt sich aber immer durch das Licht lenken und bestimmen.

Daß man einen guten Bekannten aus seinem Schatten wieder erkennen kann, ist nicht zu bestreiten, daß man aber an seinem Schatten auch sehen kann, ob und was ihm fehle, oder daß man aus dem Schatten auch einen Unbekannten, einen Fremden zu erkennen im Stande ist, wird wohl Niemand behaupten.

Man kann mit Sicherheit darauf rechnen, daß das Urtheil über Sittlichkeit der Wahrheit nicht entspricht, wenn man nur allein das Sittengesetz im Auge hat.

Wird z. B. das Gewicht der Schuld nicht schon geringer, wenn man bedenkt, wie groß und unwiderstehlich bei einem Vergehen die Macht der Versuchungen und wie gering die Widerstandskraft gewesen sei? wie etwa Vorstellungen, Hoffnungen oder Befürchtungen auf das Gemüth des Irrenden gewirkt haben, ohne daß er sich seines Leidens bewußt geworden wäre? wie sehr er sich selbst in dem, was aus seinem Unternehmen werden sollte, getäuscht habe? Man denke nur allein an die der menschlichen Natur eigenthümlichen oft ganz unerklärlichen aber immer heftig wirkenden Gemüthsstimmungen. Wahrlich, es ist keine leere Redensart: Wer Alles wüßte, würde auch Alles entschuldigen, trotz den Forderungen des Sittengesetzes.

Vor Allem gilt es, bei Beurtheilung des sittlichen Werthes der Menschheit, sei es im Allgemeinen oder im Besonderen, der alt hergebrachten Methode zu entsagen, denn sie ist falsch und ungerecht.

Folgende Sätze von ausgemachter Wahrheit sind für eine gerechte Beurtheilung moralischer Aeußerungen bedeutungsvoll:

1) Das sittlich Gute und Böse ist nichts für sich Bestehendes; ohne Menschen giebt es weder sittlich Gutes noch Böses; so wie es keine Gesundheit oder Krankheit ohne Leben, kein menschliches Bewußtsein und Wollen ohne menschliche Organisation giebt. Veraltete Begriffe lieben es aber Tugend und Laster als von Gott geschaffene Sonderwesen darzustellen, während sie durchaus nur Namen von Erscheinungen im und am Wesen eines Menschen selbst sind. Sie sagen z. B. „die Sünde sei in die Welt gekommen und durch die Sünde der Tod. Das ist ein ganz unrichtiger Begriff.

2) So wie es nicht möglich ist zu behaupten, die ganze Menschheit sei in ihren einzelnen Bestandtheilen körperlich gesund oder krank, eben so ist nicht zu erweisen, daß die ganze Menschheit sittlich verderbt, oder wie man sagt, sündig sei.

Ein allgemeines Urtheil läßt sich in gerechter, vernunftmäßiger Weise durchaus nicht aufstellen, und es ist eine unverzeihliche Kühnheit, wenn irgend ein Mann von seinem Schreibtische oder von der Kanzel aus über die gesammte Menschenzahl das Verdammungsurtheil der Schlechtigkeit und Verworfenheit ausspricht. Gibt es etwa keine körperlich, keine geistig gesunde Menschen? Gibt es in Städten nicht mehr Krankheiten als auf dem Lande, und in der Civilisation mehr moralisches Verderben, als im einfachen Naturleben der Menschheit? Gibt es nicht gewaltige Verschiedenheiten der Sittlichkeit? Sind alle Menschen also gleich schlecht und verworfen, daß ein Universalmittel sie vom Verderben eben so erlösen kann, wie man sie Alle verdammt hat? — Wer hat z. B. schon den moralischen Gehalt der Hirtenvölker Asiens abgewogen? Statistische Angaben würden uns darüber belehren, wenn sie vorhanden — wenn sie möglich wären.

Moralische Krankheiten und Sterbefälle entziehen sich im Allgemeinen noch weit mehr dem beobachtenden Menschenauge

als die körperlichen. Eben so moralische Gesundheit und Lebendigkeit. Daher sollte Niemand ein allgemeines Verdammungsurtheil aussprechen.

3) Einem Menschen, der in seiner innern Geistesthätigkeit so gestört ist, daß dadurch sein Selbstbewußtsein und die Freiheit seines Willens beeinträchtigt wird, um seiner Aeußerungen Willen nicht für sittlich krank, wohl aber für schlecht und boshaft allein ansehen wollen, ist eben so fehlerhaft und unrecht, als einen Gesunden krank erklären. In der gewöhnlichen Rechtspflege wird nur jener für geisteskrank, und demnach für unzurechnungsfähig erklärt, dessen innerer Zustand im letzten Augenblicke einer verbrecherischen That vollständig zerrüttet war; in allen übrigen Fällen werden höchstens nur „mildernde" Umstände zugelassen.

Der Standpunkt eines gerechten Gewissensrichters muß aber ein Anderer sein. Für ihn ist jedes Unrecht die Aeußerung irgend einer Seelenkrankheit; er wird daher mit wenigen Ausnahmen Einen der folgenden Fälle mit Sicherheit annehmen können: Bei einem Verbrechen beherrschte entweder ein einziger Gedanke alle anderen so gewaltig, daß der Mensch darunter litt und ihm — nach seinem geistigen Zustande — fast gar keine Wahl übrig blieb, oder es waltete eine gute Absicht vor, während ihre Verwirklichung ungeschickt, d. h. schlecht ausfiel. In beiden Fällen liegt allerdings ein Gebrechen, aber nicht immer auch zugleich ein Verbrechen. Inwiefern dieses verschuldet oder unverschuldet sein kann, ist eine Frage, die besonderer Lösung bedarf.

4) So wie man bei einer körperlichen Krankheit ein moralisches Verschulden nicht annimmt und nicht annehmen darf, wenn bei dem Kranken der Wille zum Gesundbleiben nicht frei und die ausreichende Einsicht in seine gegenwärtigen und künftigen Körperzustände nicht vorhanden war: eben so darf man auch die geistigen Gebrechen dem Menschen nicht mit aller Strenge zur moralischen Schuld rechnen, wenn es sich erweisen läßt, daß ihm damals die gleiche Einsicht und Willensfreiheit gefehlt haben, als das moralische Gebrechen seinen Anfang nahm.

5) Daß Einer, der Böses äußert und es mit vollem Bewußtsein und voller Freiheit thut, zugleich ein inneres Verlangen nach etwas Besserem habe, ist wohl eben so sicher anzuneh-

men, als die Thatsache, daß ein Kranker, der es weiß, daß er krank ist, nach Gesundheit verlangt.

6) Je kränker ein Mensch körperlich ist, desto weniger kann er sich selbst helfen, desto mehr bedarf er der Hülfe Anderer; und je mehr man ihn verläßt, desto schlimmer kann sein Zustand werden. Desto weniger aber hat er allein Schuld an der zunehmenden Verschlimmerung. Der ähnliche Fall trifft den moralisch Erkrankten, den Irrenden und Verirrten, auf dem Pfade des Unrechts Wandelnden. Ein großer Theil der sittlichen Zurechnung fällt auf die Gesellschaft, die den Unglücklichen zurückstößt oder hülflos läßt, weil er irrt, weil er geistig krankt. Manches schwere Verbrechen hat darin allein seinen Grund, daß die Mitwelt den Irrenden verstieß.

7) Es gibt wirkliche und eingebildete Körperkrankheiten. Im Reiche der Moralität gibt es ebenso ein doppeltes Unrecht, ein natürliches und ein durch Meinungen oder Gesetze festgestelltes (eingebildetes). Ein natürliches Unrecht ist Unnatur und wird durch die Strenge der Naturordnung gestraft, d. h. beseitigt, wie z. B. Unmäßigkeit, sinnliche Ausschweifung. Das menschlich festgesetzte, also eigentlich angenommene Unrecht dagegen unterliegt jener Strenge, welche die Gesellschaft nach Kenntnißnahme desselben zu üben beflissen und im Stande ist. Dahin gehören z. B. Uebertretungen politischer und religiöser Gesetze, Regeln der allgemeinen Sitte, Mode, Schicklichkeit u. s. w. Von manchen dieser Uebertretungen wird irriger Weise behauptet, sie seien Sünden gegen Gott, von jenen Naturwidrigen wird es nicht gesagt. Da werden nun menschliche Gesetze und Meinungen für göttliche angesehen, sind aber nur als solche angenommen, gedacht, aufgestellt.

Auf die Beschaffenheit des sittlichen Werthes oder Unwerthes eines Menschen hat aber grade diese Unterscheidung einen wichtigen Einfluß. Der Mensch kann gegen menschliche Gesetze fehlen und vollkommen naturgemäß handeln und umgekehrt. Wer da ein gerechtes Urtheil fällen will, darf diesen Unterschied nicht übersehen. Warum? Aus vielerlei Gründen, worunter der vielleicht der schwerste ist, daß Widernatürlichkeiten das eigentliche Unrecht sind, Uebertretungen menschlicher Satzungen aber erst dann möglich sind, wenn solche Satzungen vorher gegeben worden sind.

Auch ist nicht zu übersehen, daß viele naturgemäße

Aeußerungen mit den angenommenen Gesetzen der Geselligkeit und Sitte im Widerspruche stehen, während dagegen manche Unnatürlichkeiten nach menschlicher Satzung für sittlich, schön, gut und edel angesehen werden. Man denkt gewöhnlich gar nicht daran, daß es eine wirkliche und eine gemachte, wo nicht gar eingebildete Unsittlichkeit geben könne.

8) So wie es körperliche Krankheiten gibt, die aus Mangel, und solche die aus Ueberfluß der Kräfte und Säfte entstehen, eben so gibt es sittliche Gebrechen doppelter Art, je nachdem sie entweder in der Erschlaffung der geistigen Kräfte, im Mangel an Energie, Muth und Willenskraft, in der Schwäche der Erkenntniß, oder im geraden Gegentheil dieser Mängel, in Ueberfülle der Energie, Kraft, Thatenlust und Eifrigkeit ihren Grund haben. Darin liegt aber ein großer Unterschied, ob ein Mensch aus Mangel oder aus Ueberfülle der Kraft Recht oder Unrecht thut.

9) Eben so sind die Vergehungen der vorübergehenden Lust von denen der stätigen Leidenschaft wohl zu unterscheiden. Jene Ersteren erhalten ihren Antrieb meistens aus dem körperlichen Wesen selbst und sind so mannigfach vergänglich wie die Bedürfnisse des Lebens. Der Art sind z. B. Schwelgerei wie Hunger, Wollust wie Geschlechtstrieb. — Die Letzteren dagegen erhalten ihren Anstoß aus der Seele selbst, d. h. aus den festen, herrschenden Vorstellungen, und sind demnach alle von einer Grundart, z. B. Zorn, Haß, Neid, Rachsucht u. s. w.

10) Es kann schlechte Aeußerungen geben, ohne daß der Mensch innerlich selbst schlecht ist. Der Art sind sogar vereinzelte Leidenschaften und Irrthümer und alle Thaten aus Unbedachtsamkeit, aus Verführung oder aus Uebermacht geselliger Verhältnisse. Ein Carl Moor ist mehr durch die Kabale seines Bruders, als durch eigenen Leichtsinn zum Räuber geworden, ohne daß sein Gemüth aufhörte gut zu sein. — Im Geschäfte und Handel begeht Mancher ein Unrecht, während er in allen übrigen Lebensverhältnissen ein streng und vollkommen sittlicher Mensch ist. — Ein Soldat kann so unordentlich sein, daß ihm die härtesten Strafen auferlegt werden müssen, daß er sogar das Leben verwirkt, und doch kann er auch wieder eine durch und durch gutmüthige Seele sein. Sokrates war bekanntlich weder guter Ehemann noch Familienvater (sonst wäre er vielleicht kein

so großer Philosoph geworden), und doch war er an sich kein schlechter Mensch. —

11) Je höher die Stufe der Erkenntniß und Bildung ist, auf der ein Mensch steht, desto größer ist für ihn das Bereich der Sittlichkeit; je niedriger, desto kleiner. Darnach muß man auch seinen sittlichen Werth beurtheilen. Oder sollte das Kind ganz genau in demselben Kreise moralischer Verpflichtungen stehen, in welchem der erfahrene und unterrichtete Mann steht? — Sollte der Naturmensch eben so wie der Civilisirte, der Unerzogene, wie der Erzogene, der Unerfahrene wie der Erfahrene beurtheilt werden dürfen? — Die religiöse Moral pflegt das zu thun. Sie erläßt ihre Gesetze für Jedermann, und will weder Ausnahmen noch Rücksichten zulassen.

Je ärmer ein Mensch an Vorstellungen und Einsichten ist, desto näher steht er der Unzurechnungsfähigkeit der Thiere, die nur der Gewalt weichen, indem sie thun und lassen, was die Naturgesetze als nöthig gebieten, oder Menschen von ihnen als nützlich erzwingen.

Dagegen erhebt Reichthum an Gedanken und Erkenntnissen die Menschen immer höher über das Thier und macht sie desto zurechnungsfähiger, je größer er ist. Er selbst wird für sie ein unversiegbarer Quell, aus dem die Gesetze des Lebens fast von selbst fließen. Darum lohnt und straft auch ein entwickeltes Bewußtsein sich selbst ganz anders als ein unentwickeltes.

Der gerechte Richter wird auch diese Rücksicht zu nehmen haben.

12) Endlich ist bei Beurtheilung der Sittlichkeit und Zurechnungsfähigkeit eine Wahrheit in Anschlag zu bringen, die Lessing in folgendem einfachen Satze ausdrückt: „Das eigene Gewissen färbt das Augenglas, durch welches die Seele sieht" (was Andere thun), so daß derjenige, welcher über die Sittlichkeit seines Mitmenschen zu entscheiden hat, sich wohl in Acht nehmen muß, daß er nicht Andere nach seiner eigenen Gewissensfarbe, d. h. nach sich selbst beurtheile.

In der Schwierigkeit, die wahre Sittlichkeit zu erkennen, liegt auch theilweise der Grund, daß die Sittenlehrer verschiedener Völker und Zeiten eine große Unsicherheit und Ungleichheit der Urtheile an den Tag gelegt haben und noch legen.

In drei Bedingungen haben sich jedoch, so viel bekannt ist, Alle jene geeinigt, welche es für nothwendig erachtet haben, Bedingungen sittlicher Zurechnung aufzustellen. Sie stimmen nämlich unter einander in folgenden drei Punkten überein:

Zuerst muß ein Gesetz vorhanden sein, das ausspricht, was sittlich recht und was unrecht sei; der in seiner Sittlichkeit zu beurtheilende Mensch muß dieses Gesetz kennen, und es darf kein Zwang, weder zur Befolgung noch zur Mißachtung des bekannten Gesetzes stattfinden.

1) Das Gesetz der Sittlichkeit kann im Allgemeinen einen doppelten Ursprung haben; es kann entweder von außen aus den erzieherischen Bemühungen Anderer, oder aus der eigenen Erkenntniß, Einsicht, Vorstellung hervorgehen. Es kann demnach eingeprägt, also gleichsam aufgenöthigt, oder selbstthätig (durch das Gewissen) erfunden sein. Wo kein Gesetz ist, kann auch kein Gericht und keine Rechtswidrigkeit sein. Das begreift selbst der schlichte Verstand eines Aelplers, wenn er im Hinblick auf die Anstands- und Schicklichkeitsgesetze der Dörfer und Städte „die Freiheit auf Bergen“ besingt oder ganz naiv bekennt, „auf den Alpen gebe es keine Sünde“. — Welchen Ursprung aber auch ein Gesetz habe, gefordert muß unbedingt werden,

2) daß der Mensch ein deutliches Bewußtsein von dem Vorhandensein eines solchen Gesetzes in dem Augenblicke habe, wo er sich zu irgend einer als sittlich zu beurtheilenden Aeußerung entschließt. Hat er das nicht, oder kann er das nicht haben, so kann seine Aeußerung auch nicht strenge genommen und rein sittlich oder unsittlich genannt werden. So wie das Thier, das z. B. sein Junges verzehrt, seinen Pfleger und Ernährer verwundet oder tödtet u. s. w., zwar nicht dem Zorn der betreffenden Menschen, wohl aber dem Sittengerichte derselben entgeht, weil es „Vieh“ ist und nichts von dem versteht, was menschlich recht oder unrecht ist: eben so wird das Urtheil über jeden Menschen unterbleiben müssen, wenn es gewiß ist, daß ihm das sittliche Bewußtsein (oder wenigstens ein Gefühl von Recht und Unrecht) ganz und gar abgehe.

3) Die dritte Bedingung der Sittlichkeit — freie Willensbestimmung — ist zwar ebenfalls ein im Allgemeinen anerkannter, ganz unentbehrlicher Punkt bei jeder moralischen Zurechnung, aber die besondere und nähere Bestimmung des Begriffes ist zugleich so vielseitig, daß um ihrer Willen allein die

Beurtheilung der Sittlichkeit ungemein erschwert wird, und deshalb auch wieder die Uebereinstimmung in einer großen Ungleichheit der Urtheile zu Tage kommt.

Darüber ist man nämlich stets einig gewesen, daß Einer, der nicht ganz frei ist, auch nicht für seine Aeußerung ganz verantwortlich sein könne, und daß der, welcher ganz und gar nicht frei ist, auch ganz und gar nicht sittlich oder unsittlich sei. Wenn der Mensch z. B., nachdem er ein hohes Lebensalter erreicht hat, seiner gänzlichen Auflösung entgegen geht, so thut er, was er nicht lassen kann, und man darf das Dahinsterben eines alten Menschen weder sittlich gut noch schlecht nennen. Im hohen Alter sterben ist an sich keine sittliche That. Eben so wird man dem Säuglinge, der dahin stirbt, keine moralische Schuld beilegen, weil derselbe weder ein Bewußtsein des Lebensgesetzes, noch die freie Wahl der Lebensmittel hatte.

Wenn dagegen ein junger Mensch, der die Bedeutung des Lebens, das Lebensgesetz, schon kennt, und in dessen freie Wahl es auch gegeben ist, die rechten Mittel zu gebrauchen um seine Lebenskräfte zu sparen, damit er alt werde, im Alter sterbe — wenn ein Solcher durch Leichtsinn, Ausschweifung, Uebermuth u. s. w. einen frühen Tod herbeiführt, im Bewußtsein, daß er es auch hätte lassen können: dann handelt er naturwidrig, unsittlich, schlecht an sich, und fällt dem Sittengerichte anheim. Derselbe Fall ist auch bei dem, welcher z. B. schon körperlich schwach und gebrechlich geworden, dennoch in Folge seiner Vorsicht und Mäßigung alt wird: auch er fällt dem Sittengerichte anheim, aber er hat auf sittliches Verdienst Anspruch. Aus dem gleichen Grunde ist es für viele Menschen eine wahre Ehre, alt zu sein, weil es die Folge eines naturgemäßen und sittlichen Lebens ist.

Darüber nun — meine ich — ist man einig, daß freie Wahl einer zurechnungsfähigen That vorhergehen müsse. Ob aber und wie viel Freiheit der Wahl dem Menschen überhaupt und in allen seinen Verhältnissen besonders zustehe oder gewährt sei: darüber herrschen gar mancherlei und oft höchst sonderbare Ansichten. Sie entscheiden daher auch mannigfach über menschliche Schuld und Unschuld.

III.

„Zwischen Recht und Unrecht liegt das weite Labyrinth, wo Nacht nnd Irrlicht leicht zum Abgrund führen.“

(Raupach.)

Es gab immer denkende Menschen, welche sich in Folge tiefer Grübeleien und Untersuchungen genöthigt sahen, allgemein gangbare Meinungen und Begriffe zu bestreiten. Darunter sind nun solche — und es gibt deren nicht wenig — welche, gegenüber einer allgemein gewordenen Ueberzeugung, die Freiheit des menschlichen Willens ganz und gar läugnen. In die Tiefen ihrer Nachweise hinabzusteigen, ist nicht rathsam, abgesehen davon, daß es eine gewaltige Aufgabe wäre, die zu erfüllen nur Wenige Kraft und Lust haben: man kann sich in diesen Tiefen leicht so verirren, daß man das Tageslicht nicht wieder zu sehen bekommt. Auf der Oberfläche des praktischen Lebens, wo der Mensch nun einmal seinen Wirkungskreis hat, ist man der Gefahr des Irrens zwar auch ausgesetzt, hat aber doch mehr Hoffnung, sich wieder zurecht zu finden.

Das wirkliche Leben bringt nun allerdings allerhand Erfahrungen mit sich, welche geeignet sind, in Bezug auf die Freiheit des menschlichen Willens große Bedenken zu erregen. Es lehrt uns, daß in Anbetracht der Tausend Millionen (und mehr) Menschen, die alle mehr oder weniger vernunftbegabt sind, nur eine kleine Zahl wirkliche Willensfreiheit äußert: die Ueberzahl handelt wie unfrei.

Aber der Zweifel an menschlicher Willensfreiheit würde vielleicht nicht auf die gesammte Menschheit ausgedehnt werden können, wenn nur einmal der Begriff dessen, was darunter zu verstehen sei, allgemein festgestellt wäre.

Die einfachste Vorstellung von dem, was nun in sittlicher Beziehung Willensfreiheit sei, ist wohl die von vielen gemäßigten Denkern ausgesprochene:

So sich ein Mensch frei weiß und fühlt, ist er es auch;

und so er sich nicht frei weiß und fühlt, ist er es auch nicht. In sittlicher Beziehung ist z. B. der Mensch, welcher zu stehlen begriffen ist, nicht frei, wenn in ihm der Gedanke vorherrscht, er könne nicht anders: er ist gleichsam gebunden an den vorherrschenden Gedanken, leidet unter seiner Gewalt, und thut, was er eben wirklich nicht lassen kann. — Man mag freilich annehmen, daß ein Mensch in diesen Fall nicht kommen soll: wie aber, wenn es nun doch geschieht? Ist er dann nicht dem Thiere gleich, das auch in der Nöthigung des Augenblicks keine Wahl hat? — In der Verzweiflung von Hunger und Noth wird der Gedanke an Nothwehr leicht zu der fixen Idee: „Noth kennt kein Gebot.“ — Wenn einer dagegen, indem er stehlen will, weiß oder fühlt, daß er es auch unterlassen und dafür andere, ehrliche Mittel der Rettung aus Noth ergreifen könnte, daß es also mit der Noth keine gar so große Noth habe; und wenn er trotz diesem Wissen und Gefühl dennoch stehlen geht: dann muß man ihn in diesem Falle und in sittlicher Beziehung frei nennen, denn er hat noch die Wahl, und weiß oder fühlt es, daß er sie hat. —

In Bezug auf die menschliche Wahlfreiheit hat das gegenwärtige Christenthum eine Glaubensanschauung, die weder zu begreifen, noch zu erweisen ist, die Lehre von der Gnadenwahl. So viel man davon vernehmen und verstehen kann, enthält sie folgende Sätze und Folgerungen.

Es kann ein Mensch von selber nicht und auch nicht unter Mithülfe eines Nebenmenschen seine sittliche Bestimmung erreichen; Gott ist es allein, der dazu, nach eigenem Ermessen, willkürlich, unmittelbar, Kräfte und Mittel dem Einen oder dem Andern ertheilt. Wer von ihm nicht auserwählt ist, vermag sein unglückliches Geschick nicht zu bewältigen; er wird — freilich erst im Jenseits — ein schlimmes Ende nehmen; er kann es nicht verhüten. Die besten seiner Werke ändern nichts daran: sie verlieren ja allen sittlichen Werth vor dem Allerhöchsten und gehen verdienstlos verloren. Darum können solche Nichterwählte auch niemals selig werden. Nur die Seinigen werden es und „den Seinigen giebt es der Herr im Schlafe; es ist umsonst, daß ihr (Andern euch weitere Mühe gebet,) frühe aufstehet und hernach lange sitzet und esset euer Brod mit Sorgen.“ (Ps. 127.)

Eine solche Lehre ist — abgesehen von allen andern Rücksichten — so recht geeignet, den Menschen mit Mißtrauen gegen seine Willensfreiheit nnd mit Unmuth über sein Geschick zu erfüllen; sie ist das Wiegenlied zur Einschläferung des thatkräftigen Geistes und könnte Einen zur Verzweiflung treiben, der sich des Besseren bewußt ist.

Der gesunde Menschenverstand gibt sich aber nicht die Mühe eine solche Ansicht erst zu widerlegen. Die Kritik hat hier leichte Arbeit, wenn sie nur einen Blick auf den Ursprung dieser Glaubenslehre wirft und zeigt, daß sie aus falsch verstandenen oder einseitigen, auf Wahrheit nicht gegründeten Bibelsprüchen hervorgegangen ist (wie z. B. aus Ps. 127; Ephes. 1, 3–5; 2. Thess. 2, 13; 2. Timoth. 1, 9. u. A.). Schon das Eine kann hinreichen, diese Glaubensansicht zu verwerfen, daß man erkennt, wie dieselbe im Interesse des Priesterthums liege, das nichts weiter will, als daß die Menschen sich selber wenig zutrauen, wohl aber viel oder Alles dem Priester, der Gott so nahe steht, die Heilsgeschäfte vermittelt und bindet und löset nach eigenem Ermessen.

Zur Beleuchtung der Streitfrage, ob der Mensch einen freien Willen habe oder nicht, und auch zur Beleuchtung des oben angeführten Glaubenssatzes von der Gnadenwahl kann folgende Erwägung von großem Nutzen sein. Wenn man das Leben der verschiedenen Menschen genau betrachtet, zeigt es sich, daß es deren gibt, die mehr, die wenig, und endlich, die gar keinen freien Willen äußern.

In diesem Sinne könnte — wir sagen mit Nachdruck: könnte — das evangelische Gleichniß vom Säemann angewendet werden, der ausgeht mit verschiedenem Erfolge zu säen (Matth. 13, 1). Der Herr, der den Säemann sendet, ist der unerforschliche Geber alles Lebens.

Die Menschen sind Säeleute, die im höheren Auftrage das Leben, den Menschensaamen, ausstreuen. Der Erfolg dieser Aussaat ist aber höchst verschiedenartig. Viel des Saamens fällt auf den Weg, und wird entweder zertreten oder von Andern aufgezehrt. Manches junge Leben wird schon im Mutterleibe vernichtet, manches später an der Mutterbrust, in der Wiege, in

der Schule, in der Werkstätte. Wie groß ist z. B. die Zahl krankgeborener, zu Tode gefütterter, verwahrloster, verzogener Kinder! Hier ist Unfreiheit. Wenn von solchen unglücklichen Verlorenen, auf die Wege zum Zertreten Geworfenen etwelche am Leben bleiben, so ist doch ihr gewöhnliches Geschick das der Unfreiheit.

Wie groß ist dann die Zahl derjenigen, welche ganz und gar in der Gewalt ihrer Mitmenschen sind, gleichsam auf ihrem Wege liegen, und nur dazu leben, um ihnen zur Nahrung zu dienen und sich von ihnen in jeder Lebensbeziehung verbrauchen zu lassen. Brodneid, Heißhunger nach Reichthum und Macht, Selbstsucht aller Art verzehren viele Menschen. Auch diese verzehrten Unglücklichen haben in Bezug auf die Gestaltung ihres Lebens so gut wie keine Wahl.

Ein anderer Theil des Menschensaamens fällt auf dürren Boden, und muß wegen Mangel an Nahrung, aus Körper- und Geistesnoth vertrocknen. Auch diesen bleibt keine Wahl.

Jener Theil dagegen, der unter die Dornen ungünstiger Verhältnisse geräth, kann derselben nur manchmal und mit Mühe Herr werden; auch unter Dornen wächst oft ein Saatkorn empor: doch das eigentliche Ziel des Daseins, die Frucht, wird selten erreicht. Viele derer, die unter Dornen gefallen sind, lassen sich aber bei Zeiten ersticken.

Nur ein kleiner Theil der Aussaat fällt auf günstigen Boden, in glückliche Verhältnisse, erhält Licht, Luft, Nahrung und erreicht nach freier Erkenntniß und Wahl seine Bestimmung. Wer das Glück hat, diesem Theile anzugehören, wird vollkommener Mensch, und so verständig, so frei, so mächtig, so glücklich als ein Mensch nur immer werden kann. Bei ihm ist dann auch von einem freien Wollen innerhalb des ihm Gegebenen die Rede.

In dieser Deutung des evangelischen Gleichnisses — wenn das Gleichniß sowohl, wie dessen Auslegung volle Richtigkeit enthielte — müßten sich nun mindestens zwei Partheien der obigen Streitfrage begegnen: die Rechtgläubigen, welche aus alten Urkunden nachzuweisen wissen, daß es eine göttliche Willkür und Gnadenwahl gebe, dergemäß „Viele zum wahren Leben berufen, Wenige aber (und zwar ohne ihr Verdienst, ohne ihr Verschulden, blos um Gottes Willen) auserwählt seien;" — dann diejenigen, welche von einem gewissen philosophischen Standpunkte

herab überzeugt sind, „daß jeder Mensch nur das Resultat der Umstände sei," d. h. daß es bei der Entwickelung zum vollkommenen Leben nur allein darauf ankomme, welcher Art Verhältnisse, Erziehungsmittel, Hülfen und Begünstigungen einen Menschen umgeben.

Wenn das Gleichniß vollkommen zuträfe, dann hätte der Mensch, wenigstens was die Wahl seines sogenannten Schicksals betrifft, allerdings keine Freiheit: aber es trifft eben nicht vollkommen zu. Alle Gleichnisse hinken, und auch das Obige.

Nicht willenlos und unfrei sind nun einmal schon die Säeleute: sie können wissen, wie und wohin sie die Saat zu streuen haben. Der albernste Bauer wird den Fehler zu vermeiden wissen, daß nicht der größte Theil der Aussaat auf die Fahr- und Fußwege, auf Felsen, unter Dornen falle; was ihm zufällig dahin entgeht, wird wohl nur den geringeren Theil ausmachen. Er wird den geeigneten Boden vorher nicht nur auserwählt, sonden auch gut bearbeitet haben. So viel Verstand und freien Willen hat er ja. Nur was später die Witterung thut, steht außer seiner Macht, obwohl auch da nach Kräften und oft mit Glück Schaden abzuwenden ist.

Wenn das Leben so vieler Menschen fruchtlos ist, weil es zertreten, aufgezehrt, erstickt, ausgetrocknet wird: so ist das nicht eine vorgängige Bestimmung des Lebenspenders, des Herrn, der die Säeleute aussendet, sondern die Schuld der das Leben säenden und pflegenden Menschen, die als Eltern, Erzieher, Lehrer, Arbeitgeber, Obrigkeiten u. s. w. auf die ganze Entwickelung ihrer Mitmenschen willkürlichen Einfluß üben, und die in der Regel unwissender, ungeschickter, vielleicht auch wohl träger sind, als der Bauer, der seine Saat mit Vorbedacht nur auf das beste Land, das er hat, ausstreut.

Wohl kommen auch durch eigene Schuld Millionen Menschen in ihrer Entwickelung nicht bis zur Freiheit der Wahl ihrer Verhältnisse, aber es ist eben nicht Bestimmung sondern Verschulden, und wenn das nicht von Allen behauptet werden kann, so gilt es doch gewiß von sehr Vielen.

Dann ist auch nicht jedes Menschenkind wie der Feldsaame so willenlos unbeweglich. Es gibt eine zahllose Menge Menschenkinder, die zu einer gewissen Zeit (den befiederten Sämereien gleich) Flügel bekommen, und sich aus den ungünstigen Bodenverhältnissen fortbewegen. Sie brauchen wenigstens nicht

immer, wie die Saat, unter Dornen, auf den Wegen, auf dürrem Boden liegen zu bleiben. Freilich ist es nur „dem Reiferen, dem Starken, dem Weisen beschieden, sich nach Wunsch sein eigen Glück zu schmieden.“ Aber wie mancher bedeutende Charakter ist schon bei Zeiten aus den bedrängten und beschränkten Verhältnissen gewaltsam hervorgetreten, hat sich gemüht und gequält, die armseligen Umstände zu beherrschen, hat gesiegt, hat „seinem Schicksale widerstanden, wenn dieses auch Schläge gab, und ist ihm — wie Göthe anrieth — aus dem Wege gegangen, weil jenes nicht aus dem Wege gehen wollte.“

Und ist es geschehen, war es nur einmal gethan, so ist es auch möglich, so ist es auch kein Geschick mehr. Mindestens erweisen es die Einzelgeschichten der Menschen von einiger Bedeutung, daß da, wo Einsicht, Geistesstärke und Muth waltet, alle sogenannte Gnadenwahl aufhört, und die Freiheit des Willens deutlich wird.

In der höchsten Lebensaufgabe allein liegt außer dem nothwendigen Gehorsam (wovon noch die Rede sein wird) jene einzige Beschränkung, welcher die Wahlfreiheit eines in Weisheit und Güte wachsenden und reifenden Menschen unterliegt, die Menschlichkeit. Sie ist der Wille des höchsten Lebensspenders selbst. Darnach kann sich ein Mensch zwar zur größtmöglichsten Vollkommenheit aber zu keiner übermenschlichen entwickeln. Hier kann er wirklich nicht anders. Er hat keine Wahl ob er Mensch oder was Höheres sein möchte. Auch ist über diese Menschenmöglichkeit bisher noch Niemand hinausgekommen: wohl aber bleibt die Mehrzahl der Menschen tief unter ihr zurück. Hier ist — wenn wir wollen — eine Gnadenwahl: der Menschensaame ist auserwählt, Menschheit zu werden.

Die Erkenntniß dieses höchsten Willens wird daher auch selbst auf die Freiheit eines vollkommenen Menschen hemmenden Einfluß üben, so daß er, in einem gewissen Sinne, mit dem Nazarenischen Weisen sprechen wird: „Ich kann nichts (Uebermenschliches, Unmenschliches) von mir selber thun; ich suche auch nicht meinen, sondern den Willen dessen zu vollbringen, der mich gesendet hat,“ (Mensch und so vollkommen als möglich zu sein.) — Begiebt sich nun aber ein Mensch, so viel an ihm ist, dieser Erkenntniß und der Erfüllung des höchsten Willens, bleibt er unvollkommen und unterthan den Verhältnissen, in die er durch eigene und fremde Schuld geworfen worden ist, bleibt er wie

ein ausgestreuter Saame liegen: dann ist er freilich in den Händen des Geschicks, d. h. aber nur dessen, was ihm seine Mitmenschen zuschicken wollen.

Man kann überhaupt — auch ohne Gleichniß gesprochen — nicht gut sagen, ein Mensch sei durchaus ohne freien Willen, so lange er noch einigermaßen unter zwei Aeußerungen wählen kann: aber nichts desto weniger kommt man bei genauer Ueberlegung auch wieder zu der traurigen Ueberzeugung, daß es unter den Menschen in der That viel Unfreiheit des sittlichen Willens und deßhalb auch viel uneigentliche Sittlichkeit, (Sittlichkeit im strengen Sinne genommen) gebe; d. h. man gelangt zu der Ueberzeugung, daß der bisherige Zustand sittlicher Freiheit ein mangelhafter ist. Ob er nicht zu verbessern sei, ist eine andere Frage. —

Man beurtheile nur einmal die sittliche Willensfreiheit seiner Mitmenschen in Verbindung mit ihrer äußern Erziehung oder mit ihrem innern Denken und Fühlen. Bringt das Zusammenleben Vieler schon an sich eine gewaltige Beschränkung der Freiheit im Allgemeinen und insbesondere der sittlichen mit sich: so wirken die äußeren Verhältnisse auch auf die Entwicklung und Erziehung des sonst so sehr freien Inneren eines Menschen, daß er z. B. selbst nicht glaubt und hofft, nicht selbst denkt mit eigener Kraft; daß er nicht eigene Gedanken, sondern nur die der Andern denkt; daß er nicht fühlt mit eigenem Gefühle, sondern mit fremdem; daß er demnach zum Wollen nichts in sich hat, sondern Alles von außerhalb bezieht. Dazu wirken oft, außer der äußeren erzieherischen Einwirkung, auch noch körperliche Zustände mit, z. B. Beschaffenheit des Blutes, Stimmung des Gemüths (eigentlich des gesammten Organismus), Mattigkeit der einzelnen Kräfte.

Was äußerliche Stellung, Amt, Verwandtschaft, Freundschaft, Noth, Gefahr, Gebote, Drohungen, Verheißungen u. s. w. an Freiheit der Selbstbestimmung übrig lassen möchten, geht oft noch in dem Wesen des Menschen selbst zu Grunde.

Man kann kaum noch einwenden, daß der Mensch in Kraft seiner inneren Selbstbestimmung unter den äußeren Rücksichten wählen könne, indem er die Einen freiwillig begünstigt und alle

Andern beseitige. Er hat keine Selbstbestimmung, wenn er dazu nicht herangebildet worden ist. Vielleicht könnte er dazu ohne alle Erziehung gelangen? — Nein. Erziehung zum Menschen (im weitesten Sinne genommen) ist durchaus nöthig: Selbsterziehung ist erst nach der äußern möglich, und sie ist es eben, welche beständig auf Schwierigkeiten stößt. Die materiellen Hindernisse erscheinen ihr oft ganz unüberwindlich, und von denen, die zu überwinden wären, und unter denen gewählt werden könnte, sind die Stärkeren im Rechte.

Es gibt viel Unfreiheit des Wollens in der Menschenwelt. Die Rücksicht auf Lebenserhaltung z. B. wird oft von der Rücksicht auf Liebe oder Ehre verdrängt, und umgekehrt. Das Leben ist überhaupt ein großes, beständiges Gedränge. Wie viel bleibt da zu wählen. Wie viel Wahl bleibt einem Menschen z. B. in Hungersnöthen, in Gefangenschaft, in der Nothwehr? — Und kommt etwa bei der freien Hinneigung eines Menschen zum Guten oder Bösen gar keine Nöthigung vor? —

Betrachtet man die große Zahl aller dieser Einflüsse, unter denen die sittliche Willensfreiheit wohl bei den meisten Menschen zu leiden hat, und rechnet man dann Alles ab, was ihnen die eiserne Gesetzmäßigkeit der Natur, die gesellschaftliche und staatliche Ordnung, der Drang persönlicher Verhältnisse und endlich seine eigenen körperlichen Zustände abnöthigen; dann bleibt allerdings nicht viel von Freiheit und demnach auch nicht viel von rein sittlichem Werthe übrig. Und auch diese Erkenntniß entscheidet über Vieles in dem, was man die sittliche Zurechnung nennt, entscheidet über menschliche Schuld und Unschuld. Nur die aus vollständig freier Wahl hervorgehenden Aeußerungen sind solche, die dem Menschen vollständig zugerechnet werden können; für die unvollständig freien ist er auch nur unvollständig zurechnungsfähig. Wie viele Menschen mag es aber geben, die nach diesem strengen aber gerechten Grundsatze beurtheilt werden? wie viele, die durch und durch tugendhaft oder durch und durch lasterhaft, sittlich gut oder sittlich schlecht sind? Wer möchte das wissen können oder zu wissen wagen? —

Die Willensfreiheit, die ein sittlich vollkommener Mensch hat, besteht eigentlich nur im ungezwungenen Gehorsam, weil sein ganzes Leben strenge genommen nur Gehorsam ist.

Der Name kommt von gehorchen, horchen, auf eine Forderung, Bedingung, Nothwendigkeit achten, ihr nachgeben. Diese kann von außen oder aus dem Innern der menschlichen Gedankenwelt kommen; sie kann Noth, Gefahr, Nutzen heißen, Gesetz, Gefälligkeit, Drohung, Lust oder Unlust, Vergnügen oder Widerwille, Wohlsein oder Schmerz.

Der Mensch entschließt sich zu nichts, ohne vorhandene Beweggründe; auf sie achtet, ihnen gehorcht er.

Je nachdem die Quelle nun des Gehorsams beschaffen ist, hat dieser auch hohen oder geringen moralischen Werth.

Auf der niedersten Stufe steht der Gehorsam gegen die unvermeidliche Gewalt. Hier bleibt keine Wahl übrig und der Gehorsam ist ohne sittliches Verdienst. So gehorcht das Thier dem, der es bändigt, peinigt, nährt; so der Sclave der Peitsche des Wächters oder dem aufgehobenen Stocke seines Eigenthümers; so das ohnmächtige kleine oder große Kind dem mit Ruthe, Hand, Schwert, Kerker oder Hunger drohenden Gewaltigen. Die Furcht fügt sich einer jeden Forderung, welche die Oberhand hat, und wo einmal Furcht herrscht, flieht die Freiheit, die nothwendig zum sittlichen Verdienst vorhanden sein muß. Die ganze Entwicklung dieser Art von Gehorsam ist roh; je größer die Bedrängniß desto roher.

Die nächste höhere Stufe ist jener Gehorsam, der mit Einsicht in die Nothwendigkeit oder Nützlichkeit des Gehorsams verbunden ist. Das Thiergeschlecht hat ihn im Allgemeinen nicht. Nur einige Gattungen scheinen etwas von dem Vortheil zu verstehen, der ihnen aus dem Gehorsam zu Theil wird. So thun sie z. B. den Willen ihres Bändigers, Erziehers, Pflegers zuerst aus Furcht, dann aus einer Art Gefälligkeit oder Hoffnung: zuletzt, wenn ihre Erziehung fortgesetzt wird, aus Gewohnheit; daß sie die Nothwendigkeit des Gehorsams begreifen, ist an ihnen nicht wahrzunehmen. Der Mensch dagegen ist im Stande zu begreifen, daß er sich einem Andern unterzuordnen hat, weil es sein eigner Vortheil ist, und er kann dieser seiner Einsicht folgen ohne vorhergehende Furcht, Drohung und Gewalt eines Mächtigeren. Dadurch steigt sein Gehorsam aus der thierischen Roheit heraus. —

Eine noch höhere Stufe ist der Gehorsam aus Gefühl, sei dieses nun Liebe, Hochachtung, Vertrauen, Ehrfurcht, Dankbarkeit oder irgend ein anderes menschliches Gefühl. Dasselbe kann

zwar oft scheinbar ohne klares Bewußtsein vorhanden sein, aber niemals ohne hinreichenden Grund. Die Ehrfurcht und Hochachtung geht z. B. aus einer Anerkennung der höheren Würde, Erfahrung, Kraft oder sonstiger Vorzüge des Fordernden oder Gebietenden hervor. So gehorcht selbst der einsichtsvolle Mann den Rathschlägen seines greisen Vaters, wenn er ihm noch größere Einsicht und eine vielfache Erfahrung, als er selber hat, zutraut. Da erscheint nun der Gehorsam bereits in einer edlen Gestalt und im Scheine der heiligen Freiheit. Dieser Schein bedeckt den Drang, der zum Grunde liegt, und verklärt ihn. Der Gehorsam ist vernunftgemäß, schön, eines Menschen würdig, aber das höchste sittliche Verdienst hat er noch nicht, weil er noch immer, wenn auch nur theilweise, aus einer äußeren Nöthigung hervorgeht.

Die höchste und sittlichste Stufe des Gehorsams ist die, auf welcher der Mensch nicht nach Außen horcht und gehorcht, sondern nach seinem eigenen Innern, und hier nicht der Furcht, dem Triebe, der Leidenschaft oder irgend einer vorherrschenden Regung untergeordneter Kräfte, sondern einzig nur dem ruhigen Rathschlage der Geistigkeit folgt. Diese hat dann das größte Ansehen, die größte Macht; sie ist frei von aller Gewalt; sie verlangt den freien Gehorsam, jenen Gehorsam, der sich bewußt ist, daß er die Wahl hat.

Durch den Gehorsam, den der Mensch seinem Geiste, der Herr ist, leistet, wird er sich auch selbst sein eigener Herr und Gesetzgeber; er steht bei seinen Entschließungen nicht mehr einem äußeren Gebieter oder einer inneren untergeordneten Regung gegenüber, sondern seinem eigentlichen Ich, mit dem er aber einig wird. Die höchste Kraft, deren er dann fähig ist, ist sein Wille.

Da ist von einem fremden Willen, ja selbst von Liebe, Ehrfurcht, Vertrauen für Andere gar nicht oder wenigstens nicht allein oder nicht vorzüglich die Rede: „Das Gesetz steht in der eigenen Seele.“ (Jerem. 31, 33). Der Mensch folgt der Wahrheit, weil es ihm die Wahrheit, dem Rechte, weil es ihm das Recht ist; er äußert das Gute, weil es gut ist, und er in seinem Geiste das Gute will.

Gehorchen also muß der Mensch, darin hat er keine Freiheit; aber das, wie er gehorcht, warum und wem ist ihm anheim gegeben. Nur in wenigen Menschen erreicht der Ge-

horsam nun allerdings die höchste Stufe der Vollendung — das ist wahr und gewiß. Bei sehr Vielen, vielleicht den Meisten (die ganze Erde in Anschlag gebracht) bleibt er auf der niedersten (der thierischen) stehen. Diese gehorchen lediglich der äußern Macht, Nothwendigkeit und Gewalt, und zwar in jeder Art der Abwechslung, die in den verschiedenen Lebensabschnitten Kindheit, Jugend, Mannes- und Greisenalter statt findet. Aber daß es gerade so sein müsse, daß es nicht anders sein könnte, lasse ich mir nicht einreden. Wohl aber entscheidet die Stufe des Gehorsams auch über seinen sittlichen Werth oder Unwerth.

Genau erwogen sind gerade die Aeußerungen des Menschen — Handlungen, Reden, Geberden — am wenigsten frei; nur das bewußte Wollen, d. h. das Wählen unter den Beweggründen und das Wissen, daß man wählt und wählen kann, ist es. Darum haben eigentlich nicht die Aeußerungen eines Menschen unbedingt sittlichen Werth oder Unwerth, sondern vielmehr nur seine Gedanken, Absichten, Entschlüsse: denn aus diesen gehen jene nothwendig hervor. „Des Menschen Thaten und Gedanken sind nicht wie des Meeres blind bewegte Wellen — sie sind nothwendig wie des Baumes Frucht; hab' ich den Kern erst untersucht, so weiß ich auch sein Wollen und sein Handeln."
(Schiller.)

Eine Verantwortung und gerechte Zurechnung muß daher immer mehr vom Charakter des Menschen als von der Aeußerung desselben gefordert werden. Ein Verbrecher hätte das Verbrechen nicht begangen, wenn er seinem innern Charakter nach ein Anderer gewesen wäre. Das verbrecherische Merkmal liegt im Innern.

Eben so ist es mit der Tugend. Den heldenmüthigen Befreier des Vaterlandes finden wir in ihm selbst und nicht eigentlich nur in seiner That, die ohne ihn nicht geschehen wäre. Darum hat ja auch ein jeder Mensch, der sich innerlich frei weiß, ein Gefühl der Verantwortlichkeit seines inneren Ichs für das, was dieses Ich äußerlich thut.

Der Beweis liegt am deutlichsten in der vielgebräuchlichen Entschuldigung: „Ich kann nichts dafür." Sie kann freilich

wahr, kann falsch sein, je nachdem sich der Mensch bewußt ist, daß ihm eine Wahl frei stand oder keine: aber es offenbart sich darin das Bemühen, die Schuld von sich auf Andere zu schieben.

Wenn der Mensch nicht ganz frei war, oder sich nicht frei fühlte, als er sich äußerte, dann ist es wahr, daß er nichts dafür könne; hatte er dagegen mehr oder weniger freie Wahl, so gilt seine Entschuldigung wenig oder nichts. —

Freie Gedanken und Gefühle machen demnach das Wesen der Freiheit aus, und das Wort enthält eine unwidersprechliche Wahrheit, daß „der Weise allein frei sei", denn die Weisheit hat nur im Gedanken und Gefühl ihren Sitz, außerhalb ist sie nicht.

Hier liegt der Grund der Widersprüche zwischen äußerer und innerer Schuld, zwischen reinem und unreinem Verdienst eines Menschen.

Und darum ist — freilich oft aus Unkenntniß — das sittliche Urtheil nur nach dem Außenscheine immer falsch und ungerecht. Denn eine That kann an sich schlecht und böse erscheinen, sie würde es aber erst dann sein, wenn man gewiß wüßte, daß der Mensch sie aus vollkommen freier Wahl, aus Freude daran, aus Widerwillen gegen das Gute begangen hat.

Das ist es, was die Gerechtigkeit der sittlichen Zurechnung so sehr in Zweifel läßt. Wir Menschen sind aber nicht gewöhnt, Zweifel gegen unser sittliches Urtheil zu erheben, und darauf baut die Verstellung ihre Maschinerien.

Wie viele Unthaten suchen eben in dem Außenscheine Zuflucht gegen eine gerechte Zurechnung, weil sie wissen, daß der Mitmensch in sein eigenes Urtheil keinen Verdacht setzt.

So schildert Schiller die verworfenste Schlechtigkeit, den Franz Moor, dessen Handlungsweise unter der Hülle von Frömmelei gegen die Strenge des menschlichen Urtheils Schutz sucht; aber Schiller läßt uns in das Innere des Heuchlers einen Blick werfen, der uns über seine eigentlichste Schlechtigkeit hinreichend belehrt.

Im harmlos aussehenden Aeußern kann die größte Bösartigkeit verborgen sein. Dahin gehören so manche gleichgültig erscheinende Aeußerungen des Hochmuths, Neides, der Lüge, Verläumdung, wenn sich ihnen das innere Gefallen am Schlechten zugesellt.

Wie schlecht ist z. B. der Angriff eines Feindes, wenn

man weiß, daß er auf jene Seite seines Gegners gerichtet ist, auf der dieser sich gar nicht wehren kann! Die Schlechtigkeit liegt in dem nichtswürdigen Gedanken des Angreifenden. Wie schlecht ist es, wenn der, dem man einmal im Vertrauen ein Geheimniß anvertraut hat, mit der Veröffentlichung droht, wenn ihm nicht in Allem gewillfahrt wird, was er wünscht! —

Der Straßenjunge z. B., der einem blinden Manne Steine in den Weg legt, um die Freude zu haben ihn über dieselben stolpern oder fallen zu sehen; der wilde Bursche, welcher einem unbekannten Vorübergehenden einen Schlag versetzt, um etwas zu lachen zu haben; der heimtückische, aus der Arbeit entlassene Mensch, der Nachts ein Hinderniß auf die Eisenbahn legt, damit Unglück geschehe und seine ehemaligen Arbeitgeber in Verlegenheiten und Verdrießlichkeiten gerathen; der rohe Matrose, der einen jungen Menschen jüdischer Abstammung vom Bollwerke in's Wasser stößt, weil er witzig sein und seinen Kameraden zeigen will, daß Juden das Wasser fürchten*) — das sind Menschen, die viel, viel schlechter sind, als man sie im gewöhnlichen Leben zu schätzen pflegt.

So liegt in der Verfolgung einer religiösen Sekte große Bösartigkeit, wenn der Verfolger weiß, daß diese Sekte nur ihrer bessern Ueberzeugung folgt, wenn er sogar weiß, daß es die Wahrheit ist, die er in ihren Bekennern verfolgt.

Welcher Grad von Schlechtigkeit liegt z. B. in den lächerlichen, großen Lügen einer Zeitung, durch die der Name und Ruf eines ehrenwerthen und verdienstvollen Mannes vernichtet werden soll, wenn der Verfasser gar wohl weiß, daß es Lügen sind. Der Eifer politischer Partheien, der seine Berechtigung haben kann, wird z. B. schon dadurch ein höchst nichtswürdiger, daß man Freude über den grausamen Tod und das Unglück der Gegner empfindet.

Die kleinste unsittliche Aeußerung kann auf diese Weise durch die Art, wie der Mensch dabei fühlt, zum Verbrechen werden, so wie im umgekehrten Falle ein Verbrecher oft ohne alle innere Bosheit sein kann.

In der inneren Bösartigkeit liegt der Kern aller Zurechnung moralischer Verirrungen oder — nach gangbarer Sprechweise — das „Teuflische" einer bösen That, und darum suche

*) Aus Erlebnissen des Verfassers.

man die Teufelmenschen nicht immer nur in den Höhlen des Verbrechens.

Dem eigentlichsten Kern menschlicher Verirrung, der inneren Bosheit zunächst steht das gemeine, gewöhnliche Schlechte, bei dessen Vollbringung weder eine besondere Einsicht noch Willenskraft, sondern nur eine kleinliche, alltägliche, mehr thierische Selbstsucht vorherrscht. Verbrechen wie z. B. Diebstahl, Raub, Fälschung, Nothzucht, Brandstiftung sind oft kaum Thaten zu nennen, wenn sie aus Rohheit, Beschränktheit, Faulheit oder anderen gemeinen Beweggründen hervorgehen. Man nennt sie daher auch gemeine Verbrechen. Es fehlt ihnen das Merkmal des menschlichen Irrthums im Ringen und Streben nach Besserem.

Anders stellen sich als Verbrechen die traurigen Wirkungen des Hasses, der Eifersucht, der Rache, des Ehrgeizes, der Spielwuth, des Verraths, der Untreue dar. Es können da Beweggründe vorliegen, die die schlechtesten von der Welt sind; es können aber auch solche vorhanden sein, die der menschlichen Würde weniger widersprechen, als bei gemeinen Verbrechen. Darum vermag man ihnen schon einige Nachsicht und Verzeihung zuzuwenden, sobald man die inneren Seelenvorgänge im Zusammenhange mit guten Folgen beurtheilen kann. Darum sind manche Verbrechen auch häufig der Gegenstand dichterischer Behandlung und wissenschaftlicher Würdigung. In Romanen und Dramen erscheinen sie oft sogar in einem nicht so sehr verächtlichen als vielmehr bemitleidenswerthen Gewande, besonders wenn noch staatliche, religiöse oder gemeinnützige Rücksichten hinzutreten. Dann haben z. B. der bürgerliche Mord im Kampfe der Partheien, der Verrath aus Patriotismus, die Gewaltthat eines Fürsten, der Fanatismus eines „Rechtgläubigen", den Schein einer besonderen Nothwendigkeit, und können schon deshalb große Theilnahme erwecken. Diese steigt desto höher, je größere Schicksale daran gekettet sind. Sie erhalten selbst wohl noch eine Art Gottgefälligkeit, wie z. B. die biblische Mordthat der Judith.*)

Daß man sich aber bei dieser Art Beurtheilung des Schlechten aus Rücksicht für das Erhabene, Große, Edle oder wie man es nennen mag, doch auch von der Wahrheit entfernen kann, ist

*) Vergleiche Rosenkranz: Aesthetik des Häßlichen.

nicht zu bestreiten. Warum sind z. B. manche wirkliche Laster in der sogenannten klassischen Tragödie (im mustergiltigen Trauerspiele) edel oder mindestens vornehm dargestellt? Das Gemüth des Zuschauers nimmt Parthei für dieselben, d. h. für ihre Darstellung. —

Warum ist der Diebstahl von Gold und Kostbarkeiten gemeiner als jenes hinterlistige Spiel des Ehrgeizes, durch das ein Anderer Amt und Ehre oder wohl gar sein Leben einbüßt? — „Ist der Diebstahl einer Krone etwas anderes, als der von etlichen silbernen Löffeln?" —

Man sagt, aber nur mit zweideutigem Rechte, solche Vergehen ständen höher, weil sie große Leidenschaften zeigen, viele Seelenthätigkeiten erfordern und eine bedeutende Stärke des Charakters an den Tag legen. Das kann aber das Unrecht nicht aufheben.

Man schätzt moralische Vergehungen sehr hoch, wenn sie mindestens den Schein haben, als ob Liebe zum Vaterlande, zum allgemeinen Wohle, zur Religion u. s. w., nicht aber Befriedigung eigener Wünsche und Neigungen zu Grunde läge. Dahin rechnet man z. B. den Mord, die Gewaltthat, den Verrath politischer und religiöser Partheien. Jede derselben belobt, rühmt, erhebt das, was ihrem Streben zu Gute kömmt.

Wenn König Philipp von Spanien seinen Sohn Don Carlos der Inquisition übergiebt: so erhebt der Anhänger eines Alba die That zur glorreichen, und nennt sie heilsam für Staat und Kirche. Wenn ein Weib vom Throne herab Tausende von Hugenotten in einer Nacht zu ermorden befiehlt: so nennt das ihr geistlicher Rathgeber und jeder gute Katholik eine heilige That zur Befestigung des allein seligmachenden Glaubens. Kann ein großartiger Meuchelmord durch Hermelin und Purpur vornehm werden? Ist der Soldat, welcher in Mainz seine persönliche Rache stillt, indem er ein Pulvermagazin anzündet und ein ganzes Stadtviertel verheert, gemeiner als jene Fürstin, die ihrer persönlichen Beschränktheit und Eitelkeit das Wohl einer zahlreichen Bevölkerung opfert? —

So rühmt man die blutige Kriegstaufe der Sachsen durch Karl den Großen, die Hinrichtung des Johannes Huß, die Thaten der Kreuzzüge u. dergl. m., aber wie ungerecht! —

Man muß annehmen, daß Alles, was eine Parthei in ihren Vorurtheilen zur Beschönigung der ihr angehörigen Verbrechen

sagt, nichts anderes ist, als das Kleid zur Verhüllung oder Verschönerung. Kleider machen allerdings Leute; die häßlichsten bekommen ein erträgliches Aussehen. Aber der sittliche Werth steckt am allerwenigsten in den Kleidern.

Höher als alle die erwähnten stehen in Wahrheit nur jene Verbrechen, die aus dem guten Glauben recht zu handeln, oder solche, die aus dem Widerstreite entgegengesetzter Pflichten hervorgehen, und deren ein Mensch schuldig wird, weil er das Gute anstrebt, in den Mitteln und Wegen aber irrt. Man muß ihn tadeln, man kann ihn jedoch nicht einen gemeinen Verbrecher nennen. In solchen folgenschweren Widerstreit gerathen selbst Tugenden wie z. B. Vaterlandsliebe, Ehre und Treue, Charakterstärke und zärtliche Sorge für die Seinigen.

Daher ist bei einem Verbrechen das, „was die Welt das Verbrechen nennt, selten das, was Strafe verdient, sondern da liegt es, wo unter der langen Reihe von Handlungen diejenige ist, die am meisten von unserem Willen abhing und die wir am leichtesten nicht hätten thun können." (Lichtenberg.)

IV.

„O verrätherisches Gewissen!"
(Young.)

Woher mag das allererste Sittengesetz ausgegangen sein: von höheren, zur Menschheit mittelbar oder unmittelbar sprechenden Wesen durch die sogenannte Offenbarung oder von der Menschheit selbst durch Erkenntniß dessen, was als Recht und Unrecht gelten müsse? —

Daß Wesen höherer Art, als Menschen sind, sich ihnen in ausdrücklichen Gedanken, in Worten, in Offenbarungen mitgetheilt haben, wird zwar behauptet und geglaubt, aber nicht hinreichend erwiesen, und gehört in das Reich der zwar wundervollen aber

unwahrscheinlichen Sagen. Diesem Bereiche bleibt der gründliche Denker so lange als möglich fern, weil er nach Beweisen und Gründen für seine Ansichten forscht. Er neigt sich lieber — wenn ihm Beweise fehlen — zur wunderlosen Wahrscheinlichkeit.

Wahrscheinlich, naturgemäß, und erweislich ist die Behauptung, daß nicht nur das allererste, sondern jedes und auch das allerletzte Sittengesetz aus menschlicher Erkenntniß hervorgegangen ist und auch in aller Zukunft hervorgehen wird.

Demnach ist die menschliche Vernunft als die höchste Erkenntnißkraft, und in so weit man sie in bestimmten Beziehungen „Gewissen" nennt, ist das menschliche Gewissen die Quelle aller Sittengesetze.

Das ist die Ansicht der gründlichsten Denker, und fast alle stimmen darin als in der Hauptsache überein. J. J. Rousseau sagt in seinem Buche über menschliche Erziehung: „Es ist im Grunde der Seelen ein ursprünglicher, angeborener Satz der Gerechtigkeit und Tugend, nach welchem wir — gegen sonstige, uns eigenthümliche Meinungen — unsere und die Handlungen Anderer richterlich beurtheilen und als gute oder böse ansehen. Dieser Grundsatz ist es, dem ich den Namen Gewissen beilege. Aber bei diesem Namen höre ich von allen Seiten den Widerspruch solcher Leute, die sich einbilden, sehr vernünftig zu sein: kindische Ansichten, Irrthümer, Vorurtheile der Erziehung — so rufen sie insgesammt mir entgegen. Es gibt nichts im menschlichen Geiste, das nicht durch Erkenntniß hineingekommen wäre; und wir urtheilen über keine Sache anders als auf Grund erlangter Vorstellungen. Sie (die Gegner) thun noch mehr: diese offenkundige und allgemeine Uebereinstimmung aller Völker wagen sie zurück zu weisen, und gegen die auffallende Gleichförmigkeit des menschlichen Urtheils wollen sie in Finsternissen einige dunkle und nur ihnen allein bekannte Beispiele anführen."

Wenn man auch das Gewissen „die Stimme der Gottheit" im menschlichen Innern zu nennen für gut findet, so ist darunter doch nichts anderes als das uns Menschen eigene Urtheil über Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit menschlicher Aeußerungen zu verstehen. Die uralte Sage vom „Baume des Lebens und

der Erkenntniß des Guten und Bösen" beruht im Grunde auf einer und derselben Ansicht. Die erste Regung des Gewissens kam aus der ersten sittlichen Erfahrung, aus dem ersten frei gewählten Genusse.

Manche Menschen stellen das Gewissen gleichsam *neben* oder wohl gar *über* die Vernunft, als wenn Beide von einander getrennt wären, während doch das Gewissen so zu sagen eine Seite der Vernunft selbst ist: in so fern nämlich Vernunft uns *wissen* läßt, was recht und unrecht ist, hat sie den Namen *Gewissen*.

Je nachdem ein Mensch Gewissen hat, d. h. weiß, daß seine Aeußerungen gut oder schlecht sind, ist er auch gesetzfähig, zurechnungsfähig. Da, wo ihm dieses Wissen fehlt, ist er es nicht. Darum halten wir das Thier weder für gesetz- noch für straffähig, weil ihm das Gewissen fehlt.

Das Gewissen eines ungebildeten Menschen ist nichts Anderes als ein dunkles, schwankendes und mattes Gefühl, eine Art Instinkt dessen, was Recht oder Unrecht, gut oder schlecht ist. Bei gebildeteren Menschen ist das Gewissen zwar auch eine Art Gefühl, aber dasselbe ist mit Vorstellungen, Gedanken und Urtheilen durchwebt, die desto klarer, fester und lebhafter sind, je gebildeter der Mensch ist. Das Gewissen eines Weisen ist kein bloßes Gefühl mehr, sondern die Vernunft selbst, in so fern sie sich auf seine Gerechtigkeit bezieht, oder in so fern sie Einsicht übt in den sittlichen Werth aller menschlichen Handlungen und Unterlassungen.

Die einzelnen Thätigkeiten eines tüchtigen Gewissens läßt der Mensch in folgender Weise an sich erkennen: Er hat entweder ein frohes Bewußtsein, daß er in einem bestimmten Falle recht gehandelt hat; oder das Bewußtsein ist ein unangenehmes, widerwärtiges, wenn er unrecht gethan hat.

Er hat dann eine Freude über sich selbst, wenn er ein gutes Bewußtsein, und Verdruß in sich selbst, wenn er ein böses Bewußtsein besitzt.

Er empfindet Hoffnung oder Furcht, Hoffnung, daß die Mitmenschen über ihn ein gutes Urtheil fällen werden, Furcht, daß dieselben ihn schlecht beurtheilen möchten.

Er erwartet endlich mit froher Zuversicht oder mit Bangigkeit die Folgen seiner Handlungen.

Wenn sich das Gewissen in allen diesen Punkten oder in einem Einzelnen desselben irrt, so nennt man es ein irrendes Gewissen. Wenn dasselbe keine lebhaften Vorstellungen dessen, was man thut oder dessen, was unser Thun werth ist, enthält, so nennt man es ein stumpfes Gewissen. Wenn diese Vorstellungen ungewiß, unsicher, schwankend sind, heißt es ein ängstliches Gewissen. Alle diese Unterscheidungen, welche man an dem Gewissen machen kann, beweisen hinlänglich, daß die Bedeutung und der Werth dieser sogenannten „Stimme Gottes" bei verschiedenen Menschen verschieden sein, und selbst bei Einem Menschen nach Zeit und Umständen veränderlich sein kann.

Wie sehr das Gewissen der Thätigkeit der Vernunft angehöre, also auch wie diese von Erziehung und Bildung abhänge und durch Erkenntniß und Erfahrung wirke, ersieht man daraus, daß das Gewissen eines jeden Menschen, mag es zart oder grob sein, vor der Handlung ein anderes ist als nach derselben. Warum? Das Gewissen spricht ein Urtheil aus. Jedes Urtheil wird aber durch Erfahrungen verbessert, berichtigt, geschärft. Da der Mensch vor der That weniger Erfahrung hat als nach derselben, so ist auch das Urtheil seines Innern vorher weniger genau und strenge als nachher.

„Ein anderes Antlitz, eh' sie geschehen,
Ein anderes zeigt die vollbrachte That,
Muthvoll blickt sie und kühn dir entgegen,
Aber ist sie gescheh'n und begangen,
Blickt sie dich an mit erbleichenden Wangen."
(Schiller.)

Das ist ein Punkt von großer Bedeutung. Im Allgemeinen nimmt man an, daß das Urtheil des Gewissens als „Stimme Gottes" bei allen Menschen und immer ein und dasselbe sei und sein müsse. Wie unrichtig ist aber eine solche Annahme! Das Gewissen kann gar nicht immer und bei Allen ein und dasselbe seinem ganzen Wesen nach sein. Es kann z. B. das Kind nicht eben so gewissenhaft sein als der erfahrene Mann und

dieser wieder nicht so wie der in Erfahrungen grau gewordene Greis. Der belehrte und der nicht belehrte, gut- oder schlechterzogene, denkende und gedankenlose, thätige und unthätige Mensch vermögen nicht ein gleiches sittliches Urtheil über irgend eine menschliche Aeußerung auszusprechen.

Darum war auch das Gewissen der Voreltern ein anderes als das ihrer Nachkommen; darum stehen die sittlichen Urtheile junger Völker auf einer ganz anderen Stufe der Strenge und Richtigkeit, als die der durch Jahrtausende Entwickelten. Darum ist anzunehmen, daß das Gewissen der kommenden Geschlechter nach Maaß ihrer zunehmenden Bildung ein viel feineres und strengeres sein werde, als das der Gegenwärtigen. —

Will Jemand leugnen, daß die wahrhaft gebildeten Menschen der Gegenwart viel gewissenhafter sind als etwa z. B. die einstigen Bewohner des Landes am See Genezareth, am Jordan, am Ganges, am Euphrat waren? Sind nicht öffentliche Gesetze der Ausdruck der Gewissenhaftigkeit eines Volkes und finden wir nicht bei gebildeten Völkern eine viel gründlichere Gerechtigkeit öffentlicher Gesetzgebung als jemals nachzuweisen war? —

Nur Menschen von beschränkten Kenntnissen oder leichtfertige Nachbeter thörichter Lehrer werden behaupten, daß die Sittlichkeit und Gewissenhaftigkeit roher, gedankenloser und unerfahrener Völker jemals vollkommener war, als die derjenigen, welche ihre Gesetze auf Erkenntnisse, Wahrheiten und auf eine lange Geschichte stützen, die sie hinter sich haben.

So wie eine jede menschliche Erkenntniß mangelhaft, unvollkommen oder ganz irrig sein kann, so auch die der Vernunft und ihrer Tochter, der Gewissenhaftigkeit. Zu allen Zeiten haben die verschieden gearteten Menschen auch ihre Gewissenhaftigkeit über eine und dieselbe sittliche oder unsittliche Aeußerung auf höchst verschiedene Weise an den Tag gelegt. Der eine Indianerstamm, der seine Feinde tödtet und verzehrt, glaubt seinem Gewissen gemäß zu handeln, während ein anderer, einer besseren Anschauung der Sache folgend, eine solche That als Barbarei und Unsittlichkeit ganz und gar vermeidet.

Die Blutrache ist z. B. bei vielen Völkern noch heute strenge Pflicht, und es ist nicht unehrenhaft für den, der ihr

zum Opfer fallen soll, sich mit Geld loszukaufen. Bei weit mehreren andren Völkerschaften kennt man weder Eines noch das Andere.

Indianer am Orinoko im Jahre 1785 schämten sich der Kleidung und weigerten sich, solche zu tragen: jetzt schämen sie sich nackt zu gehen.

Ausschweifungen des weiblichen Geschlechts vor der Ehe gaben bei vielen Völkern der Vergangenheit ebensowenig als jetzt bei muhamedanischen Bekennern, und — wenn man es sagen will — selbst bei vielen Männern vornehmer Stände in der sogenannten Civilisation keinen Anstoß.

Dem Araber gehört das Weib, das er den Eltern abgekauft hat, nach Recht und Gewissen; dem Europäer das, dem er die Ehe versprochen, oder auch welches er vorher verführt hat.

„Im Reiche Siam (in Mittel-Asien) ist es Sünde für den Priester, mit einem Weibe auf derselben Matte zu sitzen oder irgend etwas außer Nahrung als Almosen aus weiblicher Hand anzunehmen; es ist Sünde zu husten oder zu niesen, um die Aufmerksamkeit von Mädchen zu erregen; es ist sogar Sünde, von einem Weibe zu träumen.“ *)

Der fanatische Religionseiferer verbrennt jeden Ketzer ohne Bedenken „zur größeren Ehre Gottes,“ während ein nicht fanatisirter und doch eifriger Religionsfreund gerade das Gegentheil, Milde und Duldung für „gotteswürdig“ und „gewissenhaft“ hält.

Der Soldat erschießt unter vorkommenden Verhältnissen und auf höheren Befehl unbedenklich den Bruder, den er in Friedenszeiten nicht zu beleidigen wagt.

Ueber Plünderung, Raub, Mordbrennerei und viele der gröbsten Unsittlichkeiten geht das Gewissen der gebildetsten und gerechtesten Menschen im Krieg und Frieden und sonst je nach den Umständen mehr oder minder leicht hinweg.

In der Regel fügt sich die Gewissenhaftigkeit der augenblicklichen Nützlichkeit oder Nothwendigkeit und wird oft eben dadurch befangen, gewaltthätig, irrig. „Die große Moral — das Interesse — sagt Mirabeau — tödtet in der Regel die kleine — das Gewissen.“

---

*) A. Schomburgk: Bericht an das Londoner Athenäum v. 23. April 1859.

Der berühmte Philosoph Kant ist aus Liebe zu seinen philosophischen Ansichten so gewissenhaft geworden, daß er behauptete, man dürfte nicht einmal den Räuber belügen, der nach verborgenen Schätzen früge. —

Der heilige Augustin, der in seiner Jugend sehr ausschweifend gelebt hatte, zeichnete sich später als Bischof durch ganz besondere Gewissensstrenge aus, schrieb sein berühmtes Werk über die Gnadenwahl und behauptete, „wenn das ganze Menschengeschlecht mit einer Lüge zu retten wäre, müßte man es lieber verderben lassen, als lügen;" er meinte auch, „man dürfe selbst da nicht lügen, wo Jemand vom Verbrechen abgehalten würde."

Sobald Einer das von Andern Verbotene für unvermeidlich nothwendig hält, rechtfertigt ihn auch sein Gewissen sofort, wenn er es thut.

Die christlichen, aus England stammenden Gränzbauern am Cap der guten Hoffnung (Süd-Afrika), finden nichts Unmoralisches in jenen Raub- und Mordzügen, die sie — nicht herausgefordert — gegen nachbarliche Buschmänner unternehmen; sie sehen es aber als die größte und strafwürdigste Abscheulichkeit an, wenn die Buschmänner gegen sie das Gleiche thun. —

In Amerika sieht der Weiße den Indianer nur als Raubthier an und behandelt ihn so, und sein Gewissen rechtfertigt diese Ansicht. Ihn selbst aber klagt es nicht an.

Negersclaven, Wilddiebe, Schmuggler, Wucherer, Börsenspeculanten u. A. haben über Mein und Dein, über rechtmäßigen Erwerb, über Lüge und Betrug höchst milde Ansichten, halten dieselben gar oft für geistige Ueberlegenheit und wissen sich mit der Stimme ihres Gewissens vollkommen gut zu verständigen.

In den Jahren 1814 und 1816 wurden alle Verträge, welche die europäischen Fürsten mit dem französischen Herrscher geschlossen hatten, ohne Bedenken gebrochen, und Treulosigkeit, Verschwörung, Verrath — Alles hatte einen hohen, heiligen Zweck, nemlich die Befreiung des Volkes und seiner Fürsten vom fremden Drucke. Wenn sonst „alle Obrigkeit von Gott ist," erkannte man mit Freuden an, daß in diesem Falle die Völker anderer Meinung waren.

Das Alles will nichts Anderes sagen, als daß das Recht zwar immer Recht, Unrecht immer Unrecht bleibt, wenn sich auch die Menschen in einem Urtheil darüber nicht vereinigen, daß aber die Erkenntniß desselben, Gewissenhaftigkeit, bei ver-

schiedenen Menschen und unter verschiedenen Umständen auch eine verschiedenartige sein kann. Daher legen Jene eine gewisse Ehrfurcht vor dem göttlichen Namen an den Tag, die es vermeiden, das menschliche Gewissen eine „Stimme Gottes" im Innern des Menschen zu nennen; es ist in Wahrheit nur die Stimme der vorhandenen sittlichen Erkenntnisse und demnach auch der daraus hervorgehenden sittlichen Gefühle. Wie würde auch die Gottheit bei Millionen Menschen in so verschiedener und sich so sehr und so oft widersprechender Weise offenbar sein können? —

Demnach kann man auch der Stimme des eigenen Gewissens nicht mehr und nicht zuversichtlicher vertrauen, als man jedem andern Urtheile seiner Vernunft vertraut. Beide können irren, beide sind verbesserungsfähig.

Hat Einer die Gewißheit, nicht zu irren, dann mag er auch auf diese Gewißheit bauen; hat er aber Ursache daran zu zweifeln, so mag er sich auch nicht ganz auf sein Gewissen verlassen.

Die allgemein anerkannten Entscheidungen des Gewissens oder die Sittengesetze sind nach derselben Schlußfolgerung (d. h. nach denselben Grundsätzen richtig zu denken) entstanden, wie alle anderen Urtheile.

Die Irrfähigkeit des menschlichen Gewissens ist auch Veranlassung zur allgemeineren Aufstellung öffentlicher Sittengesetze. Könnte man der Gewissenhaftigkeit eines Jeden trauen, so wäre eine solche Gesetzgebung nicht nöthig. So aber mußte man in Sittengesetzen gleichsam ein allgemeines Gewissen aufstellen, dem zu gehorchen Jedermann durch Zuspruch und Beispiel verpflichtet wurde. Diese Aufgabe, eine gemeinsame Gewissenhaftigkeit herzustellen, vollbringen vorzüglich Erziehung, öffentliche Gesetze und allgemeine Sittengebräuche. Sie beweisen am allerdeutlichsten, daß man sich auf die sogenannte „Stimme Gottes" im menschlichen Innern bei jedem Einzelnen nicht verlassen kann.

Einen andern Nachweis der Verschiedenartigkeit und Unzuverlässigkeit des menschlichen Gewissens liefert im Einzelnen die zu einer großen Kunstfertigkeit entwickelte und auf gewisse Grundsätze gestellte Beschönigung einiger unsittlichen Aeußerungen

oder — um es kürzer zu sagen — die Ueberredung des Gewissens.

Es gibt nämlich auf moralischem Gebiete sehr viel Feigheit; man wagt nicht, seinen krankhaften, sittlichen Zustand sich selbst klar zu machen; man erlaubt auch keinem Andern, seine Meinung darüber laut auszusprechen; man schaudert vor der möglichen Nothwendigkeit, eine Seelenoperation an sich vorzunehmen oder vornehmen zu lassen. Genau so wie bei körperlichen Krankheiten übelschmeckende Arzneien oder ein vorübergehender heftiger Schmerz gefürchtet und die Fortdauer lebensgefährlicher Leiden oft vorgezogen wird, geht man jeder schärferen Bezeichnung seiner Handlungsweise, jeder Untersuchung, Vergleichung, und aller Strenge weit aus dem Wege, wenn es gewisse Handlungen gewisser Leute betrifft.

Diese Feigheit rechtfertigt man mit allen Arten der Redekunst; man überredet zuerst Andere und dann eben dadurch sich selbst. — In das sittliche Prüfungsfeuer zu gehen haben überhaupt nur Wenige den vollen Muth und bleiben gerne einer lieben, alten Gewohnheit treu, wenn sie auch schlecht ist.

Als die wirksamste Art, sich dem Sittengerichte und demnach auch der schmerzhaften Heilung zu entziehen, erscheint die Kunst, sich zu überreden, daß wirkliche und offenbare sittliche Gebrechen es nicht sind. Das Gewissen läßt sich aber nicht nur überreden, sondern es überredet oft selbst.

Ein himmelschreiendes Beispiel liegt in folgender alltäglichen Lebenserfahrung:

Alles, was der sogenannte „gemeine" Mann verbricht, ist vor den Augen des „Vornehmen" („Edlen") gemein, ordinair, verächtlich und schwer oder gar nicht zu entschuldigen; wenn aber dieser dasselbe thut, so ist es nicht mehr „gemein," läßt sich entschuldigen, rechtfertigen, ja sogar berechtigen.

Hierher gehören alle sogenannten „noblen" (edlen?) Leidenschaften, die Laster der vornehmen Welt.

— „Durch zerlumpte Kleider sieht man die kleinsten Laster; lange Röcke und Pelzmäntel verbergen Alles. Beschlagt die Sünde mit Gold, so wird die starke Lanze der Gerechtigkeit brechen, ohne sie verwunden zu können; kleidet sie in Lumpen, so ist ein Strohhalm hinreichend, sie zu durchbohren."

(Shakspeare.)

Vor dem Richterstuhle der gesunden und strengen Vernunft

(Gewissenhaftigkeit) muß eine jede That an sich gemein sein, und nicht am niederen Stande eines Menschen allein, wenn sie folgende Merkmale trägt; Mangel an Einsicht, an Charakterstärke, an Willenskraft, an Selbstachtung, an Mitgefühl. Möge der Gemeine oder der Vornehme Diebstahl, Betrug, Fälschung u. dgl. treiben, es sind gemeine Verbrechen, die sich nicht beschönigen lassen. Wie urtheilt man aber z. B. über falsches Spiel, Schuldenmacherei, Hofintriguen, raffinirte Lüderlichkeit, kriegerische Rohheit u. dgl. Welchen Namen gibt man in der Verfeinerung nobler Gesellschaften dem Diebstahl und Betrug? Ist da der Todschlag im Duell nicht eine Ehrensache? der Raub an der Unschuld eines Mädchens nicht Galanterie? sind Spielschulden nicht Ehrenschulden? ist der ungemessene Ehrgeiz nicht Größe? sind alle moralische Unarten nicht noble Passionen? — Die Menschen überreden sich leicht, wenn nur die Umstände darnach sind. Das Gewissen trägt immer den Umständen Rechnung. „Wie viele Menschen halten wir im Grunde nur deshalb für gut, weil es uns schrecklich lästig und unbequem sein würde, von ihnen das Gegentheil anzunehmen.“ (Gutzkow.)

Mit Einem Worte: das Gewissen der Vornehmen ist ein anderes als das der gemeinen Leute; die That, die für diese als das größte Unrecht zu gelten hat, erscheint Jenen vollkommen gerechtfertigt.

Das Gesagte steht in Uebereinstimmung mit den Ansichten vieler gründlicher Denker, deren Einer sich ganz klar und unwiderleglich in folgender Weise ausspricht:

„Man beruft sich zunächst auf das Gewissen. Aber auch gegen dessen natürlichen Ursprung werden Zweifel erhoben. Wenigstens gibt es ein falsches Bewußtsein, das oft mit demselben verwechselt wird. Die Reue und Beängstigung, welche Mancher über das, was er gethan hat, empfindet, ist oft im Grunde nichts Anderes, als die Furcht vor dem, was ihm dafür geschehen kann. Die Verletzung äußerlicher, willkührlicher und sogar abgeschmackter Satzungen quält Manchen mit inneren Vorwürfen, ganz nach Art des Gewissens. So z. B. liegt es manchem bigotten Juden wirklich schwer auf dem Herzen, daß, obgleich es im 2. Buch Mose, Kap. 35, 3. heißt: „Ihr sollt kein Feuer anzünden am Sabbattage in allen Euren Wohnungen“ — er doch am Sonnabend zu Hause eine Pfeife geraucht hat. Manchen Edelmann

oder Offizier nagt der heimliche Selbstvorwurf, daß er bei irgend einem Vorfall den Gesetzen des Narrenkodex, den man ritterliche Ehre nennt, nicht gehörig nachgekommen sei: das geht so weit, daß Mancher dieses Standes, in die Unmöglichkeit versetzt, sein gegebenes Ehrenwort zu halten, oder auch nur besagtem Kodex bei Streitigkeiten Genüge zu leisten, sich todtschießen wird. (Ich habe Beides erlebt.) — Hingegen wird derselbe Mann alle Tage leichten Herzens sein Wort brechen, sobald nur nicht das Schiboleth „Ehre" hinzugefügt war. — Ueberhaupt jede Inkonsequenz, jede Unbedachtsamkeit, jedes Handeln gegen unsere Vorsätze, Grundsätze, Ueberzeugungen, welcher Art sie auch seien, ja jede Rücksichtslosigkeit, jeder Fehlgriff, jede Ungeschicklichkeit wurmt uns hinterher im Stillen und läßt einen Stachel im Herzen zurück. Mancher würde sich wundern, wenn er sähe, woraus sein Gewissen, das ihm ganz stattlich vorkommt, eigentlich zusammengesetzt ist: etwan aus ⅕ Menschenfurcht, ⅕ Gottesfurcht, ⅕ Vorurtheil, ⅕ Eitelkeit und ⅕ Gewohnheit, so daß er im Grunde nicht besser ist, als jener Engländer, der geradezu sagte: „Ein Gewissen zu halten ist für mich zu kostspielig."

Religiöse Leute, jedes Glaubens, verstehn unter Gewissen sehr oft nichts Anderes, als die Glaubenssatzungen und Vorschriften ihrer Religion und die in Beziehung auf diese vorgenommene Selbstprüfung: in diesem Sinne werden ja auch die Ausdrücke Gewissenszwang und Gewissensfreiheit genommen. Gottesgelehrte, Schulweise und Gewissensräthe der mittleren und späteren Zeit nahmen es eben so. Alles, was Einer von Satzungen und Vorschriften der Kirche wußte, nebst dem Vorsatz es zu glauben und zu befolgen, machte sein Gewissen aus. Demgemäß gab es ein zweifelndes, ein meinendes, ein irrendes Gewissen u. dgl. m., zu deren Berichtigung man sich einen Gewissensrath hielt."*)

Aus der Erkenntniß dessen, was recht und unrecht ist, geht das Schamgefühl hervor, das Unrechte gewählt zu haben; es entspricht an Stärke und Zartheit immer seiner Quelle, der Gewissenhaftigkeit. Wenn der Mensch krank und elend ist, fällt

---

*) Dr. A. Schoppenhauer: die beiden Grundprobleme der Ethik S. 195. (Die zahlreichen Fremdwörter sind hier in der Anführung so genau als möglich deutsch wiedergegeben.)

manche Rücksicht der Scham und des Gewissens, es gilt ja das Leben: ist er aber wieder gesund geworden, so treten jene Rücksichten auch wieder auf. —

Kleine Kinder und Blödsinnige oder geisteskranke Erwachsene fühlen keine Scham darüber, daß sie etwas äußern, was den allgemeinen Sittengesetzen widerspricht. Warum? — Weil sie keine Vorstellung, geschweige denn eine Erkenntniß des Unrechts und demnach kein Gewissen haben. Sobald dieses wirksam eintritt, schämen sie sich.

Dies scheint ausnahmsweise selbst bei einigen erzogenen Thieren der Fall zu sein z. B. bei Hunden, die sich verkriechen, wenn sie etwas strafwürdiges begangen haben. Wenn auch die Furcht vor der Strafe vorwaltet, so äußern sie doch auch gewisse Zeichen, die erkennen lassen, daß sie eine Vorstellung von ihrem Vergehen haben.

Bei Menschenkindern zeigt sich das Schamgefühl erst nach Beginn der moralischen Erziehung und dann wieder erst nach einer unrechten Aeußerung.

Die biblische Sage vom Sündenfalle der ersten Menschen enthält dieselbe Ansicht, indem sie von ihnen erzählt, sie hätten sich vor der Aeußerung des Ungehorsams nicht geschämt, obwohl sie nackt einhergingen, wohl aber nach derselben. —

Menschen von zarter Gewissenhaftigkeit erkennen das Unrecht als solches, wenn sie es nur denken, wenn es innerlich entsteht, und sie es noch nicht äußern; sie schämen sich schon der Absicht des Vornehmens, der Ueberlegung, ja selbst des inneren Kampfes.

Darauf gründet sich auch der umgekehrte Fall, daß manche Menschen vor einer ersten größeren Sünde mehr Schamgefühl äußern, als nach häufigerer Wiederholung derselben. Der Zustand des Gewissens, die Gewissenhaftigkeit, hat sich dann ganz verändert. Die Vorstellung von der Größe des Unrechts ist durch entgegengesetzte Vorstellungen überwältigt und abgeschwächt; das Gewissen hat dann kein oder ein irriges Urtheil.

Das Schamgefühl ist dem Menschen nicht angeboren, sondern wird ihm anerzogen: es richtet sich einzig und allein nach seiner sittlichen Bildung und äußert sich demnach bei verschieden gebildeten Menschen auch verschieden. —

Der Mangel an Schamgefühl ist das äußere Zeichen der

fehlenden sittlichen Bildung. Ist sittliche Bildung zwar vorhanden, aber mangelhaft, unrichtig, oberflächlich, so ist auch das Schamgefühl der Art.

Die sogenannte falsche Scham beruht auf unrichtiger Erkenntniß dessen, was sich schickt und sein soll oder nicht. Wenn sich Einer zu arbeiten schämt, weil er vornehmer Herkunft ist, so ist der Grund nur in seinen unrichtigen Vorstellungen von Herkunft und Arbeit zu suchen. Eben so läßt sich erklären, warum sich Menschen schämen, z. B. einfache, altmodische oder abgetragene Kleider zu tragen; über ihre Fehler sprechen zu hören; nicht zu wissen, was sie nie gelernt haben; nicht so geschickt zu sein wie Andere u. s. w. Die rohe Scham, die sich nur auf die gemeinsten und gröbsten Vergehungen beschränkt, hat ihre Erklärung in der sehr schwachen und oberflächlichen Erziehung eines Halbwilden. Seine Erkenntnisse und Wünsche beschränken sich nur auf die drei Arten menschlicher Bedürfnisse: zu genießen, zu gelten und zu besitzen. Daher sind für sie z. B. Wollust, Eitelkeit, Hochmuth, Habgier, Geldgeiz, nur wenn sie zu grell an das Tageslicht treten, und nur einmal Gegenstand der Scham.

Das veredelte Schamgefühl ist dem auf einer höheren Bildungsstufe der Sittlichkeit Stehenden eigen. Sein wesentlichstes Merkmal ist das Vorhandensein vor der Aeußerung, schon zur Zeit der innerlichen Vorbereitungen zur unrechten That.

Man könnte dasselbe mit dem Sprüchworte näher bezeichnen: „sich in die Seele schämen.“ So z. B. schämt sich derjenige in sich und für sich zu betteln oder zu borgen, welcher das edlere Rechtsgefühl besitzt, sich selbst durch Fleiß und Arbeit helfen zu müssen, so lange er es kann.

So schämt sich der sittlich Gebildete, Jedermanns Brod zu essen oder mühsam erworbenes Geld zu verthun, Jedermanns Diener zu sein, irgend Jemandem zu schmeicheln, sich von Schwachen unterstützen zu lassen, den ohnehin schon Unglücklichen durch Spott und Hohn zu beleidigen, an einem gefallenen Gegner noch nachträglich Rache zu üben, im ungerechten Besitze zu glänzen u. dgl. m. —

Es kann Einer, der selbst Unrecht thut, noch einen Rest von Schamgefühl dadurch an den Tag legen, daß er dasselbe Unrecht, was er selbst begeht, an Andern straft, tadelt oder verabscheut. So mißachtet mancher Lüstling den in gleicher Leiden-

schaft moralisch und körperlich verkommenen Mitmenschen, oder den Gegenstand seiner eigenen Befriedigung, das verführte Mädchen, das treulose Weib. — Die gänzliche Schamlosigkeit ist bei einem erzogenen Menschen dem moralischen Tode gleich zu achten und das Wort „schamlos“ ist der richtigste Ausdruck zur Bezeichnung innerlich sittlicher Verkommenheit eines Menschen. Bei Kindern jedoch, bei Blödsinnigen, Geisteskranken u. dgl. ist die gänzliche Schamlosigkeit anders zu beurtheilen. —

Das Schamgefühl läßt sich nach und nach so abstumpfen, daß selbst die unwillkürlichen Regungen desselben ganz ausbleiben. Wie weit es Einzelne darin bringen können, beweist die Erfahrung.

Das Auftreten von Menschen, die sich mit dem vollen Bewußtsein ihrer innern Verworfenheit heilig, fromm und gerecht stellen, ohne nur im Mindesten in Verlegenheit zu gerathen; oder solcher, die ganz gut wissen, daß sie lügen oder betrügen, und dennoch, ohne selbst eine Miene zu verziehen, die feinste Aufmerksamkeit und das schärfste Mißtrauen zu täuschen wissen; oder das Benehmen solcher, die dem, welchen sie vernichten wollen, in süßer einschmeichelnder Weise nahen, von ihrer Herzlichkeit und Freundlichkeit das Erdenklichste darzulegen verstehen, u. s. w. — ist etwas allbekanntes. Die Frucht einer solchen Schamlosigkeit ist freilich, wenn sie entdeckt wird, unsterbliche Verachtung der Mitmenschen und wenn sie auch nicht entdeckt wird, mindestens Selbstverachtung: aber in ihr liegt die gebräuchlichste Hilfs-, Schutz- und Wehrwaffe im großen Gedränge des geselligen Lebens für den, der nicht gut und gerecht sein und um der Gerechtigkeit willen auch ertragen will.

Mit dem Schamgefühle fällt aber auch wieder die letzte Hilfs-, Schutz- und Wehrwaffe gegen böse Gelegenheiten, Beispiele oder Einflüsterungen. Ist erst das Schamgefühl des Mädchens überwunden, so ist auch sein Fall, so zu sagen, gesichert. Ist der Knabe öffentlich gezüchtigt und sein Schamgefühl gewaltsam erstickt worden, dann ist er auch jedweder schlechten That fähig.

Warum ist die erste Uebertretung einer moralischen Pflicht so schwer und jede folgende Wiederholung derselben immer desto leichter? Weil die Schwäche des sittlichen Bewußtseins zu- und die Widerstandskraft abnimmt.

Die Schamlosigkeit kann sich bis zu dem Grade steigern,

daß Einer über sich selbst und seine Erniedrigung spöttelt und lacht. —

Schamhaftigkeit ist also die Begleiterin eines guten Gewissens, aber beide sind der Wandelbarkeit unterthan und man kann ihren Erscheinungen nicht unbedingt trauen.

Man spricht viel von den Qualen eines beleidigten Gewissens, aber sie treten nicht immer ganz sicher ein. Das hängt eben von der Beschaffenheit der Vorstellungen ab, die man sich in Kraft seiner Vernunft von einem Unrechte macht. Daher wird auf einzelne Fälle vollkommene Anwendung finden, was u. A. Young sagt:

„O verrätherisches Gewissen! Indem es, von Sirenengesängen eingeschläfert, auf Rosen und Myrthen zu ruhen scheint, indem es über seinem Amte schlummernd, der blindlings fortrennenden Begierde den schlaffen Zügel schießen zu lassen und uns, unzurückgerufen, unbemerkt, der wilden Freiheit zu übergeben scheint: — siehe, so zeichnet der schlaue Angeber hinten in seinem Winkel jeden Fehler auf und erfüllt sein schreckliches Tagebuch mit Grausen."

Es gibt aber Menschen, die nach einer großen Unthat vollkommen ruhig sind. Von dem Wüthrich Alba sagt die Geschichte, er sei eines sehr ruhigen und sanften Todes gestorben. Aber das mögen Ausnahmen sein; in der Regel behauptet man, auf Erfahrungen gestützt, das Vorhandensein einer Rächergewalt des menschlichen Gewissens. Oft mag auch die Qual der Strafe eintreten, ohne daß der Mensch sie seinem eigenen Gewissen zuschreibt. Mindestens zeigen sich davon auffallende Beispiele. — Scham und Gewissen gehen hierin gleichsam Hand in Hand.

Wehe dem, der die Schamhaftigkeit seiner Braut oder die seiner Gattin vernichtet, er vernichtet seiner Liebe Glück. Er wird sie, die er einst über alles hochhielt, sie wird ihn verachten. Der frühzeitige Tod ehelicher Liebe hat oft einzig nur darin seinen Grund. Die Liebe verzeiht gerne und alles, nur nicht den Mangel an Schamgefühl. —

Dasselbe gilt in der Freundschaft. Hier heißt es ebenfalls: Achtung verloren, Alles verloren. Nichts thut dann mehr weh,

als das Bewußtsein, auf diese Art, durch eigene Schuld, seinen besten Freund verloren zu haben.

Und wie straft sich der Mangel an Scham und Gewissenhaftigkeit bei Eltern? — Wenn der Vater sich vor seinen Söhnen nicht schämt, Unrecht zu thun oder sonst ekelhaft und widerwärtig zu erscheinen, kann er nichts anderes erwarten, als von ihnen trotz des vierten Gebotes verachtet zu werden. Selbst in solchen Aeußerungen, die nur unschicklich oder unanständig genannt werden können, ohne Rückhalt und Schamgefühl sein, straft sich an Eltern nach und nach durch den moralischen Verlust der Kinder d. h. durch den Verlust alles dessen, was ihnen die Kinder lieb und theuer macht, und wenn die Eltern je daran denken, empfinden sie auch den quälendsten Selbstvorwurf.

Eine besondere Art der moralischen Krankheiten entzieht sich fast ganz und gar dem Einflusse des allgemeinen Gewissens, die Lüsternheit. Die Sittengesetze können ihr nur in oberflächlichen Mahnungen einige Aufmerksamkeit zuwenden. Es regen sich oft im Menschen Triebe, deren Befriedigung durch äußere Verhältnisse und durch Furcht vor äußerer Beschämung gehindert wird. Dann erfolgt zwar die böse That nicht äußerlich, aber der so behinderte Mensch sucht sich durch innere, geheimnißvolle Befriedigung zu entschädigen. Er flieht in das Nebelreich der Phantasie und vollbringt hier, was ihm die Außenwelt versagt. Er genießt in Gedanken die verbotene Frucht und sucht oft genug in dieser eingebildeten Wirklichkeit sogar Schutz gegen die äußeren Lockungen der Gelegenheit. Darin besteht die sittliche Verworfenheit manch eines jungen Menschen, daß er in Gedanken alle die Sünden begeht und immer wiederholt, welche zu äußern — Schicklichkeit, Anstand, Schamgefühl und Sittengesetze verwehren. Wie mancher grau gewordene Lüstling schwelgt so im Genusse unedler Freuden. Wie mancher „ehrliche" Mann, dem Amt und Gelder anvertraut sind, träumt beständig den verbrecherischen Traum von Untreue in allen möglichen Abwechselungen!

So übt ein Sträfling in einsamer Kerkerhaft in Gedanken manche böse That aus, die er wohl auch in Wirklichkeit begehen

möchte, wenn die Gelegenheit nicht fehlte. So vollführen die meisten Verbrecher ihr Werk in Gedanken schon lange und unzählige Male vorher, ehe sich ihnen in Wirklichkeit die Gelegenheit dazu bietet.

Das Gewissen scheint gegen diese innerlichen Vorgänge, die oft sehr bösartig sein können, und die man eine „geheime Anleihe" der Unsittlichkeit nennen könnte, große Nachsicht zu üben. Unsere Sittengesetze und die gewöhnlichen Regeln der Erziehung pflegen sie auch zu übersehen oder wenigstens zu unterschätzen. Einige religiöse Mahnungen beziehen sich darauf aber ohne besondere Wirkung, weil man doch nur im Aeußern den religiösen Werth eines Menschen zu suchen gewohnt ist. —

Und doch hat das geheimnißvolle Treiben der Lüsternheit auf den sittlichen Charakter und Werth eines Menschen, auf seine Standhaftigkeit und Entschiedenheit großen Einfluß. Man muß nur die Macht der Phantasie anerkennen. Die von ihr hervorgezauberte Welt wirkt wie ein beständiger Reiz auf den Willen ein und zieht die Leidenschaft groß. Es fehlt dann weiter nichts als Gelegenheit zum moralischen Falle.

„Und hat mit diesem kindisch tollen Ding
Der klug Erfahr'ne sich beschäftigt,
So ist fürwahr die Thorheit nicht gering,
Die seiner sich am Schluß bemächtigt." (Goethe.)

Das Eintreten der Gelegenheit beruht oft nur an einer wahren Kleinigkeit; die sittliche Krankheit aber ist schon vorhanden und das Unrecht geistig vielleicht tausendmal gethan, ehe es in die Außenwelt tritt. Der Genuß der Phantasie ist stärker und dauernder als der der Wirklichkeit. Hier erstirbt die Begierde nach der Befriedigung, dort nicht. Widerwille aber und Gewissensbisse folgen nur der äußern That.

„Es gibt zwei Dinge, die sich hassen
Und von einander doch nicht lassen:
Kaum kehret wo die Wollust ein,
So wird nicht weit die Unlust sein." (Logau.)

Die innere That, tausendmal in Gedanken vollbracht, wird dagegen immer begehrlicher; und weil der Mensch weder durch Unlust und Abspannung noch durch Gewissensbisse gestört wird, gibt er sich ihr ohne Bedenken hin so oft und so lange, bis der

unmoralische Zustand ganz unheilbar wird. So kann Einer innerlich recht schlechter und böswilliger Mensch sein, und in Gedanken der Lüsternheit manch ein Verbrechen begangen haben, ohne daß man etwas davon zu sehen bekommt. Die äußere Tugend der Enthaltsamkeit und die ehrenhafte Anerkennung der Mitwelt sind für ihn nichts weiter als nur der Mangel an Gelegenheit.

Das letzte der Mosaischen Sittengebote (das 9. und 10.) „Laß dich nicht gelüsten nach deines Nächsten Hab und Gut, Weib oder Magd u. s. w. kann theilweise auf die hier erwähnten Fälle bezogen werden; wir sagen aber nur theilweise, denn das feinere sittliche Gefühl wird jenem Gebote hinzufügen müssen: du sollst dich auch nicht für den verbotenen Genuß, wonach du vergeblich begehrst, mit dem eingebildeten zu entschädigen suchen.

Ob das thunlich sei, ist keine Frage, wenn man weiß, daß der Mensch im Stande ist, seine Einbildungskraft eigenmächtig zu beschäftigen und auf jeden beliebigen Gegenstand hin zu lenken.

Daß aber das Gewissen machtlos ist, diesem sittlichen Verderben im Innern vorzubeugen, wenn es dazu nicht ganz besonders gebildet und erzogen worden ist, wird Niemand läugnen, der da weiß, was Gewissen sei. Der Mensch, der seinen Vorstellungen den Eintritt gewähren oder verbieten kann, vermag auch die Stimme seines Gewissens zum Schweigen zu bringen, wo und wie er will. Es ist ein großer Irrthum, daß sich die Stimme des Gewissens niemals ersticken lasse: die Erfahrung lehrt geradezu das Gegentheil. Die Gedanken der Einbildungskraft verdrängen oft schon ganz allein durch ihre Anzahl die einfachen Gedanken der Vernunft. —

Das Gewissen ist es, das die Schuld einer bedeutenderen ungerechten That bei manchen Menschen und unter gewissen Bedingungen zwar nicht vergessen läßt, sie vielmehr beständig erneuert, das aber auch dieselben beständig bald zu vergrößern bald wieder zu verkleinern sucht. Wenn nicht geläugnet werden kann, daß es als Rächer des Bösen auftritt, so ist dagegen auch wieder gewiß, daß seine Rache unsicher und oft ganz unzweckmäßig ist.

Wie Ebbe und Fluth wechselt Aufregung und Beruhigung der Erinnerungen und Urtheile im Kopfe eines Missethäters. Jetzt macht er sich Vorwürfe; gleich wieder sucht er sich vor sich selbst zu rechtfertigen; dann ist er im Stande sich die Sache auf Zeit aus dem Sinne zu schlagen u. s. w. Das Gewissen zeigt ihm aber nicht immer die Wahrheit, sondern gar oft nur ein Gespenst derselben. Es stellt daher oft ein zweites Dasein des Bösen und Schlechten her, gleich als wenn sich dieses von Außen nach Innen in der Seele wiederspiegelte. Dieser Wiederschein bleibt oft selbst dann, wenn die äußere Missethat schon längst getilgt und gesühnt ist. —

In vielen Fällen wird man allerdings das quälende Spiel des verletzten Gewissens vollständig gerechtfertigt finden. Man wird sagen, dem beleidigten Sittengesetze müsse Genugthuung gegeben werden. In vielen andern Fällen aber wird sich eine Uebertreibung vorfinden, die der Gerechtigkeit unmöglich genügen kann. Alle Phantasien gehören dazu.

Die gerechte Strafe müßte mit vollem, klaren Bewußtsein der wirklichen Schuld empfunden werden, und nicht in Phantasien.

Das schuldige Bewußtsein erfüllt sich z. B. mit ängstlichen Gedanken an eine geheimnißvoll wirkende Rache, an eine Wiedervergeltung, die nicht ausbleiben werde.

Es ist dem Uebelthäter dann zu Muthe als ob sein Gehirn und die ganzen Nerven des Körpers von Außen her eine Wunde erhalten hätten, die er nie wieder heilen könne, und der so im Gewissen Kranke hat gespenstische Phantasien, die ihn verwirren und die er zu verscheuchen nicht im Stande ist. Er fürchtet sich und Andere; er fürchtet selbst dann, wenn vielleicht nichts mehr zu fürchten ist. Dadurch wird er freilich gar oft entweder unfreiwillig zum Verräther seiner Schuld, oder er rettet sich vor seiner Selbstqual in die strafenden Arme der öffentlichen Gerechtigkeit: aber sein Selbstbewußtsein wird Verwirrung und Unklarheit.

Mancher Mörder könnte vielleicht an der Leiche des Ermordeten in tiefer Nacht Wache halten, und das Gewaltige seines Verbrechens ermessen, wenn ihn nicht die eigenen Sinne, die im Dienste des aufgeregten Gewissens stehen, in seiner Sicherheit und Festigkeit stören möchten. „Ein leiser Windhauch bewegt vielleicht die weiße Decke, die den Ermordeten einhüllt, das

flackernde Licht wirft allerhand Schatten in das blasse Antlitz der Leiche, und der Schuldbeladene wird zweifelhaft, ob der Tod wirklich erfolgt sei und das Opfer nicht auflebe, sich bewege, die Augen öffne und ihn ansehe." Ein Geräusch von Außen, ein Laut, ein Ton reicht hin, um den Gedanken anzuregen, daß man komme, ihn, den Schuldigen, zu ergreifen, u. dgl. m. Die Furcht des schuldigen Gewissens läßt allerhand sehen und hören, hält die Sinne wach und scheucht den Schlaf. So haben unsere Dichter das grausenvolle Treiben des bösen Gewissens dargestellt.

„Ein Maler würde die Sache ungefähr so darstellen: der Verbrecher eilt in die Ferne, um der rächenden Gerechtigkeit zu entgehen; riesengroß eilt ihm der Steckbrief nach. Genau besehen ist es aber der Verbrecher selbst, der den Wiederschein seiner Schuld, sich selbst verfolgt."*)

So stellte Kleist den Gewissensspuk in seinem Bettlerweibe von Locarmo dar. Aus dem Winkel eines Zimmers kommt zu gewissen Zeiten ein stöhnender, seufzender, röchelnder Ton und erfüllt die Bewohner mit Schauer und Entsetzen, denn sie haben da, in diesem Winkel, ein armes Bettlerweib erbarmungslos verschmachten lassen.

So wird der Wahn des Verbrechers ihm selbst gespensterhaft, die frevle That wird in der unsterblichen Erinnerung immer wieder von Neuem aber auch in neuer Form begangen, und alle, auch die kleinsten Vorgänge werden vom Anfange bis zum Ende im bunten Gewirre durchlebt.

Weil der Unglückliche das Gespenst in sich trägt, folgt es ihm überall hin. Während sich andere Gespenster oft so leicht und gründlich bannen lassen, kann er des Seinen nicht los werden. Man glaubt, es sei gar nicht möglich, daß ein Verbrecher der Qual seines in dieser Weise wachen Gewissens wirksam widerstreben oder trotzen könnte. „Er trägt ja mit sich Tag und Nacht, die dunkle Macht, die ihm so bange macht."

Alle die traurigen Vorgänge im Seelenleben der Verbrecher haben aber zu jenem ungerechtfertigten Vertrauen Anlaß gegeben, das man in die strafende Gerechtigkeit des Gewissens, in die „Stimme Gottes" setzt.

Es heißt die Sache nur einseitig betrachten, wenn man an-

*) Rosenkranz: Aesthetik des Häßlichen.

nimmt, daß das Gewissen immer und überall gleich stark rege sei, oder daß dasselbe den Menschen auch immer mit entsprechender Gerechtigkeit quäle, ängstige, strafe.

Die Seelenkunde weiset unzählige Beweise und Beispiele nach, daß das Gewissen oft in sehr bedeutenden Fällen ganz matt und kraftlos, dagegen in unbedeutenden entsetzlich strenge, ja grausam war. „Des Menschen Hirn faßt so unendlich viel und ist doch manchmal so voll von einer Kleinigkeit.“ (Lessing.) Die Irrenhäuser bergen so manchen Unglücklichen, bei dem keine andere geistige Kraft in Thätigkeit ist, als nur die Eine des Gewissens. Und man frage nur nach den einzelnen Fällen mit: Warum? — Warum ist der Mensch ein Narr geworden? — —

Schon der Umstand, daß das Gewissen Gespenster herauf beschwört, müßte hinreichen, um ihm nicht das volle Vertrauen zu gewähren und sich auf seine Stimme allein nicht zu verlassen.

Das Gewissen ist aber auch noch Kläger, Richter, Büttel und Sträfling in Einem, und demnach kann es nicht fehlen, daß von den Vieren der Stärkste das will und bestimmt, was ihm gefällt. Oft schlafen aber alle Viere oder werden eingeschläfert.

Ein schmeichelnder Gedanke ist stark genug, die Macht des bösen Gewissens zu brechen. Es braucht sich Einer z. B. nur recht lebhaft einzubilden, Alles, was er thue, geschehe zur größeren Ehre Gottes, und sein Gewissen ist dann so milde und gut, wie das eines artigen Kindes.

Wie zahm ist z. B. das Gewissen jenes Jesuiten gewesen, der den Mord eines Gekrönten für sittlich erlaubt erklärte. — Und wie schnell beruhigt sich das schuldbeladene Gewissen eines gut gearteten Priesterlings, wenn er die Absolution seines Beichtvaters empfangen hat. Ja, im Beichtstuhle, da häuten sich die Gewissen wie Schlangen.

Was und wie sprach einst das Gewissen der berüchtigten Ludwige in Frankreich, wie das ihrer Kebsweiber, ihrer Beichtväter, ihrer Höflinge? In der trivialen Redensart des deutschen Volkes liegt die Antwort. Man pflegt nämlich zu sagen: Der oder jener macht sich aus dem oder jenem kein Gewissen. In der That ist es so. Der Mensch vermag sich ein Gewissen zu

machen; er kann es mindestens bilden, erziehen, vervollkommnen, oder vernachlässigen, schwächen, ersticken. Gewissen ist Vernunft, kann irren, kann die Wahrheit finden wie sie. Ein unvernünftiger Mensch kann daher unmöglich gewissenhaft sein. Ein irrthumfähiges oder irrendes Gewissen ist vollständiger Widerspruch gegen das Vertrauen, das man ihm spendet.

Seelenheilanstalten.

I.

„Gesetze gelten nur dem Schlechten."
(L. Schäfer.)

Schon vor undenklichen Zeiten hat sich in jeder staatlichen Gesellschaft eine besondere Klasse oder Kaste von Menschen gebildet, die es sich nicht nur zur Pflicht machte, ihre Mitmenschen zu erziehen, sondern diese Erziehung auch als ein ihr zu eigen gewordenes Recht ansah. —

Gegen einen Lehrer- und Erzieherstand wäre als solchen nichts einzuwenden, wenn er auch, wie das Priesterthum, geordnet und abgeschlossen wäre, in so fern ihm nur auch die Befähigung, Kraft, Geschicklichkeit, Kenntniß und das nöthige Ansehen nicht fehlten, um eine so gewaltige Aufgabe, wie z. B. die sittliche Erziehung der Menschheit ist, zu lösen.

Die Kulturgeschichte aller Völker der Erde läugnet zwar nicht das Vorhandensein einiger erzieherischer Fähigkeiten im Priesterthum, macht ihm aber dagegen schwere Vorwürfe vorwaltenden Eigennutzes, übertriebener Herrschsucht, einer zu häufigen Anwendung vernunftwidriger Mittel und der Feindseligkeit gegen jede Art wissenschaftlicher Erkenntniß — Vorwürfe, die, wenn sie begründet sind, den Werth der priesterlichen Belehrung und Erziehung tief herabsetzen, wo nicht gänzlich vernichten.

Die Zanksucht der Priester aller vergangenen Zeiten hat außerdem mehr geschadet als ihre Lehren genützt haben, wenn man sie auch damit entschuldigen könnte, daß Zank aus Dem nothwendig hervorgehen mußte, was sie zum Gegenstand des allgemeinen Glaubens gemacht haben.

Ueber diesen Punkt sagt ein Denker, Fr. v. Raumer:

„Wenn Streit über eine Sache Beweis ihrer Dunkelheit ist, so ist die Offenbarung der Theologen das Dunkelste, was es gibt.“ — „Für die zänkischen Theologen wäre eine neue Offenbarung nöthig; hätten sie aber diese, so würden sie doch fortzanken.“ —

Und Lichtenberg meint:

„Sie sprechen für ihre Lehren mit einer Hitze, als wenn sie Unrecht hätten.“

Ein Beweis dafür, daß das, was sie lehren, nicht vollständig wahr ist, und demnach zum Zank und Streit genug Anlaß gibt, liegt darin, daß sie sich auf Gottes ausdrückliche Befehle, auf wunderbare Eingebungen, endlich auf die Irrthumlosigkeit uralter Schriftstücke berufen und selbst sogar Gewaltmittel anwenden, damit man ihnen glaube. Die Wahrheit bedarf nur einer einfachen Mittheilung und der aufrichtigen Erkenntniß. Ist wo Wahrheit erkannt, gibt es auch — wenigstens unter den Erkennenden — keinen Streit mehr. Kein vernünftiger Mensch streitet noch darüber, ob die Erde Kugelgestalt habe und sich drehe, aber vielen Priestern ist es doch noch eine Streitfrage.

Dem sittlichen Uebel setzte das Priesterthum von jeher den ausdrücklichen Willen ihrer Gottheiten entgegen. Ob es zweckmäßig war? Ob der gewünschte Erfolg erreicht wurde? — Wir wollen sehen.

In der christlichen Sittlichkeitslehre stehen die sogenannten 10 „Gebote Jehovah's“ oben an, obwohl ihr Ursprung eben so fraglich ist, wie ihre Zweckmäßigkeit. Darnach wird aber von Seite derer, die sie verkündigen, eben nicht gefragt, sondern es wird von vorn herein als unbezweifelbar angenommen, daß sie als die erste nothwendige Grundlage aller christlich-menschlichen Erziehung gelten — nicht etwa nur sollen, sondern müssen. Wir aber fragen darnach und wagen es, eine vernunftgemäße und wo möglich unbefangene Prüfung ihres Ursprungs und ihres Inhalts vorzunehmen.

Bis auf unsere Zeiten mußte jedes Christen- und Judenkind 10 Paragraphe einer Gesetzgebung auswendig lernen, von

der man sagt und gutmüthig glaubt, daß sie von Gott selbst mit dem Finger in Stein geschrieben sei.

Kinder glauben es ohne Weiteres: sie haben keinen Grund und keine besondere Lust daran zu zweifeln. Sie wachsen aber heran. Das Leben geht dann wie ein Schau-, Lust- und Trauerspiel, oft sogar wie eine Posse an ihnen vorüber, und jedes der ehemaligen Kinder mit seinen auswendig gelernten 10 Gottesgeboten ist darin mit irgend einer Rolle betheiligt, als handelnde, als stumme, als Haupt-, als Nebenperson. Während der ganzen Lebenszeit hat aber Niemand Gelegenheit, außerhalb der Bibel einen übernatürlichen Ursprung jener 10 Paragraphe auch bestätigt zu finden. Wohl sieht man, daß sie von einzelnen Mitmenschen auf die gröbste Weise übertreten werden: aber niemals ist zu bemerken, daß jene Gottheit Gesetzgeberin sich rächend, strafend oder auch nur verletzt, beleidigt gezeigt hätte. Es ist, als ob sie sich um die Erfüllung der gegebenen Gebote gar nicht bekümmerte. Nur Menschen sind es, die das Strafamt übernehmen und auch nur dann, wenn sie von der Uebelthat Kenntniß, Gewißheit, Beweise erhalten, oder wenn das Vergehen ihren Vortheilen entgegen ist.

Außer diesen Bedingungen finden sich sogar Verletzungen dieser „göttlichen" Paragraphe, die von Menschen nach Umständen belobt, berühmt, belohnt, belorbeert, besoldet, befohlen werden, weil ihnen die Verletzungen nothwendiger oder nützlicher sind als die Erfüllung. Dahin gehören z. B. ein heldenmüthiger Todschlag im Kriege, wo möglich im Großen verübt, erobernde Plünderung, diplomatische Lüge, Sabbatstörungen, falsches Zeugniß u. s. w.

Die Gottheit läßt Alles geschehen. Warum — so dürfte Mancher fragen — sollen sich nun Menschen ängstlich darum kümmern, wie streng oder lässig das zu beachten sei, was die Gottheit verboten hat, wenn sich diese selbst darum nicht kümmert.

Man sieht z. B. daß ein Mensch, der in irgend einem staatlichen Verbande lebt, mit großer Spannung und Aengstlichkeit nach jedem Zeitungsblatte greift und nach jeder schwarzen Tafel sieht, um neue Verordnungen seiner Vorgesetzten zu erfahren oder eine verbesserte Auslegung schon vorhandener Vorschriften sich anzueignen. Man sieht, daß er um keinen Preis etwas dabei versehen möchte, weil es ja nur sein Schaden wäre und die menschliche Gesetzgebung nach Möglichkeit

strenge ist. — Warum ist er aber nicht so ängstlich bemüht, den Sinn und Inhalt jener 10 Gebote zu erfahren? Er kennt sie vielleicht nicht, weiß nicht einmal wo sie geschrieben stehen! — Das, was in „Gottes Gesetzgebung“ gesagt wird, scheint ihm also weniger dringlich, eilig und gefährlich, am wenigsten dann, wenn es etwa, wie oft der Fall wirklich eintritt, mit obrigkeitlichen Gesetzen nicht ganz übereinstimmt. Diese gehen vor. „Herrendienst geht vor Gottesdienst.“ —

Mit kurzen Worten: die Menschen halten im Allgemeinen dafür und beweisen es durch ihr Benehmen, daß Einer oder der Andere der folgenden Sätze oder gar alle vier richtig sind:

1) es gebühre menschlichen Gesetzen der Vorrang, oder
2) es sei der göttliche Gesetzgeber nicht zu fürchten, oder
3) es seien diese göttlichen Gesetze nicht von der Gottheit gegeben, oder
4) sie seien gegeben, daß die menschlichen Gesetzgeber damit machen, was sie wollen. —

Man hält freilich auch dafür, daß diese Gebote für gewisse Menschen höchst nothwendig sind, daß es gut ist, wenn sie nach gegebenen Verhältnissen und Umständen befolgt werden: aber man findet auch, daß Sinn, Bedeutung und Werth nicht überall gleich groß ist: ein anderer in der Religionslehre alter Zeiten, ein anderer in der Gegenwart, ein anderer für die Niederen, ein anderer für die Oberen, ein anderer in der Politik, ein anderer in der Philosophie, ein anderer in der Naturwissenschaft und ein anderer in der Noth des Lebens. —

Wären jene zehn Paragraphe, die unser Kind als göttliche, dem mosaischen Volke für die gesammte Menschheit gegebene, zu lernen und im Gedächtniß zu tragen hat, das, wofür sie ausgegeben werden: dann wäre es auch von dem höchsten Interesse mit voller Gewißheit zu erfahren, wie, wo, wann, wem, mit welchen Ausdrücken und unter welchen Umständen sie gegeben worden sind. Frägt aber Jemand z. B. nur das Eine, wie es vernünftig denkbar sei, daß die Gottheit menschlich, verständlich geredet oder geschrieben habe, so wird ihm kaum eine befriedigende Antwort gegeben. Ebenso ist die Beantwortung anderer im Zusammenhange stehenden Fragen mehr geeignet die Wiß-

begierde zu reizen, als sie zu stillen. In reiferen Jahren der Aufklärung erfährt der in alten Schriften spähende Zweifler manchen unlösbaren Widerspruch, wie z. B. in der geschichtlichen Thatsache, daß selbst Priester jenes Volkes, dem zuerst die zehn „Gebote Gottes“ mitgetheilt wurden, behaupteten, nicht ihr Moses sei der Erste gewesen, zu dem der göttliche Gesetzgeber gesprochen habe, sondern Noah.

So heißt es z. B. in einer der altjüdischen Schriften (in Sanhedrin bab. 56, 6 b): „Unsere Rabbiner lehren, daß den Kindern Noahs sieben Gebote gegeben worden sind: das Gericht zu halten, dem Namen Gottes nicht zu fluchen, die Abgötterei zu meiden, Unzucht und Ehebruch zu fliehen, Blutvergießen zu meiden, nicht zu rauben und kein Glied von einem lebendigen Thiere zu essen.“

Dasselbe wird an vielen andern Stellen alt-rabbinischer Schriften wiederholt.

Selbst in den ersten christlichen Zeiten glaubten es die Christen. (Beweis bei Irenäus in seiner Schrift gegen die Ketzer III, 11.)

Nach den altjüdischen Glaubenssatzungen gingen bei Verkündigung jener zehn Paragraphe außerordentliche Dinge vor. Der Berg Sinai erhob sich aus seinen Wurzeln und reichte weit in den geöffneten Himmel hinein, so daß finstre Wolken seinen Scheitel bedeckten. Moses selbst stand nur mit den Füßen auf dem Berge, mit dem übrigen Leibe war er im Himmel; Gottes Füße dagegen reichten auf den bewölkten Berg Sinai herab, während sein Körper auf dem Throne saß (Pirke Eliеser 41. C.). So waren Gott und Moses einander gegenüber, wie geschrieben steht (Exod. 33, 11):

„Der Herr sprach mit Moses von Angesicht zu Angesicht, wie ein Mann mit seinem Freunde redet.“ — Feuer, das in alten Zeiten unentbehrliche Beiwerk jeder höheren Offenbarung, fiel vom Himmel und umgab den ganzen Berg. (Mechilta zu Exod. 19, 18 u. A.) Ja, der ganze Berg selbst brannte. Dazu Posaunenschall und Donner, ein wunderbares Trio.

Gläubige Rabbiner gaben ferner folgende Umstände der göttlichen Gesetzgebung an:

(Sebachim bab. S. 116, a) „Rabbi Elieser sagt: Als das Gesetz den Israeliten gegeben ward, erscholl die Stimme desselben

von einem Ende der Welt zum andern. Schrecken ergriff alle Völker der Welt."

Da es nach dem theologischen Glauben jener Zeiten siebenzig Nationen auf der Erde gab, jede derselben aber ihre eigene Sprache hatte, und das Gesetz nur in Einer (der heiligen) Sprache verkündigt wurde: so wußte der rabbinische Scharfsinn folgende Auskunft zu geben: (Schemot Rabba S. 70, d.) „R. Jochanan sagt: Die Stimme von Sinai ward getheilt in siebenzig Stimmen und siebenzig Sprachen, daß alle Nationen der Welt (das Gesetz) hörten, und Jegliche vernahm es auch wirklich in ihrer Sprache." — (Midrasch Tillin über Ps. 68, 12.): „Der Herr gibt das Wort, der Verkündigerinnen ist eine große Schaar. Als das Wort (von Sinai) ausging, ward es in sieben Stimmen und von den sieben Stimmen in siebenzig Zungen getheilet. Gleichwie viele Feuerfunken da= und dorthin (aus dem glühenden Metall) herausspringen, wenn der Mensch auf den Ambos schlägt, also war auch der verkündigenden Gottesstimmen eine große Schaar." — (Exod. 20, 15): „Alles Volk sah die Stimmen und die Blitze und das Tönen der Posaune und das Rauchen des Berges."

Die alten Juden legten großes Gewicht auf den Ausdruck, „das Volk sah die Stimmen" (da man sie sonst blos hört); die ausstrahlenden Stimmen — sagten sie — waren feurige Zungen, die natürlich auch dem Auge erkennbar sein mußten.

Die Bibel der Christen selbst erzählt (2. Mose 19), welche Anstalten Moses zur Gesetzgebung auf Jehovahs Geheiß zu machen hatte. Das Volk mußte dazu seine Kleider waschen; um den Berg herum wurde ein Gehege errichtet und kein Mensch sollte es — bei Todesstrafe — überschreiten, um den Berg etwa zu besteigen. — Jehovah ist zwar besorgt, es könnte Einer doch „herzu brechen zum Herrn" (v. 21): Moses aber beruhigt ihn und versichert, das sei unmöglich, weil ja das Gehege gemacht und geheiliget sei (v. 23).*)

Diese und noch viele andere Schilderungen der göttlichen Gesetzgebung sind nicht geeignet, den Denker und Kenner alter Volkssagen und Religionsgeschichten dahin zu bringen, daß er nun so ohne Weiteres sein eigenes Urtheil aufgebe und sich un=

*) Vgl. m. Handbuch I. B. Judenthum, Heidenthum, Christenthum.

bedingt dem vorgeschriebenen Priesterglauben unterordne: er wird vielmehr nachdem, was er bereits erfahren, mit viel größerem Bedenken der Wahrheit nachspüren.

Zur Würdigung der biblischen Erzählung von der Mosaischen Gesetzgebung werden unter Andern auch folgende Thatsachen beitragen: In den bedeutenderen Theilen der alttestamentarischen Bibel wird dieser „Gesetze" nur selten oder gar nicht Erwähnung gethan. Das Buch der Sprüchwörter z. B. beruft sich bei der Abmahnung von Ehebruch und anderen Lastern nicht auf das Gesetzbuch, obwohl es höchst wirksam und nothwendig gewesen wäre, da es ja eben so wie die Mosaischen Gesetzbücher für Gottes Offenbarung angesehen wurde. Die Propheten, so oft sie zur theokratischen Gesetzlichkeit ermahnen und auf Vorgänger Bezug nehmen (vergl. Jeremias 17, 27 mit Amos 1, 4; 2, 5. — Jer. 26, 18 mit Micha 1, — Jer. 48, 5. 29. ff. mit Jes. 15, 5.) schärfen niemals eine Vorschrift mit den Worten der Mosaischen Bücher ein, wodurch sie doch die Wirkung ihrer Strafreden ebenfalls erhöhen könnten. Jesaias und Jeremias sprechen sogar gegen das angeblich Mosaische Gesetz: Der Erstere nennt z. B. die auf Gottes Gebote gegründeten religiösen Gebräuche des Volkes (29, 13) „eingelernte Menschensatzung;" und der Andere behauptet, daß zur Zeit des Auszuges aus Egypten (also zur Zeit der mosaischen Volksregierung) „keine Gesetze gegeben worden" seien und (8, 8) daß „der Lügengriffel der Schreiber das Gesetz zur Lüge mache." — „Wie möget ihr doch sagen: Wir wissen, was Recht ist und haben die heilige Schrift vor uns. Ist es doch eitel Lügen, was die Schriftgelehrten setzen." — Jesaias spricht (1, 13) vom Sabat nicht mit jener Ehrfurcht, die Moses fordert; er widerspricht sogar dem Sabatgesetze als einem göttlichen. „Der Neumonde und Sabate — so spricht der Herr — wo ihr zusammenkommt und Mühe und Angst habt, begehre ich nicht." — So auch Hosea (2, 11): „Ich (der Herr) will ein Ende machen allen Festen, Sabaten und Feiertagen." — *)

Zur Erklärung dieser auffallenden Erscheinung dient die geschichtliche Thatsache, daß die 5 Bücher Moses sammt den zehn Geboten und übrigen Gesetzen als Schriftsammlung, durch

*) Die hier angeführten Stellen können in jeder christlichen Bibel nachgesucht werden.

Priester veranstaltet, zur Zeit jener oben angeführten Propheten noch nicht erschienen waren. Ihr Inhalt muß allerdings vorher theils als überlieferte Sagen im Munde des Volkes, theils als zerstreute, unzusammenhängende kleine Schriftstücke in den Händen der Gelehrten vorhanden gewesen sein. Als solchen mag ihn nun Jeremias, Jesaias, Hoseas auch theilweise gekannt haben, aber als Gottes höchst eigene Willensmeinung haben ihn alle diese Männer nicht anerkennen können.

Die Gesetzgebung Gottes, von der die 5 Bücher Moses sprechen, müßte in die Lebzeiten Moses gefallen sein (1320 v. Ch.) und nun — in den Zeiten des Jesaias (717 v. Ch.) und des Hosea (752 v. Ch.), also nach beiläufig 550 Jahren und dann in den Zeiten des Jeremias (626 v. Ch.) nach beinahe 700 Jahren*) sollte dieselbe noch bestritten, bezweifelt, angefochten, wohl gar geleugnet worden sein? — Unmöglich! Erst in den Zeiten des Jeremias und Ezechiel (nach 700 Jahren) sind die religiösen Einrichtungen genau so, wie sie das Mosaische Gesetz vorschreibt.

In demselben allgemeinen Gesetzbuche sind die 10 Paragraphen mitten unter anderen Vorschriften 3 mal zu finden (2. Mos. 20; 3. Mos. 19; 5. Mos. 5) und zwar das erste und zweite Mal so, daß sie sich auf einander gar nicht beziehen. Warum? — Weil das ganze Buch eine Zusammenstellung aller alten Sagen und der vorhandenen kleinen Schriftstücke war. Erst zur Zeit dieser Sammlung und Zusammenstellung war das Priesterthum wirksam vorhanden und der Tempel war da erst fertig (516 v. Ch. wie Esra 6, 15 nachweist). Es hatte nämlich mehrerer Jahrhunderte bedurft, bevor das Priesterthum der Juden so völlig erstarkt war, daß es mit seinem Gesetzbuche hervortreten und wagen konnte, seine Vorschriften als Norm aufzustellen, der Gottheit zuzuschreiben und deren Ursprung in die graue Vorzeit zurückzuschieben.

Der Pentateuch (5 Bücher Moses) in seiner jetzigen Gestalt enthält sogar reichliche Spuren einer späteren Abfassung und zwar nach der Zeit der babylonischen Gefangenschaft. (538 v. Ch. also etwa 760 Jahre nach Moses.) Davon kann sich ein Jeder leicht überzeugen, wenn er nur ein wenig in der

---

*) Alle dieser Erklärung beigefügten Jahreszahlen sind den chronologischen Tabellen des großen Bibelwerkes von Bunsen entnommen.

altjüdischen Geschichte herum blättert. Das Eifern z. B. gegen eheliche Verbindungen mit palästinensischen Nachbarvölkern (5. Mos. 7, 2—3) kann nicht vor der Zeit Esra, der im Jahre 458 v. Ch., also über 800 Jahre nach Moses lebte und von derselben Angelegenheit (Esra 9, 12) spricht, vorgekommen sein. — Auch der so häufige Vorwurf des Rückfalls in Abgötterei stammt aus jener Zeit, wo die, in Assyrien herrschende zoroastrische Lehre von der Unbildlichkeit Gottes bei den dortigen Juden Eingang gefunden hatte. So auch die jüdische Engellehre.

Daher das erste Buch Mosis (Genesis) nicht älter als das Buch Daniel, Tobia, Judith, Henoch u. a. angenommen werden darf. Wie hätte Jerobeam im Jahre 967 (also nach 350 Jahren der Gesetzgebung) die Einheit Gottes und das levitische Priesterthum zur Befestigung seines Thrones aufheben dürfen (2. Chron. 13, 6—7 und 2. Chron. 11, 13—17), wenn der Stamm Levi sich durch ein allgemein anerkanntes Dokument göttlicher Einsetzung und mosaischer Gesetzgebung hätte ausweisen können? —

Das Alles sind nur einige, wenige Nachweise, die sich der Denker und Forscher verschaffen kann, die aber nicht geeignet sind, den wichtigen Glauben an eine göttliche Bestimmung jener 10 Gebote zu stärken.*)

Man darf aber darum den Mosaischen Gesetzen überhaupt und jenen berühmten 10 „Gottesgeboten" insbesondere den eigenthümlichen Vorzug eines hohen Alters nicht absprechen. Das hohe Alter und die Zähigkeit ihres Ansehens ist bewundernswerth genug. Sie überdauerten viele Völker mit ihren oft großartigen Rücksichten. Die kleinlichen Gesetze jüdischer Sittenprediger gegenwärtiger und vergangener Zeiten sind im Vergleiche mit den Mosaischen 10 Verboten nur wie Eintagsfliegen, die sich augenblicklich, fast unbemerkbar, auf die Mosaischen Tafeln gleichsam niedergelassen haben, um da einen Augenblick zu sein und dann spurlos zu vergehen. Die Ehrwürdigkeit des Alters dieser Verbote steht unangefochten da, nicht aber ihr Werth und ihre Zweckmäßigkeit vor dem Richterstuhle einer streng prüfenden Vernunft späterer Zeiten.

---

*) Ausführliches findet sich in meinem Handbuche I. Band — Judenthum u. s. w. Cap. V.

Was sich vom vernünftigen Standpunkte gegen die Göttlichkeit und Vorzüglichkeit der 10 Mosaischen Sittengebote im Allgemeinen einwenden läßt, bewegt sich um folgende Punkte:

1) Wenn man an einen höchsten Gesetzgeber glaubt, der gerecht und barmherzig genug ist, um alle mit Vernunft begabte Wesen durch seine Gesetze zu beglücken: so muß man auch nothwendig voraussetzen, daß derselbe seine Gesetze Allen zur Kenntnißnahme bringen wollte. Die geglaubte Offenbarung der Mosaischen 10 Gebote wäre nun schon nahe an 4000 Jahre alt und doch ist sie noch nicht allen irdischen Vernunftwesen, sondern nur einem kleineren Theile, nicht einem Drittel, bekannt geworden.

Millionen um Millionen haben gelebt und sind gestorben, ohne davon nur eine Ahnung gehabt zu haben. Man wird nicht sagen, es sei diese Unkenntniß ihre Schuld.

Die Zahl derer, die nichts davon wissen, was der Herr der Welt geboten, wird immer größer, je weiter in die Vergangenheit der Blick reicht. Und was wissen z. B. noch heutigen Tages die nicht-christlichen Völkerschaften von einer Gesetzgebung auf Sinai? von Jehovah und Moses? vom Sabat u. s. w.? Wenn bei ihnen Kinder die Eltern ehren, folgen sie anderen Gesetzen und nicht dem 4. Gebote des israelitischen Gottes. Wenn bei Einigen von ihnen der Diebstahl erlaubt ist, so sagt ihnen noch immer keine Stimme, daß ein Gott denselben schon längst verboten habe. Daß sie Gottes Namen nicht eitel nennen sollen, ist für sie ein vollständig unnöthiges Gebot, weil sie denselben gar nicht kennen. —

Wie ganz anders steht es dagegen um die Kenntniß und Befolgung solcher Gesetze, die wirklich von dem Urquell alles Lebens ausgehen und die Weltordnung zu erhalten haben; z. B. das Gesetz: „durch Licht, Luft und Wärme soll Alles werden und bestehen." Welchem Menschen bliebe dieses Gesetz ganz fremd? Der auf der niedersten Stufe der Erkenntniß stehende Wilde macht ohne Offenbarungen, Steintafeln und ohne Moses die nöthigen Erfahrungen, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß es eine Bedingung des Lebens sei, dieses Gebot eines unbekannten Weltengesetzgebers wie noch so manches Andere genau zu erfüllen. —

Man mag dagegen einwenden, die Naturgesetze seien keine Sittengesetze (was übrigens erst noch zu erweisen ist): wir denken aber mit diesem Beispiele vorläufig nichts anderes zu erklären,

als, daß einem Gebote des lebenspendenden höchsten Wesens, das man Gott nennt, mindestens das Merkmal einer allgemeinen Bekanntmachung nicht fehlen dürfe.

2) Ein zweites Merkmal göttlicher Gebote muß darin zu erkennen sein, daß sie für das Wohl aller Wesen und zunächst für alle Zeiten und Orte vollkommen ausreichen. Dieses Merkmal fehlt ebenfalls den sogenannten 10 Geboten, während es dagegen den Naturgesetzen vollständig eigen ist. Wie unzureichend ist z. B. das 4te mosaische Gebot! Es spricht nur von den Pflichten der Kinder gegen ihre Eltern, aber ganz und gar nichts von den so unendlich bedeutsamen der Eltern gegen ihre Kinder. Und wie viele andere Verhältnisse des gesellschaftlichen Lebens gibt es außerdem, die von den 10 Geboten nicht berührt werden? —

Wie „gemeinnützig" im vollsten Sinne des Wortes ist dagegen z. B. das Weltgesetz: „Ein Wesen soll dem Andern zum Leben dienen." Wie allseitig wohlthuend ist es! — Seit Menschengedenken waltet es, und nicht nur Menschen, sondern alle Creaturen vom Urtheilchen an bis zum vollkommensten Erdkörper gehorchen ihm.

3) Der höchsten Würde eines Weltengesetzgebers kommt es endlich auch zu, daß dessen Anordnungen wenigstens ungestraft nicht verletzt werden dürfen: wir können uns sonst seine höchste Machtvollkommenheit nicht denken. Schon in der Nichterfüllung muß Strafe liegen. —

Diese Eigenschaft fehlt z. B. gleich dem Allerersten der Mosaischen Gebote. Jehovah scheint sich um die Beobachtung dessen, was ihn selbst zunächst angeht, nicht zu kümmern und die Menschen verfahren damit, wie sie es für gut, nützlich und nothwendig halten. Ungestraft machen sie sich aus Einem Drei Götter, setzen diesen Dreien den Teufel als göttlichen Widersacher entgegen, behaupten, beschwören, leugnen oder bezweifeln Namen, Dasein und Wirksamkeit der Gottheit und — leben doch ungestört in Glück und Wohlsein fort.

Wer aber kann sich wahren Welt- und Lebensgesetzen ungestraft entziehen? Wer darf oder kann die Ordnung im Reiche Gottes, die wirkliche Anordnung des höchsten Wesens stören? — Darauf ist fast immer die Todesstrafe gesetzt. Der Wagehals muß umkommen, ehe er eine Verletzung des göttlichen Willens zu vollbringen im Stande ist. Eines der göttlichen Gesetze lautet z. B. „Erwerbe, was du brauchst." Wer nicht gehorchen

wollte, würde zur Strafe entbehren und im fortgesetzten Entbehren verkommen müssen. Und das Gesetz in dieser Strenge gilt nicht nur der Menschheit, sondern allen uns bekannten Geschöpfen (wohl auch allen uns unbekannten). Wir können daher vernünftiger Weise kein Gesetz des höchsten Weltordners denken, das der Willkür derjenigen, die zu gehorchen haben, so preisgegeben wäre, daß es ihnen freistände nach eigenem Ermessen und Belieben es zu mildern, zu verschärfen, ganz aufzuheben, sich oder Andere davon loszusagen, und Uebertreter zu begnadigen. Das kommt allein dem Gesetzgeber zu.

Hier aber geschah und geschieht mit den gesammten zehn Geboten des Moses, was nur menschlicher Willkür möglich war, was nur immer dem Ersten Besten gut dünkte.

Halten wir nur diese drei Merkmale der Anordnungen eines höchsten Gesetzgebers im Auge, so müssen wir allein um ihrer willen die Mosaischen 10 Gebote für menschliche, und zwar für sehr oberflächliche, nur gewissen Culturzuständen angepaßte Anordnungen halten.

Sie mögen zur sittlichen Erziehung eines in kindlicher Rohheit befangenen Menschenstammes ausgereicht haben. Sie mögen die erste Grundlage der Sittlichkeit genannt werden können; ja sie mögen sogar tadellos in ihrer Art sein: aber als göttliche Gebote haben sie drei wesentliche Mängel und können jenen nicht zur Seite gestellt werden, die der Vernunftmensch in der Weltordnung überall und jeder Zeit unwiderstehlich und unverändert walten sieht.

Aus all diesem folgt also nicht, daß diese Mosaischen zehn Sittengebote den ihnen innwohnenden moralischen Werth durch unsere Beurtheilung einzubüßen haben. Noch gibt es Millionen auf der niedersten Stufe der Sittlichkeit stehender, zur Vernunft zu erziehender Menschen: ihnen sind diese und ähnliche Gesetze nöthig. Mag die Zahl derer noch nicht sehr groß sein, die im richtigen Selbstbewußtsein sagen können: Solche Gebote gelten uns nicht, sondern nur dem Rohen und Schlechten; auch ist es überflüssig, uns zum Guten und Rechten dadurch anzutreiben, daß man uns sage, Gott habe das und das anbefohlen oder verboten — genug, daß es Menschen gibt, die so viel Kraft, Muth und Bewußtsein haben, derlei zu entgegnen. Mag es also noch sehr Viele geben, denen solche Gebote gelten: darum sind es doch nur mangelhafte, der niederen Menschenbildung anbequemte Menschensatzungen.

II.

„Was vergangen kehrt nicht wieder;
Aber ging es leuchtend nieder,
Leuchtet's lange noch zurück."
(Göthe.)

Die „zehn Gebote von Sinai" haben seit Ausbreitung des reformirten Judenthums — Christenthum genannt — in der theologischen Welt unseres Erdtheils eine hochansehnliche Rolle gespielt und spielen sie theilweise noch; aber die Welt der wirklichen Lebensverhältnisse ging in ihrer stets wachsenden und zunehmenden Entwicklung mit sichtbarer Mißachtung an ihnen vorüber. Tausend und aber Tausend neue Gesetze, deren Bestimmung war, eine allgemeine Lebensordnung der Menschen festzustellen, aufrecht zu halten und zu sichern, erschienen nebenher. Sie übten ihren mächtigen Einfluß auf Bildung und Sitte der vernunftbegabten Gottesgeschöpfe, standen aber mit jenen 10 Geboten in keinem Zusammenhange — ein unwiderleglicher Beweis, daß jene unzureichend befunden worden sind.

Wie konnte aber der Menschengeist wagen, eine Gesetzgebung zu verbessern oder wohl gar ganz bei Seite zu legen, wenn sie göttlichen Ursprungs und demnach auch dem höchsten Gesetzgeber entsprechend vollkommen war? — Wie? — Das läßt sich bald sagen. Der Menschengeist erkannte, was der Glaube nicht erkennen mochte, die Mangelhaftigkeit derselben einerseits und das Bedürfniß neuer Sitten- und Rechtsverhältnisse andrerseits; und so verordnete derselbe, je nachdem er erkannte, und nicht je nachdem man seit langer Zeit geglaubt hatte.

Gegen die einzelnen dieser Mosaischen zehn Sittengebote oder vielmehr Verbote, läßt sich von Seite des gesunden Menschenverstandes (so wie im Allgemeinen) auch im Besonderen Mancherlei einwenden.

Bei der Unsicherheit von Uebersetzungen aus einer bereits erstorbenen Sprache und bei der Unzuverlässigkeit von allen alter-

thümlichen Ueberlieferungen ist und bleibt es unentschieden, ob das Erste Gebot mehr den Sinn habe:

„Du sollst nur an Einen Gott glauben" oder: „Du sollst nur Einen Gott verehren" oder: „Du sollst Dir Gott nicht bildlich darstellen," oder ob Alles das in Eines zusammen zu fassen sei, wie es in der Auslegung des Mosaischen Gesetzes geschehen ist.

Das Glauben, worauf es hier zunächst ankommt, ist wie das Hoffen und Lieben der menschlichen Natur frei gegeben und läßt sich weder gebieten noch verbieten. Das Glauben an Einen Gott ist daher eben so wie das Glauben an Drei oder viele Götter eine freie Angelegenheit menschlicher Vorstellungen und Gefühle. Hätte es eine Gottheit dennoch anbefohlen, (wie so oft und immer wieder behauptet worden ist) so hätte sie selbst zuvor den Widerspruch in die menschliche Seele gelegt.

Das Gebot, nur Einen Gott zu verehren, war in der staatlichen Verfassung, welche den ein neues Reich begründenden Auswanderern aus egyptischer Knechtschaft gegeben werden sollte, vollkommen gerechtfertigt.

Sich von Gott kein Bild machen und — strenge genommen — auch nicht in der Vorstellung, doch aber an ihn denken, hatte zwar in der einst vorherrschenden Verehrung von Götzenbildern einen vernünftigen Grund, wurde aber doch immer mindestens für die Millionen Menschen, deren Denken nur einzig auf bildlichen Vorstellungen beruht, eine vollständige Unmöglichkeit. Darum wurde die unter dieses erste Gebot gestellte Menschheit demselben stets untreu, und zwar selbst in der Vorstellung „Gott ist Geist." Nur der vollkommen geübte Denker konnte es nach und nach zu einem bildlosen Gottesgedanken bringen; die große Masse der Menschheit nicht.

So wird bis auf den heutigen Tag in der theologisch-gelehrten Welt darüber gar eifrigst gestritten, ob man an einen persönlichen und außerweltlichen Gott glauben könne, dürfe und müsse? Das Ja wie das Nein ist aber eine Unmöglichkeit, wenn man einen Begriff ohne Bild aufstellen will. Sich von Gott einen Begriff machen, heißt ja nichts anderes, als von ihm ein Bild aufstellen.

Bisher hat man sich die Gottheit immer nur als Menschen vorgestellt, den die Eigenschaften allmächtig, allwissend, allgegenwärtig, allgerecht u. s. w. auszeichnen. Das hat selbst Jesus

gethan, der das höchste Wesen unter dem Bilde eines Vaters darstellte, weil er anders ohne Bild von ihm gar nicht hätte sprechen können.

Die sogenannten rechtgläubigen Christen sind übrigens in der Erfüllung des Ersten ihrer „göttlichen" Gebote noch heutigen Tages so wenig gewissenhaft, daß sie sich nicht nur nicht mit einem einfachen Bilde begnügen, sondern ein dreifaches verfertigen. Zur christlichen Dreieinigkeit Gottes ist nun aber in der Mosaischen Verordnung auch nicht die leiseste Andeutung zu finden. Warum hat Moses nicht gleich gesagt: Du sollst an einen dreieinigen Gott glauben? —

Doch solche Bedenken beirren den echten Gläubigen nicht. „Ein vollkommener Widerspruch bleibt gleich geheimnißvoll für Kluge und für Thoren." (Göthe.)

Das zweite Gebot (in der alten Mosaischen Ordnung eigentlich das dritte; in der christlich-theologischen Ordnung jedoch das zweite) enthält ebenfalls einen unsicheren Sinn; gerade so unsicher, wie es die Ueberlieferungen und deren Uebersetzungen sind: „Du sollst den Namen Gottes nicht mißbrauchen" oder: „nicht entheiligen" oder „nicht bei falschem Schwur aussprechen" oder „nicht bei Zaubereien gebrauchen."

Bedenkt man, daß der jüdische Gottesname „Javeh" dem jüdischen Volksglauben einst als ein geheimnißvolles, mit Zauberkraft ausgestattetes Wort galt, dessen sich oft falsche Propheten und nicht privilegirte Religionslehrer zu bedienen pflegten, wie z. B. selbst Jesus von Nazareth in alt-jüdischen Schmähschriften eines Mißbrauchs dieses „Wundernamens" beschuldigt worden ist*) — bedenkt man ferner, daß einst der Name „Zebaoth" zu magischen Beschwörungen angewendet wurde, und daß zu allen Zeiten, selbst bis auf den heutigen Tag, in jedem beliebigen Namen Gottes Teufel ausgetrieben, Sünden vergeben, Kranke geheilt worden sind, — bedenkt man endlich, daß auf die Lästerung eines der vielen, im Judenthum gebräuchlichen Gottesnamen die Todesstrafe gesetzt war, und daß noch in unseren

*) Vergl. meine Schrift über Heidenthum, Judenthum und Christenthum. S. 149.

Zeiten schwere Strafen gegen sogenannte „Gotteslästerung" verhängt werden — bedenkt man das Alles: so wird man unzweifelhaft auch den Unterschied, welcher zwischen der Meinung des eigentlichen Gesetzgebers und zwischen der gegenwärtigen Deutung der „Gottesgelehrten" liegt, erkennen.

In dem angedeuteten Sinne erscheint das zweite Gebot jenen Menschen gegenüber außer Kraft und Nothwendigkeit, welche in der Erkenntniß der Dinge soweit vorgeschritten sind, um an Zaubereien, Beschwörungen, Sündenvergebung und Wunder nicht zu glauben. Nur bei Eidesleistungen, Gelübden, Betheuerungen und Verwünschungen (Flüchen) kann gewissermaßen noch ein Mißbrauch des bei uns üblichen Namens „Gott" (der übrigens bei jedem andern Volke und in jeder andern Sprache auch ganz anders lautet), statthaben und gegen diesen Mißbrauch wäre dann die Kraft dieses zweiten Sinai'schen Gebotes zu versuchen.

Das dritte der Gebote, die Heilighaltung des Sabat durch Ruhe betreffend, ist im Christenthum feierlichst beseitigt worden, obwohl man die zehn Gebote Gottes hoch in Ehren zu halten vorgab. Der alt-jüdische Sabat ist für Christen nicht mehr und nicht weniger bedeutungsvoll, als ein jeder andere Wochentag. Daß dafür die Sonntagsfeier durch priesterlich-gesetzgeberische Gewalt eingeführt worden ist, ändert nichts an der Kühnheit, mit der sich der Mensch seinem Gotte immer entgegenstellt, dessen Anordnungen er stets nach eigenem Ermessen ganz und gar verändert. „Der Menschensohn ist Herr auch über den Sabat." (Marc. 2, 28.)

Im Mosaischen Gesetze ist von einer Sonntagsruhe nicht die Rede.

Wunderbar ist es indessen, daß die übrige Welt weder am Sabat noch am Sonntage irgend eine Spur des göttlichen Willens an sich trägt, und daß dieselbe nur gar zu oft den Menschen zur Störung und Entheiligung der Gottes-Ruhe nöthigt. —

Daß wir es wagen, hier solche Gedanken auszusprechen, ist nach dem Dafürhalten mancher frommen Seele ganz sicherlich eine schreckliche Sünde. Wie groß mag dann aber das Verbrechen sein, einen Befehl, an dessen göttlichen Ursprung man wirklich glaubt, so ganz und gar bei Seite und einen mensch-

lichen an seine Stelle zu setzen! Man muß auch behaupten, daß die Heiden Asiens, die noch heutigen Tages von einem Gebote der Sabatruhe nichts wissen, in ihrem Gewissen ruhiger sein dürfen, als die sonst jede leise Sünde zart fühlenden Christen.

Uebrigens trägt dieses Verbot ein Zeugniß menschlicher Rohheit und Unvollkommenheit in sich. Wie traurig, wenn Menschen und Vieh so geplagt werden, daß den Arbeitgebern ein Tag der Ruhe abgenöthigt werden muß! Die bessere Bildung der Menschheit kann es nicht mehr so weit kommen lassen: Arbeit und Ruhe müssen für Thiere und Menschen alle Tage im Gleichgewicht stehen. Das verlangen nicht nur Billigkeit und Mitleid, sondern selbst auch schon der eigene Vortheil.

Das vierte Mosaische Sittengebot bezieht sich auf das erste und wichtigste Lebensverhältniß, auf das eines Kindes zu seinen Eltern, und darum ist auch gegen dasselbe viel zu sagen, weil es der Größe und Vorzüglichkeit nicht entspricht, welche das kind-elterliche Verhältniß an sich hat. „Du sollst Vater und Mutter ehren (fürchten, 3. Mos. 19, 3.), auf daß du lange lebest und es dir einst wohlgehe (im Lande der Verheißung, Canaan).“

Was kann der Sinn dieses Gebotes sein? Auf den ersten Blick sieht man, daß seine Bedeutung zu jener Zeit, als es gegeben wurde, eine andere sein mußte, als später oder wohl gar gegenwärtig, wo alle Verhältnisse durch und durch verändert sind. Das Recht der Eltern, besonders das des Vaters über Kinder war im Oriente überhaupt und unter dem israelitischen Volke insbesondere so gewaltig und strenge, wie es bei uns weder Bildung und Sitte noch die politischen Gesetze zugeben. Kinder waren im vollsten Sinne des Wortes Leibeigene der Eltern. Einige Andeutungen der betreffenden Strafgesetze reichen hin, zu zeigen, wie eisern das ganze Verhältniß war. (2. Mos. 21, 17.) „Wer Vater oder Mutter flucht, soll des Todes sterben.“ (5. Mos. 21, 18.) „Wenn Jemand einen eigenwilligen und ungehorsamen Sohn hat, der selbst, wenn er gezüchtigt wird, nicht gehorcht, sollen die Eltern ihn ergreifen, an die Thore der Stadt vor die Aeltesten führen und ihn da verklagen; darauf soll man ihn öffentlich zu Tode steinigen.“ — (5. Mos. 13, 6.) „Wenn

dich dein Sohn oder deine Tochter überreden wollte, Göttern zu dienen, die du nicht kennst, so soll dein Auge ihrer nicht schonen, und sich ihrer nicht erbarmen, sondern sollst du sie erwürgen. Deine Hand soll die erste sein, sie zu tödten, und darnach die Hand des ganzen Volkes."

Damals, als das 4te Gebot gegeben wurde, hatte der Vater auch das volle Recht, ein Kind als das Seinige anzuerkennen oder nach Belieben die Anerkennung zu verweigern. Er konnte die mannbare Tochter verkaufen d. h. verheirathen, an wen er wollte, und dem Sohne eigenwillig eine Frau aussuchen. Beweise und Beispiele in großer Zahl bietet die Bibel.

Unter solchen Umständen mußte der Sinn des Gebotes sein: Habe Ehrfurcht (Ehre — Furcht) vor denen, in deren voller Gewalt du dich befindest. —

Ein gutes und gerechtes Gebot muß aber so beschaffen sein, daß seine Erfüllung mindestens dem gesunden Menschenverstande möglich, und den Kräften und Umständen angemessen erscheint. Wenn wir, auch ohne zu fragen, zugeben wollen, daß das 4te Gebot diese Eigenschaften in jenen Zeiten mosaischer Vergangenheit an sich trug, so müssen wir doch wenigstens untersuchen, wie es sich für die Gegenwart und Zukunft eigne, in der die elterliche Gewalt überhaupt und die Strafgewalt insbesondere so bedeutend gemildert erscheint, — und welchen Sinn es dann habe? —

Niemand zweifelt, daß das Wort: „ehre die Eltern" so viel bedeute, als: habe Liebe, Hochachtung, Vertrauen und Gehorsam gegen sie. — Und da müssen wir vor Allem fragen, ob solche Dinge Gegenstände eines Gebotes sein können und ob demnach ein solches Gebot durchweg Mögliches verlange? Es können Umstände vorwalten, unter denen Liebe, Hochachtung, Gehorsam und Vertrauen eine Unmöglichkeit bedeuten. Man werfe nur einen Blick in die Sittengeschichte der Menschheit. Liebe Einer, der einigen Verstand und etwas Gerechtigkeitsgefühl hat, den Mann, der in Trunkenheit oder Leidenschaft wild, dumm und häßlich wird, die Seinigen quält, mißhandelt, unglücklich macht, Jeden beleidigt, Verbrechen begeht und überhaupt so verächtlich sich zeigt, daß ihm gegenüber das erste beste Hausthier mild, gut und lieb erscheint. Verehre Einer die Frau, welche scham- und ehrlos den Namen ihres Mannes und der ganzen Familie brandmarkt und sich nur in Leichtsinn, Ueppigkeit und Frivolität hervorthut, während ihre Kinder verlassen sind, und der Sorge

und Obhut anderer Menschen anheim fallen. Ehre und liebe Einer Solche, die aller Liebe und Ehre unwürdig sind. Oder kann z. B. ein in gedrückten Verhältnissen und in der Schule des Lebens erzogenes Kind bei reiferer Einsicht Eltern Gehorsam leisten, wenn sie gegen sein Gewissen, gegen seine Ueberzeugung, gegen sein Gefühl feindselig auftreten? Brauchen überhaupt kindliche Gefühle zu allen Zeiten und unter allen Umständen nur anbefohlen zu werden und haben solche Befehle auch den entsprechenden Erfolg? —

Wer geachtet, geehrt sein will, muß sich dessen erst würdig zeigen; wer geliebt sein soll, muß in irgend welcher Art liebenswerth erscheinen; wem gehorcht werden soll, der muß recht befehlen; und wer Vertrauen haben will, muß es erst zu gewinnen verstehen. Wenn diese Bedingungen nicht vorhanden sind, läßt sich das Alles nicht gebieten; und ein Gebot ist nicht nöthig, wenn sie vorhanden sind. Ein Kind wird sein ehr- und liebenswürdiges Elternpaar lieben und ehren aus allen seinen Seelenkräften, wenn es auch keine Ahnung von dem Dasein eines 4ten Gebotes hat, eben so wie es z. B. ungerecht strafende, boshafte und lieblose Eltern nach und nach mißachten lernt trotz allen Ge- und Verboten. Die Ehrfurcht als äußerliche Anerkennung der Eltern läßt sich allenfalls erzwingen, nicht aber das innere Gefühl der Verehrung.

Sich seiner Eltern schämen, indem man sie verläugnet, wird immer als die größte Schändlichkeit angesehen: aber die Verehrung ehrloser und verhaßter Menschen ist keinem Kinde als Gottes Wille zuzumuthen.

Was nun ganz besonders den Gehorsam betrifft, so hängt seine Verpflichtung gar sehr von der Beschaffenheit der elterlichen Vorschriften und von dem Alter des Kindes selbst ab. Mit zunehmendem Alter nimmt die Verbindlichkeit des Gehorsams ab, bis sie endlich ganz aufhört, und gar oft tritt eine Zeit ein, wo Beide die Rollen tauschen, wo die Eltern kindisch und die Kinder Versorger, Pfleger und Beschützer der Eltern werden. Verstand und Wille sind kein ewiges Privilegium der Eltern.

Kinder haben zahllose Gründe ihren Eltern verpflichtet zu sein und zu bleiben, aber nicht ohne gewisse Bedingungen. Zur Dankbarkeit sind sie verpflichtet, wenn sie ihnen z. B. das Glück des Lebens, die gute Erziehung, die Mittel der Selbsterhaltung

zu verdanken haben. Es liegt aber einiger Unterschied darin, ob man seinen Eltern alles Gute, Vieles, Weniges oder vielleicht Nichts als ein elendes Leben zu verdanken habe. Wie, wenn man ihnen, was auch und nicht gar selten vorkömmt, nichts anderes als ein erbärmliches, krankes, verkrüppeltes Dasein, Verwahrlosung, Unerzogenheit, Unglück u. s. w. zu verdanken hätte?

Man wird nicht ungerathene Kinder vertheidigen oder entschuldigen wollen, aber auch nicht schlechte Eltern. Wie viele der Letzteren sind nicht Schuld daran, daß ihre Kinder mißrathen sind? — Man bedenke, daß die Eltern zuerst vorhanden und ihre Kinder nach den Eltern gerathen; daß Kinder eine bedeutend lange Zeit wie weicher Thon in Körper und Seele bieg- und bildsam sind und man frage sich dann, ob zuerst die Parthei der Eltern gegen die Kinder oder umgekehrt zu nehmen sei?

Das vierte Gebot ergreift nur die Parthei der Eltern und vergißt ganz und gar die Kinder; es unterläßt den Eltern die unumgänglich nothwendigen Bedingungen zu machen, unter welchen sie auf Liebe und Ehrfurcht ihrer Kinder Anspruch erheben könnten; es paßt genau in die Zeiten orientalischer Rohheit, wo das Familienleben um jeden Preis geordnet, und dem Familienhaupte die Herrschergewalt gewahrt werden sollte. — Die Aufgabe der Eltern, das Wichtigste und Nothwendigste zur sittlichen Erziehung des Menschengeschlechtes, fehlt demnach in den zehn Geboten ganz und gar.

Was soll endlich die dem Gebote angehängte Verheißung? — Langes Leben und Wohlergehen — von welchen Dingen hängt Beides nicht ab?

Es ist kaum zu läugnen, daß ein gutes Bewußtsein überhaupt Segen bringe, und insbesondere das, gegen seine Eltern immer gut gewesen zu sein. Eben so muß ein vollendeter Gehorsam gegen vernünftige, erfahrene und stets wohlmeinende Erzieher gute Früchte tragen. Es ist dann etwas Wahrheit in dem Spruche, daß „der Eltern Segen den Kindern Häuser baue.“ Aber es wäre gewiß eine arge Täuschung, wenn gute Kinder nur allein auf jene Verheißung des Wohlergehens und langen Lebens ihr ganzes, unbedingtes Vertrauen setzen würden. — Die Erfahrungen des Lebens zwingen zu ganz anderen Annahmen. Die besten und lieblichsten Kinder, jenem Gebote vollständig entsprechend, leben nicht Alle ein langes Leben; sie sterben oft nur zu früh dahin. Dagegen waren Viele von denen, die da lange

leben und denen es sehr wohl geht auf Erden, nicht immer Muster kindlicher Liebe und Treue, sondern vielmehr des Gegentheils. Ist es nicht als ob das ganze Leben der Menschheit jene Verheißung Lügen strafte?

Die Verheißung eines Gottes muß aber besser und sicherer in Erfüllung gehen, als die oben angeführte.

Wir glauben übrigens auch noch, daß die Berufung auf das vierte Gebot im Ganzen der Kindererziehung mehr geschadet als genützt hat. Man hat angenommen, Kinder müßten ihre Eltern ohne alle Bedingung ehren und lieben; man hat in diesem Glauben das Nöthige zu thun versäumt, damit die Erfüllung auch möglich sei. Während nun die Eltern nur auf das Gebot und seine Verheißung hinwiesen und sich selbst nachlässig gehen ließen, folgten die Kinder der Stimme der Natur, die ihnen beständig zurief: Liebe und ehre, was liebens- und ehrwürdig ist; vertraue und gehorche dem, der in Deinen Augen es verdient.

Die Furcht fügt sich freilich jeder Forderung. So lange das Kind klein ist, in der Gewalt der Eltern steht, dieselben fürchtet, muß es gehorchen, bedarf keiner Verheißung und versteht sie auch nicht. Wenn aber die Zeit kommt, sie zu verstehen, dann ändert sich das ganze Verhältniß.

Das vierte Gebot trifft die Menschheit eigentlich nur auf der niedersten Stufe des sittlichen Werthes; es setzt alle Hebel an, um Gehorsam zu erzwingen, und rechnet noch nicht auf Verstand und Gefühl, auf Einsicht und freie Wahl, nicht auf naturgemäße Entwicklung des Schönen, Guten und Wahren.

Gegen die übrigen sechs Gebote läßt sich im Ganzen Eines und Dasselbe einwenden: daß sie die allerunterste Grundlage sittlicher Erbauung und Erhebung zur Menschlichkeit auf höchst mangelhafte Weise darstellen. Mord, Ehebruch, Diebstahl, falsches Zeugniß, — und das unreine Gelüste nach fremden Gut — welch ein trauriger Gegenstand einer „göttlichen" Gesetzgebung! — Ist es nicht bezeichnend, daß die Hälfte des Decalogs sich mit Raub und Diebstahl beschäftigt? (Denn im Grunde genommen sind die obigen sechs Verbote nur das Eine: Du sollst nicht rauben, sei es Leben, Ehre, Eigenthum oder eheliche Treue.) Und stimmt diese Art Gesetzgebung nicht voll-

kommen damit überein, was uns die heilige Sage über das entsittlichte und verwilderte Volk berichtet, das Moses aus Egypten heraus und durch Wüsten so lange herum führen mußte, bis eine neue der Erziehung fähigere Generation vorhanden und die Alte ausgestorben war? — Für das alte räuberische und diebische Volk waren die zehn Verbote gegeben, und darum sind sie auch auf die gröbsten Unsittlichkeiten beschränkt. Schon in der nächsten Folge mußten dieselben durch neue zahlreiche Vorschriften ergänzt werden, wie auch später und immerfort geschah. (Siehe die heil. Schriften des A. T.) Die Lehre des Evangeliums sucht stellenweise die Rohheit des Mosaischen Gesetzes zu mildern, wenn sie z. B. anführt (Matth. 5, 20): „Zu den Alten ist gesagt worden: Du sollst nicht tödten, nicht ehebrechen, nicht falsch schwören — ich sage Euch, daß Ihr Eurem Bruder nicht zürnen, Eures Bruders Weib nicht begierlich ansehen, und beim Schwur nicht viele Worte machen sollt." Wie kann aber der Sohn seines Vaters Gesetz so verbessern? In dieser Verbesserung der rohen Verbote liegt aber noch nicht einmal alle die sittliche Vollkommenheit, deren der Mensch fähig ist, selbst wenn er nur aus Liebe zu seinen Mitmenschen so gerecht ist, wie es die Christuslehre verlangt.

Die allergewöhnlichste Aufgabe eines sittlichen Menschen ist ja nicht nur allein, nicht Böses thun und durch Verbrechen nicht schaden, sondern auch Gutes üben und sich nützlich machen.

Die sittliche Entwicklung und Vervollkommnung des Menschengeschlechtes geht allerdings nur langsam vor sich. Tausende von Jahren vergingen, ehe man z. B. aufhörte Kinder und Jungfrauen einer religiösen Einbildung hinzuopfern; wieder Tausende, ehe man aufhörte Ketzer wie Thiere zu tödten und zu verbrennen, „zum süßen Geruch des Herrn;" Tausende mögen hinzugehen haben, ehe man aufhören wird, sich um des religiösen Glaubens wechselseitig zu hassen, zu peinigen, zu verfolgen; und wer kann sagen, wie lange es noch währen wird, bis man es als die erste Pflicht erkennen wird, das erste Recht des Menschen, das Recht zu leben, nach seinem vollen Inhalte zu achten.

Die menschliche Sittlichkeit hat noch unzählige Bildungsstufen vor und über sich, das Gottesgesetz, das in alle Jahrtausende reichen soll, müßte alle jene Bildungsstufen umfassen. Jene Mosaischen Gebote reichen in ihrer altjüdischen Bedeutung und Erklärung nicht einmal bis zum gewöhnlichen Standpunkte

gebildeter und gefühlvoller Nationen. Es wäre sogar vollständige Barbarei, den ursprünglichen Sinn, wie ihn der Gesetzgeber einst in seine Verbote legte, beibehalten zu wollen. Und solche Verbote sollten Gottes Aussprüche für alle Ewigkeit sein?! — —

Moses, selbst ein Mörder aus Zorn (2. Mos. 2, 11), hat in Gemeinschaft des Hohenpriesters (4. Mos. 31, 14) eine große Metzelei wehrloser Kinder und Weiber angeordnet, und diese That nicht als eine Uebertretung göttlicher Anordnungen, sondern vielmehr als den Ausdruck höchsten Willens angesehen. Die heiligen Bücher des A. T. sind voll Mordgeschichten, von gottgefälligen Männern vollbracht, wie David und Samuel. Welchen engen Sinn mag also das Verbot: „du sollst nicht tödten" damals gehabt haben! — Ebenso war der Begriff von Ehe und Ehebruch zur Zeit der Mosaischen Gesetzgebung ein sehr beschränkter und nach unseren gegenwärtigen Grundsätzen von Sittlichkeit höchst unvollkommener. Das männliche Geschlecht war darin durch das Recht der Vielweiberei und noch durch manche andere Eheregeln vor Allen begünstigt; das weibliche hatte fast kein Recht, nur Pflichten. (So z. B. 4. Mos. 5, 12—31.) Zu und nach Jesu Zeiten waren die jüdischen Ehegesetze noch immer höchst unvollkommen und auf das privilegirte Recht der Männer abgesehen. Selbst unter Christen war es nöthig, daß Einer der Apostel seiner Gemeinde den schriftlichen Rath gab: „der Bischof solle nur Eines Weibes Mann sein." — Jesus suchte durch seine Lehre eine Lücke im Mosaischen Verbote dadurch auszufüllen, daß er die Lüsternheit des Mannes als einen Ehebruch brandmarkte*) (Matth. 5, 27): aber damit verbesserte er nur die roheste Seite desselben.

Das 7. Gebot verbietet den rohen Diebstahl, aber die großen Raubzüge und Eroberungskriege der Israeliten gegen Einwohner des ausersehenen („verheißenen," „gelobten") Landes — diese ununterbrochenen Ketten von Diebstählen, geschahen (wie

*) Für den, der an Gott Vater und Gott Sohn glaubt, ist diese moralische Strenge Jesu gewiß auffallend, wenn er sie mit der alttestamentlichen Nachsicht Jehovahs gegen Ehemänner vergleicht. In welchem Verhältnisse gesetzgeberischer Gerechtigkeit erschien da Vater und Sohn?

die biblischen Urkunden besagen) auch oder vielmehr dennoch auf Jehovahs Befehl. Ja Jehovah selbst theilt die Beute (4. Mos. 31) und die Priester nehmen sie in seinem Namen in Empfang, wobei sich außerdem große Genügsamkeit nicht erkennen läßt.

Bedenkt man, daß das Israelitische Volk ein Nomadenvolk ohne Hab und Gut und die Erwerbung einer neuen Heimath nothwendig war: so kann man auch leicht den Sinn des 7. Gebots errathen: Ihr sollt mindestens euch unter einander nicht bestehlen.

Das gleiche Merkmal klebt dem Verbote des falschen Zeugnisses und der Begierde nach all dem, was des Andern ist, Vieh, Weib und Magd, Haus, Gut u. s. w. an. Standen vor dem Gewissen eines Israeliten die andern Völker, die nicht Jehovah angehörten, und die dieser nicht wie Israels Kinder auserwählt und gesegnet hatte: so hatten auch andere Weisungen und „göttliche" Befehle Platz. Die 10 Gebote enthalten demnach nur die Grundzüge israelitischer Gerechtigkeit gegen Israeliten. —

Wie aber, wenn nun jene für Israeliten gegen Ihresgleichen gegebenen Verbote so ausgedehnt und gestreckt werden, damit sie auch allen andern Völkerschaften, selbst nach langen Jahrtausenden, als göttliche Willensoffenbarungen ehrwürdig erscheinen? Sind sie wirklich so reich an Sinn und Bedeutung, als die Verhältnisse des Lebens mannigfaltig und die menschliche Erkenntniß groß ist? —

Es gibt z. B. zahllose Wege, das Leben des Mitmenschen zu unterbrechen, abzukürzen, zu vernichten: welchen dieser Wege meint das Mosaische Verbot des Nichttödten-sollens? Statistische Zahlen weisen nach, daß der dritte Theil der neugeborenen Kinder gleich in der allerersten Lebensperiode dahin stirbt und daß Unwissenheit, Unvorsichtigkeit, Nachlässigkeit der Eltern in den allermeisten Fällen daran Schuld trägt. Wie viele Menschenleben werden dem Eigennutze und Ehrgeize, der Herrsch- und Eroberungssucht Einzelner dargebracht im Felde der Ehre, in Bergwerken, in Fabrikhütten und Werkstätten. Reicht das 5. Gebot dahin oder nicht? — Wo ist da das sittliche Maaß, die Richtschnur, die Regel?

Derselbe Fall ist mit der Ehe. Gibt es da nicht gewisse Zerrüttungen, die man zwar nicht mit dem groben Namen „Ehebruch“ zu belegen pflegt, die aber doch in der That und Wirklichkeit ein Ehebruch sind, wenn man Alles, was der Ehevertrag in sich schließt, in Anschlag bringt?

Wer hat das große Getreibe der Menschen betrachtet und nicht zugleich erfahren, wie so manches Verhältniß, das Ehe heißt, keine Ehe ist, trotzdem daß eine Untreue im Sinne Mosaischer Gesetzgebung nicht vorliegt? — Kann zur Heilung solcher sittlichen Gebrechen das sechste Verbot ausreichen? Dasselbe läßt allerdings eine ausgedehntere Bedeutung zu; wenn aber Jemand da angekommen ist, wo ihm gesagt werden muß: „Du sollst nicht die Ehe brechen,“ dann ist mancherlei eheliches Unrecht schon längst geschehen.

Die Ehe ist nach der Vorstellung aller edleren Seelen eine innige Verschmelzung Zweier in Einen Menschen, und der Ehebruch beginnt mit der Uneinigkeit, wo zwei, die schon Eins geworden, wieder anfangen zwei zu sein. Das sechste Verbot deutet demnach auf das niedrigste eheliche Mißverhältniß, und gilt nur dem schlechteren Theile der Menschheit: dem Besseren sind zartere Rücksichten und Pflichten auferlegt.

Es gibt ja eine Untreue in der Aufrichtigkeit, in der Lebenshülfe, in der Geduld, in jeder Art Lebenstheilnahme. —

In Bezug auf die Verletzung der Eigenthumsrechte beweist die große Zahl und Mannigfaltigkeit unserer Staatsgesetze am besten, wie unzureichend und schwach das 7te Verbot Mosis sei und wie wenig Achtung dasselbe als Gottesgebot zu erwecken im Stande sei.

Wie viele Verbindungsstufen führen endlich von einer gemeinen Lüge als von einem falschen Zeugnisse gegen seinen Mitmenschen bis hinauf zum vollen und reinen Bekenntniß der Wahrheit! Dachte der Gesetzgeber des grauen Alterthums etwa auch an die falschen Zeugnisse der Lehrer, Prediger, Geschichtsschreiber, Hofleute und Diplomaten? —

Wie hatten die Menschen durch Jahrtausende hin neben ihrem Glauben an Gottes Gesetz doch auch die Lüge so lieb! Der religiöse Eifer trieb Geschäfte mit Lügen und zwar „zur größeren Ehre Gottes.“ Und Gott hat es nicht verboten und es ging ungestraft dahin. Die Heiligen kamen sogar in den Himmel.

Wie unzulänglich und oberflächlich die Mosaischen Verbote

seien, wo es sich um einen höhern Grad von Sittlichkeit handelt, kann auch aus folgender Erwägung hervorgehen. Das Gute oder Schlimme wird eigentlich in Gedanken schon im Voraus vollbracht, ehe noch die Menschen etwas davon zu sehen oder zu hören bekommen. Die Aeußerung, die man die sittliche oder unsittliche That nennt, ist nur der Körper des innwohnenden Gedankens. So wie der Baumeister das zu errichtende Gebäude zu allererst im stillen Kämmerlein in Gedanken und durch Zeichnung auf dem Papiere fertig macht, um es dann in der Oeffentlichkeit auszuführen: so macht der Mensch seine meisten Werke im Geiste (im Herzen) zuerst fertig. Dieselben können in ihrem Entwurfe keinen andern Namen haben, als in der Ausführung, eben so wie des Baumeisters Haus im Plane eben so heißt wie in der Wirklichkeit. Das Werk kann dann bei der äußeren Ausführung Zuthaten erhalten, Veränderungen erleiden, der Kern desselben, die Idee, ist jedoch schon da. Hat der Werkmeister im Plane unrichtig gedacht, so erscheint sein Unrecht im Werke als ein Fehler des Gedankens wieder. Die äußere Ausstattung, Verheimlichung, die Ausrede und Entschuldigung mag ihre Wirkung noch so glücklich üben: der Fehler ist doch geschehen. „Aus dem Herzen kommt das Böse.“ (Matth. 15, 19.) Alle Mosaischen Gebote haben nur die letzte, äußerliche Ausführung böser Gedanken zum Gegenstande: die innere, erste That der Unsittlichkeit berühren sie nicht. Nur das Letzte der Verbote bezieht sich auf die Begierde, als die innerliche nach Außen strebende Richtung der vorhandenen Gedanken. Du sollst nicht begehren deines Nächsten Frau, Magd u. s. w. mit Einem Worte: „Alles was sein ist.“ Das muß als ein, wenn auch nur (wie wir bereits erwähnten) einseitiger Vorzug diesem Verbote vor allen Andern angerechnet werden: aber die Hinweisung auf verschiedene Menschen, die neben Vieh und sonstigem Gut als Eigenthum eines Jemand anzusehen seien, ist mit der Zeit und bei vielen Völkern so ganz überflüssig und unnütz geworden, daß dieses Verbot trotz seiner Richtung nach dem Innerlichen eines Menschen mit diesem letzten Vorzug auch seine Kraft einbüßt.

Die vorstehende Auseinandersetzung setzt die sogenannten zehn Gebote Gottes unter die aller Verbesserung fähigen mensch-

lichen Anordnungen alt-roher Zeiten herab: aber dadurch wird ihnen ihr eigenthümlicher, wahrer Werth nicht im Mindesten entzogen und auch nicht verringert. Da der Abstand von der höchsten Bildung bis zur tiefsten Verworfenheit im Menschengeschlechte heute noch immer sehr groß ist: so kommt man auch nothwendig zu dem Schlusse, daß obige Verbote, so unzulänglich sie für die höhere Sittlichkeit sein mögen, doch nicht für alle Menschen und Zeiten unnöthig oder überflüssig geworden sind. Es gibt Leute, — und es wird deren wohl noch lange geben — die z. B. nicht mehr verstehen, als daß sie nicht morden, stehlen, ehebrechen und falsch schwören sollen. Ihnen gegenüber verwahrt sich die staatliche Gesellschaft selbst nur durch eine ausführliche Wiederholung der Mosaischen Verbote. Alle Polizei- und Criminalgesetze sind um der schlechten Leute willen gegeben, und ihr Haupttext ist so ziemlich nur das, was in den zehn Mosaischen Verboten gesagt wird.

Es gibt ferner eine Klasse Menschen, bei denen z. B. eheliche Untreue nicht viel oder so gut wie nichts zu bedeuten, und die Verführung des weiblichen Geschlechts nicht einmal einen übelklingenden Namen hat, während Beides in bürgerlichen Kreisen ein „Verbrechen" ist. Das sind oft gerade „sehr vornehme Leute;" aber sie gleichen nichts desto weniger jenen Barbaren, die einen Baum umhauen, um von seiner einzigen Frucht zu naschen, und denen es einfach und deutlich untersagt werden muß. In solche Kreise scheint aber das so rohe mosaische Verbot noch nicht zu reichen. Nur die Ehre des Mannes ist ihnen über Alles heilig, die der Frau nicht. Man muß ihnen daher wie den Juden in der Wüste ein Verbot geben, das ihrer Rohheit angemessen ist. „Der Raub der weiblichen Ehre — sagt J. Paul Richter — ist soviel als der Raub einer männlichen, d. h. du zerknickst das Wappen eines höheren Adels, zerbrichst den Degen, zerreißest den Adelsbrief und Stammbaum — das, was der Henker am Manne thut, vollstreckest du an einem armen Geschöpfe, das diesen Henker liebt und blos seine Phantasie nicht zu bändigen weiß." Und so wie man solchen Leuten das Mosaische Verbot einfach zurufen muß: „du sollst nicht ehebrechen;" eben so auch das Andere: du sollst nicht tödten, wenn sie z. B. das Duell für eine heilige Ehrensache erklären und Den beschimpfen, welcher sich weigert, sein besseres Gefühl von Gerechtigkeit und Milde um ihrer Vorurtheile willen zu ersticken. —

Wie viel Raub und Diebstahl liegt ferner noch offen zu Tage im Wucher und Börsenspiel, im Schuldenmachen, in Arbeitsscheu, Erpressungen, in Krieg und Frieden u. s. w.? — O, es gibt noch sogar sehr civilisirte Nationen, unter denen die alten zehn Gebote immer ihren Platz und Werth haben.

III.

„Der Mensch wird nicht gut (obwohl besser), wenn er sich bekehrt, sondern er bekehrt sich, weil er gut ist.“

(J. Paul.)

Wer sich je die Mühe gegeben hat, des Wesen der menschlichen Natur zu erforschen, wird zugeben, daß eine solche Arbeit unermeßlich ist und die größte Behutsamkeit erfordert — unermeßlich durch die überaus große Mannigfaltigkeit der Charaktere, und die größte Behutsamkeit fordernd, weil man sich gar zu leicht täuschen kann.

Wer sich nun wie das Priesterthum die Aufgabe gestellt hätte, das sittlich unerzogene oder verwahrloste Menschengeschlecht auf den rechten Weg zu führen, müßte wohl auch über solche gewaltige Erkenntnisse des menschlichen Wesens zu verfügen haben, damit man ihm unter allen Umständen zu vertrauen hätte. Nichts würde in dieser Beziehung verderblicher sein als Mißtrauen, möchte es nun der priesterlichen Menschenkenntniß oder den uneigennützigen Absichten gelten. Und dieses Mißtrauen haben wir.

Viele von den Anstalten, welche unter dem Namen Religionen bei verschiedenen Menschenvölkern zur Heilung sittlicher Gebrechen und Unordnungen errichtet sind, verdienen unser Vertrauen nicht, weil sie abgesondert dastehen: von den Grund-

sätzen eines vernünftigen Wissens, von den Erfahrungen der Geschichte, von den Gesetzen der Natur.

Viele dieser Sittenheilanstalten gehen noch außerdem von ganz falschen Voraussetzungen aus. Sie legen auf das Menschenleben einen sehr zweifelhaften Werth, und geben ihm eine Traurigkeit, die in der Erkenntniß der ganzen Natur nicht gerechtfertigt ist. Ihre Lehren sind, wie die Gebäude in welchen sie vorgetragen werden, dunkel, starr, eckig, winklich, reich an unnöthigem, unschönem Zierrath, an bunten Schnörkeleien; sie wirken bedrückend, beängstigend; der Mensch wird kühl bis in das Herz. Kein Gott hat solche düstern Gotteshäuser gebaut und in der weiten Schöpfung ist nichts derartiges zu finden. Das Haus des Weltengeistes ist freundlich, hell und licht; sein Blick wirkt auf das menschliche Gemüth erhebend, erfreuend, beseeligend, tröstend.

Die Grundsätze vieler der althergebrachten „ehrwürdigen" Heilanstalten gehen aber darauf hinaus, daß diese Erde „ein Jammerthal der Zähren", das Leben darauf „ein Jammerleben", der Mensch „ein erbärmlicher Wurm", im Staube sich windend, „der göttlichen Liebe und Fürsorge unwerth" sei.

Wer von diesen Anstalten sein Heil mit Zuversicht erwartet, soll vor Allem über das Geschenk des Lebens weinen und dasselbe verachten.

Der weise, der vernünftige, der geistig gesunde Mensch thut das nicht, und kann daher von ihnen sein Heil nicht empfangen.

Er kann nicht über das Geschenk des Lebens murren und klagen; er hat die Natur und ihr heiliges Walten lieb, und kann sie nicht verwünschen; er verehrt und bewundert die Wege der Vorsehung, die in der Entwicklung der ganzen Welt sichtbar sind, und kann darüber nicht jammern; er findet in seiner Gottes- und Weltanschauung kein einziges Wesen weiter, das wie jene kranke Menschen sein Dasein lästert; er kann nicht so undankbar sein, das menschliche Leben, das im Reiche des Weltenlebens so einzig und so vorzüglich ist, zu verschmähen. Er kann das Alles nicht, und weil er sich in dieser Beziehung nicht im Geringsten krank fühlt, so kann ihm nicht geholfen werden und macht er auch keinen Anspruch darauf, in jene religiösen Lazarethe gebracht zu werden.

So lange eine Religion auf der altherkömmlichen, ganz unbegründeten Voraussetzung stehen bleibt, daß das sittliche Uebel (die Sünde) von außerhalb, etwa z. B. durch böse Geister in die Menschen gekommen sei und die ursprünglich ganz reine, fehler- und schuldlose menschliche Natur verdorben habe: so lange wird sie (eine solche Religion) nicht nur der richtigen Erkenntniß des sittlichen Uebels, sondern auch seiner Heilung weit aus dem Wege gehen, anstatt beide zu erreichen.

Diesen Fehler begingen bisher alle geoffenbarte Religionen. Wie sie ihre eigene Quelle in der Gottheit und nicht da, wo sie eigentlich ist, in der Menschheit, suchten, eben so vermeinten sie, die Ursache aller Gegensätze (die ganze Irreligiosität, das Böse, die Sünde) außerhalb der Menschheit finden zu können, zu dürfen, zu müssen. Aus diesem Irrthum ging aber das Unvermögen, moralische Uebel zu heilen, hervor.

Die besondere Absicht aller sogenannten Offenbarungen, unsere menschliche Natur zuerst mit schwerer Schuld zu beladen, um sie dann wieder durch religiöse Mittel desto glänzender zu erlösen, wird bei zunehmender Aufklärung nicht mehr erreicht werden können. Warum nicht? Aus folgendem Grunde.

Indem der religiöse Glaube unserer Vorfahren die Verführung des Menschengeschlechts durch die Bemühungen eines bösen Urgeistes angenommen hat, hat er damit die Menschheit vor dem Richterstuhle der Gerechtigkeit halb und halb gerechtfertigt und der diese Verführung zulassenden Gottheit die Mitschuld auferlegt.

Hätte nämlich eine allwissende Gottheit vorausgesehen, daß die Urmenschen, schwach erschaffen und unzuverlässig, der Verführung nicht widerstehen und durch ihren moralischen Fall die gesammte Nachkommenschaft in das sittliche Unglück stürzen würden: so hätte sie, die allwissende Gottheit, die auch höchst weise und allmächtig war, den Fall dadurch mit verschuldet, daß sie den Urmenschen in ihrer Weisheit und Allmacht nicht mehr Widerstandsfähigkeit für den Kampf, für die Versuchung, für die böse Gelegenheit gegeben, oder ihnen sonst auf wunderbare Weise zu Hülfe gekommen ist. Hätte sie den Teufel zugelassen, Adam und Eva zu verführen, so hätte sie auch ihre Engel senden können, den schwachen Menschen in moralischer Noth beizustehn. — Wer das Böse, was er voraussichtlich verhüten kann, nicht verhütet, macht sich zum Theilnehmer der

Schuld. Daß die Gottheit es nicht verhindern wollte, oder nicht konnte, wird freilich kein Gutgläubiger zugeben, und er verharrt lieber in dem unlösbaren Widerspruche, meinend, der Menschenverstand reiche nicht aus, so ein großes Gottesgeheimniß zu durchschauen. Aufgeklärte Menschen geben sich aber nicht die Mühe, so einen unbegreiflichen, der Gottheit unwürdigen Glaubenssatz zu fassen: sie verwerfen ihn und vereiteln die Absicht derjenigen, die denselben erfunden haben, d. h. sie lassen sich nicht heilen. —

Das größte Hinderniß einer moralischen Besserung liegt also darin, daß in der obigen Auffassung das Böse als eine Art Stoff betrachtet wird, der von außen in die Welt hineingerathen ist und immer weiter um sich frißt. Denn ein Arzt, welcher die körperliche Krankheit für einen außerkörperlichen Stoff ansieht, kann unmöglich die richtigen Heilmittel vorschlagen oder anwenden.

Die Sünde ist nichts Außermenschliches, geschweige denn Außerweltliches; sie liegt nur einzig in der mangelhaften Erkenntniß eines Menschen. Ohne Menschen gibt es keine Sünde.

Wer in der ganzen Menschheit wird als gerechter Richter über Schuld oder Unschuld eines Andern urtheilen und nicht drei Bedingungen aufstellen, von denen sein Urtheil abhängen solle: nämlich: daß der Mensch wußte was er that; daß er eine freie Wahl hatte und daß die That seine eigene gewesen sei. Damit wird er aber zu erkennen geben, daß die Schuld nur dem Innern des Menschen anklebe.

Eine andere Voraussetzung, auf welche die sittliche Besserung der Menschheit gegründet werden soll und die eben so fehlerhaft ist wie die vorher angeführte, besteht in der Berufung auf menschliche Selbstsucht, in der das ganze Wesen der Sünde wurzeln soll. Dagegen läßt sich nämlich einwenden, daß die Selbstsucht nicht immer nur böse, sondern auch gut sein kann und daß sie ursprünglich eine Nothwendigkeit ist, auf der das gesammte Leben aller Wesen, nicht der Menschen allein, gegründet ist. Die Quelle des Guten kann nicht auch zugleich Quelle des Bösen, das Nothwendige kann nicht strafbar sein.

Kann man sich doch nicht einmal die Gottheit anders als

in der Voraussetzung denken, daß sie sich selbst zu erhalten suchen muß und demnach das Wesen alles vollkommenen Guten, Schönen und Wahren, das ja ihr Wesen ausmacht, das eigene Ich, vor allem andern liebt. Der Mensch wenigstens, der sich die Gottheit nicht gut anders vorstellen kann, als nach seinem eigenen Bilde, der Mensch könnte ohne Selbstsucht nicht leben. Das Gegentheil davon wäre Selbstvergessenheit, Selbstvernachlässigung, Selbstmord, ein Unrecht. —

Wir unterscheiden an der Selbstsucht das Edle und das Unedle, und zwar darnach, ob der Mensch seinen eigentlichen, wahren Vortheil, Lebenszweck, sein wahres Glück, seine Vollkommenheit, kurz alles das sucht, was ihn ausmachen soll oder das Gegentheil. Wer Böses thut, geräth eigentlich außer sich und hat sich selbst — wie man auch zu sagen pflegt — vergessen. In seinem innern, wahren Interesse liegt das Gute. In der rechten Selbstsucht wird der Mensch also nur sein eigenes Beste suchen.

Das Wesen der Sünde steckt in dem, was der Mensch sucht und kann daher nicht da liegen, wo das einzig richtige Streben der Selbsterhaltung wurzelt.

Wenn eine Religion von so unrichtiger Voraussetzung ausgeht, kann sie nichts bessern. Jahrtausende hindurch ist der gläubigen Menschheit die Ausrottung aller Selbstsucht anempfohlen worden, und immer vergeblich. Hätte man lieber im Irrthum der Selbstsucht die Quelle des Unrechts gesucht und den Menschen eine richtige Einsicht in ihr Wesen und ihren wahren Lebensvortheil beigebracht, so wäre viel Unrecht verhütet worden und jedenfalls mehr als durch die obige Zumuthung.

Die ganze Frage über den Ursprung des moralischen Uebels gehört zu jenen, die sich bisher ohne Zank und Streit nicht haben lösen lassen. Vielleicht wird es einst geschehen, wenn der Menschengeist so weit ausgebildet sein wird, das große Ganze der Welt, die Bedingungen und Gesetze ihres Daseins zu begreifen. Vorläufig muß es genügen zu sehen und sich zu überzeugen, daß — wenigstens im Bereiche des irdischen Lebens — jedes Uebel, auch das moralische, sein Gutes mit sich führe. Und wäre dieses Gute noch so wenig erkennbar, so zeigen doch

seine Spuren, daß es da ist. „Jede Feuersbrunst leuchtet auch zum Löschen", sagte ein Denker. Wenn auch nicht jeder einzelne Mensch, so schreitet doch die Menschheit durch Sünde und Irrthum zur Vollkommenheit. Anders wäre es auch nicht gut denkbar.

Wenn das Böse fehlen sollte, wo wäre das Gute? Wenn der Mensch, dem Thiere gleich, Gutes und Böses von einander nicht zu unterscheiden hätte, könnte man von Sünde und Tugend reden?

Goethe läßt daher die Gottheit sagen:

„Des Menschen Thätigkeit kann allzuleicht erschlaffen;
Er liebt sich bald die unbedingte Ruh.
D'rum geb' ich gern ihm den Gesellen zu,
Der reizt und wirkt und muß als Teufel schaffen."*)

Von religiös-gläubiger Seite sucht man ferner mit großer Vorliebe das Böse in dem Unglück auf, das den Menschen dadurch trifft, daß er gewisse Triebe hat, denen er nicht oder nur schwer widerstehen kann.

Daß die Triebe an sich weder sittlich gut noch böse und durchaus nicht der Grund oder das Merkmal moralischer Schwäche sind, haben wir schon anderweitig erörtert.*)

Das beweisen besonders die Triebe, welche der Mensch mit Thieren gemein hat. Darum, daß die Thiere Triebe haben und ihnen folgen, können sie weder sittlich gut noch sittlich böse genannt werden. Wenn der Mensch seinen Trieben nachgibt, ist er darum auch noch nicht sittlich gut oder böse, sondern wird es erst durch die Art, wie er ihnen nachgibt.

Eine naturwidrige, unzeitige oder übermäßige Befriedigung selbst des unschuldigsten aller Triebe wird zum Unrecht.

Aus dem Triebe der an sich unschuldigen Selbstliebe können durch Verwechslung von Mittel und Zweck moralische Uebel wie

*) Göthe's Faust: Prolog im Himmel.
**) Im 1. Theile dieses Werkes.

z. B. Eitelkeit, Hochmuth, Gefallsucht, Scheinheiligkeit, Heuchelei, Unduldsamkeit, Rechthaberei und Streitsucht entstehen. Wenn der Zweck verkehrt und das Maaß übertrieben wird, können sogar die sittlich gleichgültigsten Handlungen in moralische Uebel ausarten. So wird z. B. der Thätigkeitstrieb, der sich in Angelfischerei oder Wildjagd äußert, unsittlich, wenn diese Beschäftigungen zum Zwecke des Lebens gemacht werden und demnach nicht bleiben, was sie sein sollen, untergeordnete Mittel: in ihrem Gefolge können Pflichtvergessenheit, Trägheit, Rohheit und andere Uebel sein. Eben so müßten die Wißbegierde, Naturforschung und Reiselust grobe Unsittlichkeiten werden, wenn durch ihre Befriedigung der Wohlstand und das Glück einer Familie zu Grunde gerichtet würde.

Die Heftigkeit und Gewalt der Triebe ändert nichts an dieser Beurtheilung. Wenn z. B. der Geschlechtstrieb als Mittel zum Leben und nicht als Lebenszweck waltet, so ist nichts Unsittliches darin.

Die Vorsehung hat diesem Triebe in schöpferischer Absicht eine Kraft verliehen, die in bestimmten Lebensabschnitten sich auf besonders heftige Weise kund gibt. Aus der naturgemäßen Befriedigung erstehen für die Menschen die wohlthätigsten Folgen. Man denke nur an das Glück des Familienlebens, an das sittenmildernde Verhältniß der durch Liebe und Verwandtschaft Vereinigten, an die daraus entspringende Wohlthat staatlich geordneter Verhältnisse u. s. w.

Dagegen entspringen aus der zweckwidrigen Befriedigung dieses Triebes allerdings große und mannigfaltige moralische Uebel, die man aber unmöglich dem Triebe selbst oder seiner Heftigkeit allein zur Schuld rechnen kann.

Es ist eine große Verirrung zu nennen, wenn es Menschen gibt, die im Eifer ihres religiösen Glaubens meinen, dieser Trieb sei ein Unglück für das menschliche Geschlecht und müsse zur größeren sittlichen Vollkommenheit unterdrückt oder nach Möglichkeit ausgerottet werden. All' dieser religiöse Eifer ist vergeblich und kann nichts bessern, weil er den Sitz des Uebels nicht erkennt.

Eben so pflegt sich die altgebräuchliche Sittenrichterei mit einer ganz besondern Wuth gegen alle Sinnlichkeit zu wenden,

die sie im doppelten Sinne verwerflich findet, als die Lust des Geschlechtstriebes und als vergnüglichen Gebrauch der Sinneswerkzeuge, vorzüglich des Sehens und Hörens. Es gilt davon die obige Regel.

Der zweckmäßige Genuß sinnlicher Freuden d. h. der Genuß als Mittel zum vernunftgemäßen Leben ist kein Unrecht. So wie in alle natürlichen Verrichtungen hat die Vorsehung auch in den Gebrauch der Sinneswerkzeuge einen hohen Genuß gelegt.

Wäre das nicht der Fall, so würde der Mensch oft auf diesen Gebrauch verzichten und so dem Lebenszwecke, der Natur, entgegen wirken. Daher ist nur das Leben um des sinnlichen Genusses willen allein Sünde.

Wenn selbst Denker die Forderungen der Sinnlichkeit für etwas an sich Böses und nur die Forderungen des Geistes für gut halten, *) so kömmt es daher, daß sie sich von dem althergebrachten Irrthum, der Mensch sei kein einheitliches, sondern ein Doppelwesen, aus geistigen und körperlichen Trieben hervorgegangen, nicht frei machen können.

Was wäre unter solchen Voraussetzungen von unsern Kindern zu sagen, die doch anfangs nur Sinnlichkeit an den Tag legen und demnach zuerst böse sein müßten, ohne dagegen anstreben zu können. Wann und woher käme in sie der Geist und mit ihm das Gute, wenn sie geschaffen wären, um gar nicht sinnlich zu sein?

Wie will man überhaupt die Meinung, daß die sinnliche Natur des Menschen böse sei, behaupten, wenn man bedenkt, daß es gerade die sinnlichen Triebe sind, welche zur Entdeckung alles dessen, was recht und unrecht ist, führen und daß sie es sind, die die Erfüllung dessen, was wir Pflicht nennen, oder dieselbe möglich machen, wenn sie schwer ist, erleichtern? —

Die Liebe der Eltern zu ihren Kindern geht z. B. sehr oft weniger aus einer sittlichen Ueberlegung hervor, als viel-

---

*) Rée, Ethik. S. 81. „Was aus unserer sinnlichen Natur hervorgeht, ist das Böse; dasjenige aber, was unserer geistigen entspricht, — ist das Gute. Zwischen diesen beiden Mächten ist ewige Feindschaft.“ Diese Behauptung gründet sich auf einen vorhergehenden ebenso zu bestreitenden Satz, daß „der Mensch nichts in sich Einiges und Ganzes, sondern aus zwei verschiedenen Wesen, Leib und Geist, einem bloß natürlichen und einem göttlichen Theil zusammengesetzt sei.“

mehr aus der Sinnlichkeit, aus dem Anblicke, dem Vernehmen der Kindesstimme, aus der angeregten nervösen Empfindung.

Sind nicht ferner Mitleid, Wohlthätigkeit, Mitgefühl der Freude, Freundschaft, Gattenliebe und andere edle Gefühle auf die Wirksamkeit der Sinne und den Eindruck, welchen sie empfangen, angewiesen?

Ist der Vater aller Wissenschaften und Künste nicht eine „gemeine" Sinnlichkeit: der Hunger? Treibt er den Menschen nicht an, arbeitsam, fleißig, gesellig, dienstfertig zu sein? —

Wer die Sinnlichkeit des Menschen ausrotten will, versteht das moralische Uebel nicht und nicht die Kunst zu heilen.

Die Frage, ob die Menschheit über die Stufe ihrer jetzigen Sittlichkeit noch weit hinaufsteigen werde? erregt endlich auch von Zeit zu Zeit das Bedenken und die Aufmerksamkeit unserer strengen Sittenprediger, und wir werden aus ihren verneinenden Ansichten ermessen, wie sehr ferne sie von der richtigen Erkenntniß des moralischen Zustandes der Menschheit stehen.

Dürfen wir aus der Vergangenheit auf die Zukunft schließen, so ist an einer Bejahung der obigen Frage vernünftiger Weise nicht zu zweifeln. Die Erkenntniß des natürlichen Gesetzes der stätigen Entwicklung alles daseienden Menschlichen läßt auch einen sittlichen Fortschritt vermuthen.

Nur die Zeit ist nicht anzugeben, in welcher ein bestimmter Grad der Entwicklung zur Vollkommenheit stattfindet. Der einzelne Mensch, der selbst nur sehr wenig Zeit hat, möchte freilich gerne Alles erleben, was ihm wünschenswerth und gut erscheint: die ganze Menschheit aber hat sehr viel Zeit und daher durchaus keine Eile, ihr sittliches Streben abzumachen oder zu Ende zu führen.

Daß ein Fortschritt zur größeren Sittlichkeit bisher stattgefunden habe, läßt sich aus der geschichtlichen Erinnerung unschwer nachweisen. In einem solchen Nachweise steht der Mensch eben so im Einzelnen maaßgebend da, wie im Ganzen ein Volk oder die gesammte Menschheit. Der Weg der Bildung ist derselbe.

In der Kindheit, unter dem Einflusse von Trieben und instinktartigen Neigungen ist wie das Individuum auch ein Volk

unselbstständig, mehr thierisch als menschlich gesinnt, mehr mechanisch als frei, und daher auch sehr unzurechnungsfähig, sehr unschuldig.

Dann geräth es an den Baum der Erkenntniß und geht in die Schule der guten und schlimmen Erfahrungen.

In der Jugend leitet Liebe zum Wunderbaren und Begeisterung für allen schönen Schein die Begierden und Wünsche zum überthierischen Wesen, zur sittlichen Erhebung.

Bei männlicher Reife treten Verstand, Vernunft, geläuterte Gewissenhaftigkeit, Gerechtigkeitsliebe und der Sinn für alles Wirkliche und Wahre bestimmend auf, und führen auf eine unabsehbare Stufenleiter des Strebens nach Vollkommenheit. Diesen Weg hat manche Nation Europas gemacht, und manch' eine andere macht ihn; keine hat ihn vollendet.

Wenn aber manchmal an ganzen Völkerschaften eben so wenig wie an einzelnen Individuen ein Fortschritt zu bemerken war, wenn sie roh blieben und darüber vergingen: so folgt daraus nicht, daß darum die Menschheit still gestanden hat, oder wohl gar um jener Ausnahmen willen zurückgegangen ist. —

Man lese nur Geschichte. Was leberkranke Sittenrichter darüber sagen, kann doch unmöglich allein und so ohne Weiteres maaßgebend sein. Inmitten der Bestrebungen nach besseren äußeren Zuständen des Lebens ist die Menschheit auch gerechter und sittlich strenger geworden. Man vergleiche nur z. B. die höchsten Sittlichkeitsgesetze der alttestamentarischen Juden mit denen, unter welchen sie gegenwärtig leben, oder die Anstands- und Schicklichkeitsregeln des mittelalterlichen Deutschlands mit den gegenwärtig herrschenden.

Die Geschichte zeigt, was aus den einstigen Barbaren mit der Zeit geworden ist und wer die Ureltern waren, wer unsere Zeitgenossen sind, und wie groß Recht, Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit auf allen Jahrhunderten ruhen. Man denke z. B. an die peinliche und Halsgerichtsordnung des heil. römischen Reiches, an die Gottesurtheile in Wasser und Feuer, an die Hexenprozesse und Ketzergerichte, und dann wieder an die ärztlichen Untersuchungen eines Verbrechens in unserer Zeit z. B. bei Kindestödtungen, an die vielfachen Versuche, um zu ermitteln, wie viel Schuld im Angeklagten liege, u. s. w.

Daß die Vorfahren eines Volkes im Ganzen besser, edler, milder und gerechter gewesen seien, als ihre Nachkommen, ist

gar oft nur Einbildung und nicht Thatsache. Ausnahmen aber stürzen keine Regel. Die schon geschehenen Fortschritte sind es, die man wieder als Vorbereitung zur künftigen größeren Entwicklung ansehen muß; man müßte denn annehmen, die Menschheit leiste schon ihr Möglichstes, und sie könne keine neue Wahrheit, keine Schönheit, keine Güte im Denken, Fühlen, Sprechen und Thun mehr auffinden. —

Daran aber möchte man zweifeln, ob es den alten religiösen Anstalten, die sich mit Verbesserung der Sittlichkeit abgeben, gelingen werde, auch zu Stande zu bringen, was sie wollen, so lange sie dafür halten, die Menschheit sei so gut als unverbesserlich. —

IV.

„Arzt, hilf dir selber." —

Man nennt die alten Religionen moralische Heilanstalten. Sind sie es wirklich? — Und in welcher Weise? — Nach den Ausführungen der üblichen und wohlbekannten Sittenärzte ist die ganze vernunftbegabte Welt sehr krank. Wenn nun in einer gewöhnlichen Krankenheilanstalt Aerzte und Wärter ihre Stimme erheben, sich entsetzen, wehklagen und jammern würden, weil es eine solche Menge bösartiger Gebrechen gäbe, so möchte ihnen das nicht zu verdenken sein. Aber darauf, was sie sagen und wie sie wehklagen, käme es nicht so sehr an, als vielmehr darauf, was von ihrer Seite für die Besserung und Heilung jener Gebrechen geschehen könne oder wirklich geschehe, und wie viel Vertrauen die Leidenden in die ganze Anstalt setzen.

Wenn Geistliche, Seelenärzte, Sittenprediger und Religionsdiener aller Art sich begnügen wollten, nichts weiter zu thun, als ein großes Klagegeschrei über die Sittenverderbtheit der Menschen, über moralische Gebrechlichkeit, Sündhaftigkeit, Verworfenheit u. s. w. zu erheben: so wäre damit dem Uebel sehr wenig abge-

holfen, wenn auch — was aber eben nicht immer oder nicht vollkommen der Fall ist — ihre Meinungen und Urtheile gerechtfertigt wären.

Vor allem geht die Frage dahin, ob die sittlich Kranken und Leidenden von ihnen und ihrer Heilanstalt, Religion genannt, Hülfe, Rettung, Linderung oder mindestens tröstliche Hoffnung erwarten oder ob sie vielleicht glauben, daß von dieser Seite nicht gar viel zu erlangen sei. Das Vertrauen des Kranken zum Arzte ist der Anfang zur Genesung. —

Wenn es nun wahr ist — und wer wollte daran zweifeln — was die Vorsteher religiöser Heilanstalten selber sammt ihrer Dienerschaft behaupten und beständig wiederholen, daß die trost- und hülfbedürftige Menschheit immer mehr an Kirchlichkeit, an Glauben, Vertrauen und Fügsamkeit verliere: dann muß man zu der Ansicht kommen, daß die „Kranken" Aenderung und Besserung ihrer leidensvollen Zustände von den geistlichen Aerzten nicht erwarten oder auch daß sie eigentlich keine „Kranke" sind.

Außerdem beweist der allgemein beklagte Mangel an Zuhörern in jenen Räumen, wo die Seelenärzte ihre Rathschläge ertheilen, daß viele „Kranke" nicht einmal genügende Antwort auf die brennenden Fragen über ihre Gemüthsbeschwerden zu erhalten verlangen.

Die Seelenärzte wissen, daß man ihnen im Allgemeinen kein Vertrauen schenkt, und scheinen es doch wieder auch nicht zu glauben, indem sie ihre alte Heilmethode, die nicht viel zu bewirken und kein Vertrauen zu haben scheint, immer beibehalten. —

Hier liegt die triftigste Ursache der Erscheinung, daß diese Art Sittenlazarethe im Ganzen keine große Wirksamkeit übt.

Welchen Anforderungen müßte nun wohl eine religiöse Heilanstalt entsprechen, um das Vertrauen der sittlich Kranken gewinnen und mit Hülfe desselben die mannigfachen Gebrechen und Leiden derselben heilen zu können? —

Wenn wir uns jene höchst zweckmäßigen Heilanstalten zum Muster nehmen, in denen die vielen und mannigfaltigen Körperkrankheiten mit Erfolg behandelt werden: so müssen wir bei Beantwortung jener Frage ganz vorzüglich folgende Punkte hervorheben:

Es muß in ihnen dieselbe Regel gelten, die in der ärztlichen Praxis gilt, Charlatanerie und Quacksalberei mit aller nur möglichen Strenge zu verbannen. Das Vertrauen zu Charlatanen hat in unserem Jahrhunderte gar gewaltig abgenommen und der Kranke wendet sich am liebsten an den verständigen Arzt. —

Wenn sonst irgendwo, hatte einst ein geistlicher Charlatan und Quacksalber bei dem unwissenden, großen Volkshaufen ein leichtes, einträgliches und sicheres Geschäft; aber die Zeiten haben sich darin an manchen Orten so gründlich geändert, daß dies nicht mehr leicht, sicher und einträglich ist. Hat es aber sonst nie geholfen, so hilft es auch gewiß in Zukunft nicht.

Das Kennzeichen eines Charlatan sind Unkenntniß, Eigennutz und Geschäft. — Eine gute Heilanstalt muß nicht ihr Dasein und ihre Ausdehnung als Hauptzweck und die Kranken nur als Mittel zum Zweck ansehen; Hauptzweck ist moralische Abhilfe und die Anstalt soll um dieser Abhilfe willen da sein.

Wo eine Religion nur dazu dient, um die Priester-Macht zu erhalten, zu stärken, zu vergrößern: da erwartet man von ihr auch nicht Besserung der Kranken, sondern nur Besserung der Anstalt. Recht viele Kranke zu haben und wo möglich alle Menschen krank und rettungsbedürftig zu erklären, ist dann die Absicht, die aus allen Bestrebungen sichtbar hervortritt.

„Die ganze Menschenwelt ist in Grund und Boden schlecht, sündhaft und verworfen: wir aber haben das Mittel, ein Universalmittel, ein Wundermittel, Allen zu helfen" — das ist die bescheidene Sprache, mit der sich so manche religiöse Anstalt ankündigt. —

Eine wahre Heilanstalt muß auch im Besitze der Wissenschaft und praktischer Erfahrungen sein. Althergebrachtes Gutdünken und Meinen, veralterte Recepte und Medizinen, die aus Einbildungen hervorgegangen sind, können nichts helfen, selbst wenn darin Körnchen Wahrheit, aus dem Alterthum stammend, enthalten wären. Die Wissenschaft läßt das Wesen eines moralischen Uebels auf das genaueste erkennen, und ordnet die nöthigen Gegenmittel an; sie begnügt sich nicht mit dem Scheine, weder in den Regeln noch in der Ausführung. Sie verlangt Aufrichtigkeit und Wahrheit auch vom Kranken, und verbannt alle Heuchelei und Verstellung. Wissenschaft und Heuchelei können einander nicht dulden.

Das gilt in allen Krankenheilanstalten auf der ganzen Erde, nur in den religiösen und geistlichen nicht: was dagegen dort unerhört und entsetzlich wäre, geschieht hier. Man verleugnet und haßt alle Wissenschaft, alle Naturgesetze, alle Seelenkunde, alle Prüfung und Untersuchung und ruft statt alle dem das Wunder und die Heuchelei an.

Für alle Seelengebrechen, an Kindern, Greisen, an Schwachen, Starken, an Freien, Sclaven, an wirklichen, an eingebildeten Kranken gibt es ferner nur Eine und dieselbe Regel, eine und dieselbe Methode, ein und dasselbe Recept, eine und dieselbe Medicin. — Ein Radikalmittel für Alles und Alle.

Es gehört nicht viel Menschenkenntniß und Seelenkunde dazu, um sagen zu können, wie schlecht sich ein solches Verfahren bewährt. Mehr als in physischer hat ein jeder Mensch in geistiger Beziehung seine individuellen Eigenthümlichkeiten; ohne diese auf das Genauste zu berücksichtigen kann man ihn von seinen moralischen Leiden nicht befreien. —

Um die Sache auf die Spitze zu treiben, pflegen sich die geistlichen Heilanstalten zu begnügen, wenn sich jeder Kranke, ohne von dem „Universalmittel" Gebrauch zu machen, nur mit den Vorstehern und Aerzten so gut als möglich stellt, sich mit ihnen abfindet, sie in Bezug auf ihr Honorar befriedigt, sich geberdet, als ob er sehr krank gewesen und noch gar nicht hergestellt wäre, sie versichert, gar nicht fort gehen zu wollen u. s. w.

Die weltlichen Heilanstalten, unsere Lazarethe und Krankenhäuser machen ganz entgegengesetzte Forderungen. Ihre Vorsteher und Aerzte werden nur dann befriedigt, wenn die Kranken durch richtige Anwendung der vorgeschriebenen Mittel, durch getreue Befolgung aller Anordnungen in Bezug auf Diät, Ordnung, Enthaltsamkeit von ihren Leiden erlöst als geheilt entlassen werden können.

Jene dagegen entlassen Niemanden, auch den Gesundesten nicht, wenigstens nicht gutwillig: er soll dableiben, um sich beständig krank und abhängig zu fühlen. Man hat es in diesem Punkte einst so weit gebracht, daß die meisten Menschen an ihre Religion als an eine ewig währende Anstalt zur Abfindung mit Gott und seinen Priestern glaubten und sich daher auch bemühten diesen Gott in seinen Priestern immerwährend und nach allen ihren Kräften zufrieden zu stellen.

Dahin ging z. B. die eigentliche Absicht des sogenannten „Gottesdienstes,“ man glaubte der Gottheit zu dienen, indem man den Priestern reichlich opferte und alle ceremoniellen Anordnungen befolgte. Man freute sich damit Alles gethan zu haben, wenn man Gott gedient hatte. Die sittliche Genesung sollte darin enthalten sein.

Unser Zeitalter hat Manches geändert und das Verhältniß des gläubigen Kranken zur Heilanstalt ist heut zu Tage und bei der Ueberzahl Heilsbedürftiger etwa folgendes. Der „Gläubige“ schließt mit seiner Heilanstalt, wenn es ihm gerade gefällt, stillschweigend folgenden Vertrag: Ich wünschte wohl geheilt zu werden, aber ohne Schmerzen, Mühe und Unbequemlichkeit. Versuche und Operationen lasse ich an mir nicht vornehmen, Diät und Medizinen werde ich nicht gebrauchen; aber leisten will ich im Baaren oder anders, was Ihr verlangt und ich Euch schuldig bin. Ist Euch das nicht genug, so mag ich nicht mehr leisten. Im Uebrigen will ich — so wie ihr wünschtet — jenem großen Opfer vertrauen, das — wie ihr mich versichert, schon längst alle Schuld von mir genommen hat.

Es klingt schlecht, was wir da sagen, sehr schlecht, wir gestehen es, aber es klingt aus dem alltäglichen Leben heraus.

Wenn sonst wirkliche Heilungen nur im eigenen Mark und Blut bewerkstelligt werden können, so werden sie aus solchen Einbildungen und Abfindungen unmöglich hervorgehen.

Eine Religion als wirkliche Seelenheilanstalt für sittlich Kranke dürfte sich nicht begnügen, nur festen Glauben an die Wunderkraft ihrer Heilmittel zu empfehlen. Der Glaube mag selig machen, aber er heilt kein Uebel, sei es physisch oder moralisch. So wird z. B. allgemein als religiöses Universalmittel gegen die moralischen Uebel von Haß und Zwietracht das uralte Wort des Glaubens empfohlen: „Liebe Deinen Feind und Beleidiger, thue Gutes dem, der Dir Böses angethan.“ Das praktische Leben beweist, wie wenig der Glaube an dieses Mittel hilft. Gegen Haß und Unfrieden müssen gar mancherlei Mittel angewendet werden, von denen in jenem Mahnworte nichts geschrieben steht. An Liebe und Duldung läßt sich sehr schön glauben, aber die Kunst sie zu üben, ist keine Glaubenssache mehr.

Seelenhülfe gründet sich auf Seelenkunde und Seelenkunde ist Wissenschaft, Wissenschaft des einzelnen und des gesammten Menschenlebens. Die erste Bedingung ärztlicher Hülfe ist Erkenntniß des Uebels in seinem Ursprunge. Das schlimmste Wort ist: Zu spät.

Die geistlichen Recepte kommen in der Regel alle zu spät.

Seelenärztliche Vorschriften müssen aus vollen Erkenntnissen der Wirklichkeit hervorgehen, eine Bedingung, welche noch keine der alten Religionen vollständig erfüllt hat. Sie stehen mit dem wirklichen Leben und seinen Bedingungen zumeist im Widerspruch und wollen mit seiner Erkenntniß eigentlich gar nichts zu schaffen haben. Ueberhaupt ist Feindschaft zwischen Priester-Religion und Wissenschaft. Jene geht dieser weit aus dem Wege. Diese dagegen vergilt Gleiches mit Gleichem und geht ihren eigenen Weg; sie ist sich selbst die Religion.

Wenn in einer unserer gewöhnlichen Krankenheilanstalten auf die beständig zunehmenden Kenntnisse, Erfahrungen, Versuche und Hülfsmittel gar keine Rücksicht genommen würde, wie stände da heute das Loos der armen Leidenden, und — was wohl zu bedenken — wie groß wäre das Vertrauen derselben?

Die Unwissenschaftlichkeit der hochwürdigen Seelenärzte, ja ihr Haß und Abscheu vor jeder Art Aufklärung, Berichtigung, Verbesserung, Aenderung der Heilkunde ist weltbekannt. Sie möchten in der Erkenntniß lieber rückwärts als vorwärts gehen und darum verdienen sie das Mißtrauen. Ihre Recepte und ärztlichen Operationen sind seit Jahrtausenden immer nur die Einen. Dieselben Anordnungen machen sie bei Kindern wie bei Greisen, bei Armen und Nothleidenden wie bei Reichen, bei Schwachen wie bei Starken, und darum werden die Kranken durch ihre Mittel nicht gesund.

Wenn sie es werden, haben ganz andere Dinge gewirkt, von denen die geistlichen Aerzte nichts wissen oder nichts wissen wollen.

Eine Religion, die zugleich auch sittliche Heilanstalt sein soll, muß auf Wissenschaft und uneigennützige Humanität gegründet sein.

Die religiösen Seelenheilanstalten begleiten ihre meisten Vorschriften mit der Zumuthung augenblicklicher Besserung

Sie nennen dieselbe „Bekehrung" (auch „geistige Wiedergeburt") und lassen die Gläubigen gerne in dem Wahn, eine übernatürliche Kraft, eine Gnade vom Himmel bewirke sie.

Wenn schon in der Körperheilkunde eine Mitwirkung des Kranken durch guten Willen, durch Vertrauen, und überhaupt durch Thätigkeit der vorhandenen Kräfte unumgänglich nothwendig erscheint, so ist dies noch mehr bei Heilung der Seelenleiden der Fall. Hier ist alle Kraft der moralischen Arzenei von der Einsicht und dem ausdauernd guten Willen des zu Bessernden abhängig.

Was bedeutet aber Einsicht? was Wille? was Ausdauer eines guten Willens. Sind das Früchte des Augenblicks?

Man traut z. B. einem Sittenprediger zu viel zu, wenn man glaubt, mit dem Nachweise: „Du sollst Dich bekehren," sei von Seite der Heilanstalt alles Mögliche geschehen und es liege nur einzig an dem Sünder, einzuwilligen und sich sofort zu bessern.

Und wenn man hinzufügt, Gott selber habe einst die Vorschriften sittlicher Besserung für alle Menschen und Zeiten aufgestellt, so meint man ein Seelenkranker könne nicht mehr widerstehen und müsse alsogleich gesund werden.

Möchte man da nicht in Versuchung kommen zu denken, solche Seelenärzte, welche die augenblickliche Bekehrung eines Sünders für möglich oder wahrscheinlich halten und daher auch ohne Weiteres anordnen, bedürften eines leiblichen Arztes?

Was man Besserung, Bekehrung, Wiedergeburt nennt, kann nicht sofort eintreten; es macht sich höchst langsam, eben so wie leibliche Genesung, und desto langsamer, je schwerer die Krankheit war.

Den Beweis dafür bietet nach allen Seiten hin die Lebenserfahrung. Wenn der krankhafte Seelenzustand, welcher zur Sünde führte, seinen Grund z. B. in der Rohheit und Unwissenheit, also in einem Mangel der Erziehung hat, so muß erst dieser Mangel beseitigt werden, ehe man daran denken kann, eine wirkliche Besserung zu erwarten. Das Commandowort allein erzieht den wilden, thierischen, rohen Menschen nicht, gibt ihm nicht Bildung, veredelt ihn nicht, und bekehrt ihn darum nicht. Auch sein Wille, sein Entschluß thut es noch nicht. Wer könnte an ihm das Wunder vollbringen und ihn mit einem Schlage veredeln? Oder wer könnte nur wollen und sofort auch wohlerzogen und gebildet sein?

Die Achtung des fremden Eigenthums z. B. beruht auf der Einsicht in die Nothwendigkeit und in die Bedingungen aller gesellschaftlichen Ordnung.

Wenn sich ein Dieb bekehren soll, muß er erst diese Einsicht durch Aufklärung, dann aber die Achtung selbst durch Uebung und Selbstüberwindung gewinnen. Dazu gehört wieder eine ganz besondere Erziehung, die nicht so ganz leicht ist. Die Androhung von Strafen kann zwar einen diebischen Menschen einschüchtern und vom Unrecht abhalten, aber noch nicht bessern. Furcht vor Strafe ist noch lange nicht Abscheu vor dem Bösen oder Neigung zum Guten, ist nicht Kraft, allen lockenden Gelegenheiten zu widerstehen.

Gegen das Unrecht gibt es Waffen, aber es reicht nicht hin, sie Einem nur in die Hand zu geben: er muß sie auch führen lernen.

Hat eine moralische Krankheit ihren Grund z. B. in einer besonderen Verstimmung oder Ueberspannung der Nerven, wie der Jähzorn, die Lüsternheit, die Trägheit, ein selbstmörderisches Verlangen u. A.: dann muß man auch noch die körperliche Genesung vorher bewirken, damit die moralische eintreten könne. Noch niemals sind solche moralische Uebel durch das bloße Wort: „Du sollst" oder „sollst nicht" geheilt worden.

Der Sünder hat sein Unrecht vielleicht hundert Mal eingesehen, bereut, gebeichtet, gebüßt, hat sich eben so oft Besserung und Bekehrung fest vorgenommen und — ist krank geblieben.

Oder wenn eine Unsittlichkeit aus Angewöhnung und Verzogenheit hervorging, ist da nicht Besserung nur auf dem sehr beschwerlichen und langen Wege der Abgewöhnung möglich?

Oder wenn ein moralisches Gebrechen durch Gewalt der äußeren Verhältnisse, durch Autorität der Vorgesetzten, durch wiederholte Beispiele der Umgebung hervorgerufen wurde, und beständig erhalten oder wohl gar gemehrt wird: müßten da nicht erst die Verhältnisse geregelt, die Autoritäten gewechselt, die Umgebungen beseitigt werden, um damit eine Besserung anzubahnen?

Wie zahlreich sind die inneren Bedingungen einer wirklichen und dauerhaften Besserung! Die Geschäftigkeit des geselligen Lebens läßt wenigen Menschen hinreichende Lust und Zeit zu Weisheitsstudien, wie sie die sittliche Umkehr verlangt. Etwas Gutes zu unterlassen ist so sehr leicht und bequem, dagegen es zu unternehmen so sehr schwer und unbequem.

Der sittlich Leidende hat mit seiner Leidenschaft so vollauf zu schaffen, daß er nicht Ruhe gewinnt, alle Regeln und Bedingungen seiner Besserung selbst durchzuführen. Er müßte erst mit sich selbst zu einer gewissen Ruhe kommen.

Der nothleidende Mensch hat sich nach zwei Seiten zu wehren; er soll die Noth bekämpfen und zugleich den bösen Geist bannen, der ihm zuflüstert, sich mit ungerechten Mitteln zu helfen. Der Kampf stärkt nur anfangs die Kräfte; wenn er zu lange anhält, schwächt und vernichtet er sie.

Ist der Mensch dann aus Schwäche gefallen, so gibt ihm die Mahnung oder der Befehl, „Du sollst" oder der eigene Entschluß „Du willst," noch nicht neue Kräfte; er müßte vielmehr erst eine gute Zeit lang vom Kampfe mit Noth und Versuchung ablassen und ruhen können.

Augenblickliche Besserung! — Erst Beseitigung der eisernen Noth. —

Die Gelegenheit zum Unrecht ist gar oft und leicht die einzige Quelle des Lasters. Böse Gelegenheiten zu beseitigen ist dagegen eine schwere Aufgabe, der ein Mensch selten allein gewachsen ist. So ist z. B. die beständige Gelegenheit zum Laster der Selbstschändung ein fast unüberwindliches Hinderniß der Besserung, wenn nicht bedeutende Kräfte von außerhalb zu Hülfe kommen.

Viele sittliche Gebrechen liegen in der geistigen Armuth, welche Schuld ist, daß der Mensch nur nach niedrigem Genusse verlangt. Soll darin eine Besserung oder Bekehrung eintreten, so wird sie nur höchst langsam durch mühsames Sammeln geistiger Schätze ermöglicht werden können. Der Arme muß erst reich an Fähigkeiten und Kräften werden, um höhere Lebensfreuden zu begehren und niederen Sinnengenuß zu verachten.

Liegt die sittliche Verderbtheit im Müßiggange, dann muß Beschäftigung abhelfen. Dazu gehört aber Fähigkeit, Lust und selbst einige Uebung — lauter Bedingungen, deren Erfüllung Zeit verlangt.

Arbeit ist dem Gemüthe eben so zuträglich und nöthig, wie dem Körper. In ihr liegt Heilung. Aber wer weiß es nicht, daß zur Arbeitslust auch Fähigkeit und Geschicklichkeit nöthig ist? Ehe es so weit kommt, daß einem Menschen vor lauter Thätigkeitslust jeder Gedanke an Unrecht vergeht, muß er eine lange Bahn der Erziehung zurückgelegt haben.

Das menschliche Gemüth ist wie ein fruchtbarer Acker: wenn er nicht bearbeitet und gepflegt wird, überwuchert ihn das Unkraut. Die Aussaat guter Sämereien schützt ihn davor nicht. Ist er dagegen unfruchtbar von Natur, dann bleibt er lange todt und seine Oberfläche überzieht sich mit spärlichem Haidekraut, wenn nicht die Cultur erlösend eintritt. Ihn augenblicklich bearbeiten und bestellen wollen, daß er sofort auch gute Frucht trage, wäre Einer der unvernünftigsten Einfälle.

Wenn es nun nicht gut möglich ist, einen sittlich kranken Gemüthszustand augenblicklich umzuändern und gesund herzustellen, so ist es noch weniger thunlich, wenn ein Kranker zu lange gezögert hat, Hülfe zu suchen und sein Leiden bereits veraltet ist. Auch die moralischen Krankheiten stehen nicht stille, sondern schreiten immer weiter, sei es zur Besserung, sei es zur Verschlimmerung. Veraltete Uebel trifft gewöhnlich der letztere Fall. Es kann sogar geschehen, daß gewisse Gebrechen im Charakter eines Menschen mit ihm alt und darum unheilbar geworden sind.

Was Wunder, wenn da die schönsten Weisheits- und Liebessprüche geistlicher Aerzte nichts zu heilen vermögen! —

Was wir Bildung und Tugend nennen, läßt sich nicht schenken, nicht befehlen, nicht in Gnaden geben, sondern muß langsam und mühevoll, durch Selbstthätigkeit, Muth und stets siegreiche Kraft erstrebt werden.

Die Heilanstalt, welche von entgegengesetzten Voraussetzungen ausgeht, wird gewiß keinen Kranken gesund machen.

Der vernünftige und praktische Arzt verlangt von Niemandem augenblickliche Besserung und bildet sich nicht ein, Jemanden sofort ganz bekehren zu können, und wenn ihm Einer verspricht, sich zu bessern, traut er ihm deshalb noch nicht im Mindesten.

Es ist traurig genug, daß den menschlichen Vorsätzen nicht viel zuzutrauen ist, es ist aber ein Unglück zu nennen, daß man jemals in Anstalten Vertrauen gesetzt hat, die sich rühmten, die Menschenwelt mit ihren Mitteln von allen moralischen Uebeln sofort erlösen zu können.

Drang der Gesetze.

I.

— — Die Welt ist nun einmal
Nicht anders; wenn du in ihr leben willst,
So mußt du dich in ihr Gesetz auch finden,
Wie unvollkommen dir es auch erscheint.
Wer nicht der Nothwendigkeit gehorcht,
Der wird zermalmt von ihr und muß zu Grunde
gehen.
(Ingemann.)

Die gesammte Menschheit besitzt reiche Sammlungen von Verhaltungsregeln für das Leben, die man Sittengesetze nennt. An einigen derselben ist das Merkmal der Uebereinstimmung vieler Völker und alter Zeiten zu erkennen, an andern nicht.

Alle diese Verhaltungsregeln darf der einzelne Mensch, dem die Kraft dazu gegeben ist, bedenken, untersuchen, prüfen; er soll es auch mit aller Strenge thun, weil er es ist, von dem verlangt wird, daß er dieselben befolge. Blind zu gehorchen braucht Keiner, dem Sehkraft gegeben ist.

Wie sind solche Sammlungen von Sittengesetzen entstanden?—

Auf den verschiedenen Wegen menschlicher Erkenntniß, nicht anders: Durch menschliche Beobachtung und Unterscheidung, durch menschliche Erfahrung, durch menschliches Gefühl, durch menschliche Belehrung, Erziehung, Gesetzgebung. Eine andere Quelle, als die des menschlichen Geistes, ist wenigstens bezweifelbar, bestritten und nicht nachzuweisen.

In so ferne viele Sittenlehrer und Gesetzgeber ihre eigenen Erkenntnisse der wunderbaren Eingebung übermenschlicher Mächte zuschrieben, nannte man ihre Vorschriften „göttliche Offenbarungen.“ —

Sind diese Wege der sittlichen Erkenntniß unter allen Umständen und unbedingt zuverlässig? Ist darin kein Irrthum, kein

Mangel, keine Berichtigung, Erweiterung, Verbesserung möglich? Sind sie Alle, oder sind einige unter ihnen eines so großen Vertrauens werth, daß man nicht erst nöthig hat, sie zu prüfen? —

Wir antworten auf alle diese Fragen mit einem entschiedenen: Nein, und zwar aus folgenden Gründen:

1) Die Beobachtung dessen, was am Menschen sittlich recht oder unrecht, gut oder böse, ist eine schwierige Aufgabe und war es zu allen Zeiten. Ein Irrthum ist sehr leicht möglich.

2) Das sittliche Gefühl des einzelnen Menschen (Gewissen) ist nicht immer ganz zuverlässig.

3) Die Lehren der Vergangenheit waren — wie leicht zu erweisen — selten frei von Aberglauben und falschen Voraussetzungen.

4) Die sogenannten Offenbarungen haben sich nicht vor Jedermanns Urtheilen als Solche ausweisen können.

5) Die Sittengesetze haben erwiesenermaßen Veränderungen erlitten und erleiden sie fernerhin.

Demnach gibt es keine von Menschen aufgestellte Sittengesetze, die über alle Untersuchung und über allen Zweifel erhaben wären, und es kömmt auch nicht nur einzig darauf an, was Jeder, der Urtheilsvermögen hat, als sittlich gut und recht oder als sittlich schlecht und unrecht anerkennt, sondern auch darauf, daß die Menschen darin so genau als möglich übereinstimmen.

Eine Sicherheit gegen Irrthum liegt ja einzig nur in der übereinstimmenden Erkenntniß der Wahrheit. Diese Erkenntniß (nicht aber die Wahrheit selbst) kann zunehmen, sich erweitern, sich reinigen und befestigen. Das Sittengesetz ist einer beständigen Verbesserung fähig.

Wenn wir die Erkenntniß der menschlichen Vernunft als die einzige Quelle angeben, aus welcher alle Sittengesetze entspringen, so machen uns die Verächter der Vernunft vorzüglich zwei Einwendungen. Sie sagen: einmal sei es hochmüthig und stolz, der eigenen Erkenntniß oder der Erkenntniß anderer Menschen so viel Kraft zuzutrauen, um das Wahre und Rechte zu erkennen und den richtigen Weg der Erkenntniß niemals zu verfehlen; und dann sei es sehr gefährlich, zu meinen, der Mensch finde und bestimme das richtige Sittengesetz, weil er durch und durch selbstsüchtig, partheiisch und eigenwillig sei. Dazu trete noch die traurige

Ueberzeugung, daß man nicht viel wisse, und daß die menschliche Vernunft sich bisher gar oft und auf die entsetzlichste Weise geirrt habe.

Was nun den ersten Einwand betrifft, so kann man vernünftiger Weise keine Selbstüberhebung, keinen Hochmuth oder Stolz darin sehen, wenn die Menschheit jene Kraft gebraucht, welche ihr zur Erkenntniß der Wahrheit und des Rechtes gegeben ist. Einen Vorwurf könnte man nur dem Einzelnen und zwar dann machen, wenn er sich nur ganz allein auf sich selbst verlassen, und von keinem Andern belehren lassen wollte. Das thut ein vernünftiger Mensch nicht. Er vertraut seiner eigenen Erkenntniß nur dann, wenn er sieht, daß sie mit den Erkenntnissen anderer vernünftiger Menschen übereinstimmt.

Dagegen muß man das für einen abscheulichen Hochmuth erklären, wenn menschliche Erkenntnisse und Satzungen so hingestellt werden, als ob sie nicht etwa menschlich, fehlerhaft und verbesserlich, sondern vielmehr übermenschlich, göttlich, gleichsam fehlerlos und unverbesserlich vom Himmel gefallen wären.

Was den zweiten Punkt betrifft, so ist nicht zu leugnen, daß wir Menschen aus mancherlei Gründen der Gefahr des Irrthums ausgesetzt sind. Das ist nun einmal unser Loos, aber das ist auch unsere Bestimmung. „Es irrt der Mensch, so lange er strebt," doch sein Irrthum führt auch zur Erkenntniß der Wahrheit. Daraus aber folgt nicht, daß der Mensch sich dieser Gefahr entziehen kann, wenn er, seine Irrfähigkeit im Auge, übernatürliche, übervernünftige, übermenschliche Mittheilungen aufzufinden sucht, d h. wenn er sich noch in eine viel größere Gefahr stürzt. Wenn Menschen behaupten, ihre Gedanken seien nicht ihre Gedanken, sondern die irgend einer Gottheit, so folgt noch lange nicht, daß das auch unbestritten wahr sein müsse. Geschichtliche Thatsachen beweisen, daß sich viele Menschen dieses Vorwandes bedient haben, um ihre Mitmenschen zu täuschen. Man lese nur die älteren Religionsgeschichten verschiedener Völker. Der blinde Glaube an wer weiß was für übermenschliche Mittheilungen ist darum viel gefährlicher, als die Erkenntniß der Wahrheit durch menschliche Vernunft. Oder sollte der Blinde, der sich von einem Sehenden führen läßt, sicherer gehen als der Sehende selbst?

Jene Leute, deren Erkenntnisse für göttliche Offenbarungen ausgegeben werden, waren die Sehenden, die ihnen ohne weiteres

glaubten, waren gleichsam die Blinden. Sollten sich Jene nicht haben irren können?

Der vernünftige Denker öffnet seine Augen, wenn er die alten Sittengesetze befolgen soll, und prüft sie: der gläubige Mensch schließt die Augen, und kümmert sich gar nicht darum, ob der Weg, auf welchen er geführt wird, auch der einzig richtige sei.

Wir wollen in dieser Beziehung dem Offenbarungsgläubigen nur eine Frage vorlegen, die er sich nach Belieben beantworten kann. Wenn es wahr ist, daß die Gottheit uns Menschen bestimmte Offenbarungen durch irgend welche auserwählte Leute hat machen lassen, warum sind die, welche so begünstigt sind, und dann auch die, welche an diese Quellen glauben und daraus schöpfen, unter einander so uneinig und in Sekten zerspalten? Warum werfen sie einander Irrthümer vor? Warum streiten sie? — Es müssen also unter ihnen doch Einige irren, und wenn das der Fall wirklich ist, bleibt wieder die andere Frage: Welche sind es, die irren? Wenn man aus der gegenseitigen Wuth und aus dem Haß, den sie gegen einander tragen, schließen darf, so müssen diese Irrthümer von sehr schlimmer Art sein.

Die Geschichte beweist übrigens auf jedem Blatte, daß Verirrungen des Glaubens immer viel bösartiger waren, als die der Vernunft, und daß die Hartnäckigkeit, alte Vorurtheile fest zu halten, immer viel größer war, als das Streben nach Wahrheit. Wer nun in diesem Punkte zweifelhaft sein kann, was er von der inneren Wahrheit der sogenannten Offenbarungen zu halten habe, der hat aus der Vergangenheit noch Nichts gelernt, und wird jemals kaum etwas mehr lernen.

Je mehr Menschen in der Erkenntniß einer Wahrheit einig sind, desto größer muß auch das Vertrauen zu dieser Erkenntniß sein. Der einzelne Mensch kann nicht alles, was er thun soll, allein wahrnehmen, deshalb auch nicht alle sittlichen Erkenntnisse aus sich selbst und ohne Mithülfe anderer Menschen schöpfen. Er ist darum gezwungen, die Wahrnehmungen und Folgerungen verschiedener anderer Menschen der Gegenwart und Vergangenheit zu Rathe zu ziehen.

Dabei kommt es auf zweierlei vorzüglich an: Wie hoch sie im Ansehn bei ihm stehen, und in welchem Grade sie dasselbe verdienen.

Wem es nun z. B. darum zu thun ist, die Richtigkeit eines Sittengesetzes zu finden, der muß auf diese zwei Bedingungen gleich großes Gewicht legen. Er muß sich fragen: Wie viel Vertrauen hast du zu dem Gesetzgeber, und wie verdient er dieses Vertrauen?

Außerdem wird die Zustimmung anderer Menschen zu unseren eigenen Erkenntnissen dessen, was Recht oder Unrecht ist, immer, und zwar noch aus einem dreifachen Grunde, nothwendig sein:

1) weil jeder einzelne Mensch mit Anderen zusammen leben und gemeinsam handeln muß. Das wäre nicht gut möglich, wenn ein Jeder für sich eine besondere Ansicht darüber hätte, was sein oder nicht sein soll, was er zu thun oder zu unterlassen habe;
2) weil Jeder Ursache hat, seiner eigenen Vernunft, als einer einzelnen Kraftäußerung, zu mißtrauen. Er kann nur dann beruhigt sein, wenn viele oder alle anderen Menschen dieselbe Ansicht von Recht und Unrecht haben. Nur so gewinnt und verdient seine Erkenntniß Macht und Vertrauen;
3) das Gewissen des Einzelnen kann — wie wir gesehen haben — auf verschiedene Weise gehindert werden, das Richtige zu erkennen.

Das ist aber nicht so leicht der Fall bei dem Gewissen der ganzen Menschheit. Was dieses als richtig oder unrichtig beurtheilt, steht gewissermaßen erhaben und groß da, und trotzt mindestens allen kleinlichen Bedenklichkeiten. Es ist — wenn man keine übermenschliche Mittheilung oder Belehrung zugibt — die einzigste Gewähr der Wahrheit: eine andere gibt es dann nicht.

Daher wird sich ein Jeder, der dem Menschengeiste einiges Vertrauen schenkt, um die sittlichen Urtheile seiner Mitmenschen, mögen sie noch leben oder schon längst todt sein, bekümmern müssen. Diejenigen aber, welche selbst nicht im Stande sind zu erkennen, was recht und unrecht ist, wie z. B. Kinder, müssen es sich gefallen lassen, daß es ihnen Andere sagen. Sind nun aber viele Menschen Kinder an Erkenntniß — wie es ja im Großen der Fall ist, und die Geschichte auch nachweist — so sind sie von den Urtheilen und Belehrungen, Vorschriften und Gesetzen der Anderen abhängig. Nur der Weise allein ist auch hierin frei.

Die Sittenlehre als die Lehre von dem, was sittlich erlaubt und unerlaubt, recht und unrecht ist, unterliegt dem Gesetze der Veränderlichkeit, weil sie als Lehre von veränderlichen Menschen ausgeht. Wenn diese sich selbst immer mehr und mehr vervollkommnen, so wird es auch mit dem der Fall sein, was sie als sittlich erkennen, befehlen, lehren.

Daß die Erkenntniß dessen, was gut und schlecht, sträflich und unsträflich ist, sich mit der Menschheit verändert, daß selbst nas sittliche Gefühl (Gewissen) zu- oder abnehmen kann, zeigt bns die Geschichte auf jedem ihrer Blätter.

War je eine Sittenlehre auf das bloße Glauben und Dafürhalten und nicht auf Erkenntniß und Wissen gegründet, dann hatte sie beständig Angriffe des Zweifels und den Einfluß des Meinungswechsels zu erleiden. War sie dagegen auf Erkenntniß und Wissen der Wahrheit gebaut, dann mußte sie auch mit deren Wachsthum zunehmen, und die feindseligen Angriffe der Wahrheitsfeinde ertragen. In jedem Falle also Veränderlichkeit. Die Zeiten haben auch wirklich schon große Veränderungen in die Sittenlehre und Rechtspflege der Völker gebracht. Heute wird z. B. in Europa Manches von dem, was in grauer Vergangenheit ebendaselbst oder noch gegenwärtig in anderen Erdtheilen als sittlich erlaubt angesehen wurde, unbedingt für unsittlich erklärt, und umgekehrt. Einst galt die Befolgung der jüdischen Sittengesetze überhaupt und der sogenannten zehn Gebote Gottes (des mosaischen Decalogs) insbesondere für einen Theil des Menschengeschlechts als zur Sittlichkeit allein und einzig ausreichend. Jetzt wäre die Sittenlehre, die nur aus mosaischen Gesetzen abgeleitet würde, etwas höchst Mangelhaftes und eben so für unsere Zustände wie für die des gesammten Menschengeschlechts Unzureichendes. Selbst für das Volk, dessen Ahnen jene Gesetze gegeben worden sein sollen, reichen sie nicht mehr aus.

So wie nicht aus religiösen Offenbarungen allein, kann die Sittenlehre auch nicht einzig nur aus Erkenntnissen der Naturgesetze hervorgehen. Diese sind zwar für alle Naturwesen, also auch für den Menschen, gleich giltig, aber der erkenntnißreiche Mensch hält eben nicht dafür, daß er auch in geistiger Beziehung den anderen Naturwesen gleich stehe, sondern er fühlt eine höhere

Stellung. Er muß dem Naturgesetze zwar folgen, aber außerdem auch noch den Gesetzen seiner höheren Erkenntniß entsprechen. Die Vernunft, die ihn praktisch höher stellt, gibt ihm auch die Gesetze seiner höheren Stellung. Die praktische Vernunft ist aber in fortschreitender Entwicklung begriffen und demnach auch ihre Gesetzgebung.

Viele von solchen Gesetzen der praktischen Vernunft bestehen nun schon seit Tausenden von Jahren und erben sich in einem Theile der Menschheit als Eigenthum und Frucht menschlicher Bildung von Geschlecht zu Geschlecht. Daraus folgt aber nicht, daß sie keiner Verbesserung mehr fähig sind. Ist z. B. nicht zu erwarten, daß in Zukunft ein ganz anderer als der althergebrachte Maßstab bei Beurtheilung menschlicher Sittlichkeit werde angewendet werden, wenn man erst nur einmal den Zusammenhang des Denkens und Wollens mit dem ganzen Nerven- und Gehirnzustande der menschlichen Natur gründlich erkannt haben wird? — Hat sich hierin das richterliche Verfahren im Vergleiche zu dem alter Zeiten nicht schon wesentlich verändert? Warum verbrennt man als Verbrecher keine Zauberer und Hexen mehr? Warum straft man nicht den Verbrecher, dem der Arzt das Zeugniß gibt, daß er gehirn- oder gemüthskrank sei? —

Den besten Beweis der Vervollkommnungsfähigkeit aller Sittengesetze kann man darin sehen, daß die praktische Vernunft sie immer mehr und mehr zu vereinfachen sucht. So wurden die Sittenlehren des alttestamentlichen Judenthums, ursprünglich nur für Juden bestimmt, und für ewig unveränderlich erklärt, durch den Nazarener Jesus für Alle Völkerschaften brauchbar gemacht, indem er sie vereinfachte und als allgemein gültige darstellte. —

Wie die praktische Vernunft noch immer bemüht ist, die Sittlichkeit des Menschengeschlechtes zu heben, davon haben wir in Folgendem ein Beispiel.

Es ist bekannt, daß der Mensch desto größeren sittlichen Werth hat, je weniger er sich soll zum Guten zwingen lassen, und je freier er in der Wahl zwischen Recht und Unrecht gewesen ist. Nun enthalten aber die Sittenlehren als ein eigenthümliches Merkmal das Wort „Sollen“, und lauten demnach: Der Mensch soll mäßig leben, soll arbeiten und beten, soll ver-

nünftig denken und glauben u. s. w. An diesem „Sollen“ feilt und künstelt die praktische Vernunft schon seit geraumer Zeit nach allen Kräften in der unzweifelbar edlen Absicht, die Freiheit der Wahl und Einwilligung zu wahren und den sittlichen Werth der Menschheit schon in den Gesetzen auf das Genaueste festzustellen.

Während nämlich ein Theil der gründlich prüfenden Menschen gerechten Anstand nimmt, ihr Geschlecht für alle Aeußerungen verantwortlich zu machen, weil sie das Dasein einer vollkommenen Freiheit des menschlichen Willens bezweifeln, wacht ein anderer Theil auf das Aengstlichste darüber, daß die Freiheit, die ein Mensch wirklich hat, ihm nicht durch das „Sollen“ verkümmert werde. (Zu diesen gehörte u. A. der berühmte Prediger und Sittenlehrer Schleiermacher.) Sie wollen das Wort „Sollen“ in der Sittenlehre nicht haben; dieselbe müßte vielmehr nur eine Beschreibung vorgefundener Thatsachen enthalten, damit der Mensch frei aus ihnen das ihm Zukommende wähle, und sich durch die Gewalt des Gedankens: du sollst — nicht nöthigen lasse. Sie stützen sich vorzüglich auf den Umstand, daß es ein gleiches Sollen für alle Menschen in allen Zeiten und Verhältnissen nicht gebe.

In der Moral alter Glaubensreligionen wird als feststehend angenommen, daß alle Menschen gleiche Fähigkeiten und Neigungen haben. Wäre das wahr, so müßten allerdings auch allgemeine Pflichten und Regeln der Erziehung vorgeschrieben werden können. Es ist aber nicht wahr, daß alle Menschen gleiche Fähigkeiten und Neigungen haben.

Der Mensch, einzeln betrachtet, hat z. B. vielerlei sogenannte Seelenkräfte; (man zählt deren an 30). Sie sind aber nicht bei Jedem in gleich großer Zahl und Stärke vorhanden. Aus ihrer Mischung entsteht die unendlich große Mannigfaltigkeit, auf der die Charaktere beruhen.

Die Entwicklung dieser menschlichen Kräfte hat viele Höhengrade, die von der niedersten Stufe fast unmerklich bis zur höchsten emporsteigen.

Man weiß auch, daß die Erziehung durch moralische Vorschriften nichts weniger als allmächtig ist, und daß die äußern und inneren Umstände des Lebens oft viel größere Gewalt haben. Wie groß ist z. B. der geistige Unterschied schon bei Kindern einer Familie,

die alle in gleichen Verhältnissen erzogen werden? — Sind nicht oft Zwillinge, die immer an einem Orte waren, von einer Amme genährt, und in jeder Hinsicht gleich gehalten wurden, schon in den ersten Lebensjahren in Neigungen und Fähigkeiten weit auseinander gegangen?

Der Wechsel und Unterschied des Charakters eines Menschen hängt außer von Erziehung und Umständen auch von der Masse des Gehirns nach Gewicht und Umfang, von seiner Beschaffenheit, von der Güte des Blutes, von der Thätigkeit der Haut, der Sinne, der Nerven, so wie von gar mancherlei geistigen und körperlichen Eigenthümlichkeiten ab.

Solche Unterschiede finden sich auch in andern Naturwesen. Man spricht von gut- und bösartigen Thieren eben so, wie von gut- und bösartigen Menschen.

Man wendet zwar ein, daß ein jeder Mensch auch Vernunft und Gewissen habe und haben müsse, um seine Thätigkeit nach ewigen Gesetzen zu lenken, aber man vergißt, daß Vernunft und Gewissen eben auch Kräfte sind, und in höchst verschiedenartiger Weise entwickelt sein können. —

Es ist auch nicht unbegreiflich oder sinnlos, was man in dieser Beziehung hinzufügen hört, daß das Leben bald schlaff und langweilig sein würde, wenn alle Menschen gleich geartet, gleich kräftig, gleich moralisch wären und demnach die gleiche Mitte der Mäßigung halten möchten. *)

Das Alles in's Auge fassend, darf man — so wird gefolgert — unmöglich ein gleiches und ewiges „Sollen" allen Individuen auflegen, und darum müssen die Vorschriften der Sittlichkeit in eine andere Form als die allgemeiner Gesetze gebracht werden. —

Andere behaupten — wie schon erwähnt — gerade das Gegentheil. — Darüber läßt sich nun streiten, und es ist der Zukunft vorbehalten, ob und wie die praktische Vernunft diesen Streit entscheiden wird.

Es ist ganz richtig, daß verschiedene Umstände und Verhältnisse auch ihre besonderen Verhaltungsregeln mit sich bringen müssen. Indessen ist bis jetzt nicht nachgewiesen worden, daß

*) C. Vogt's Ansichten.

es nicht auch allgemeine Gesetze neben den besonderen gebe, die jeden Menschen unter jedweden Verhältnissen angehen, wie z. B. die Regeln, mäßig zu sein, oder so vernünftig als möglich zu denken, oder die körperlichen Kräfte zu vervollkommnen, oder sich über das Thier zu erheben u. s. w.

Die innere Wahrheit einer allgemeinen Sittenregel kann dadurch nicht verloren gehen, daß der einzelne Mensch ihr nicht entspricht, oder ihr zu entsprechen nicht vermag. Es bleibt z. B. das Gesetz des Maaßhaltens, das zugleich ein Naturgesetz ist, und dessen Walten die Welt erhalten hilft, immerdar ein weises, zweckmäßiges und beglückendes, wenn auch einzelne Menschen oder selbst ganze Völkerschaften ihm nicht nach allen Seiten hin gehorchen konnten, weil sie einestheils nicht mehr den thierischen Instinkt hatten, ihm ohne Bewußtsein nach zu leben, und anderntheils wieder noch nicht so viel Erkenntnißkraft besaßen, um ihm aus freiem Bewußtsein und zu eigenem Vortheile zu folgen.

Der vollkommnere Mensch wird des Gebotes: „Du sollst" — freilich entbehren können, aber der erst in der Entwicklung begriffene nicht.

Das Gebot der Pflicht: Du sollst — übt übrigens auch dadurch eine unangenehme Wirkung auf reine Sittlichkeit des Menschen, daß seine Strenge zum Widerstande reizt, der nicht immer nur in der Ueberlegung, sondern gar oft in einem natürlichen Triebe liegt, und anderweitig sein Gutes hat. Die Lust zur Widersetzlichkeit zeigt sich zwar nicht überall in gleicher Weise, aber sie läßt sich doch bemerken.

Darauf mag nun auch vielleicht das beruhen, was man „erbliche" Verderbtheit (Erbsünde) nennt.

Durch Hinzutreten verschiedener Umstände kann diese Lust verstärkt, und endlich sogar zur Gewohnheit werden. Wie viel oder wie wenig das Machtwort: Du sollst — dazu beigetragen habe, wer kann das nachweisen? —

Was aber folgt aus dem Dasein aller dieser streitigen Ansichten und Meinungen? Nichts mehr und nichts weniger, als daß die Sittenlehren der Veränderung unterliegen müssen, wenn die Menschen zu einer besseren Erkenntniß gelangen sollen, als jene war, die den Sittenlehren einst den Ursprung gab.

II.

„Das ewig Wirkende bewegt uns unbegreiflich,
und wie getragen werden wir an's Ziel."
(Göthe.)

Wir sprechen von Naturgesetzen, denen ein jedes Wesen unterhan ist, denen sich daher auch ein jeder Mensch zu unterwerfen hat. — Man frägt uns aber: Ist der Mensch sittlich, wenn er den Naturgesetzen gehorcht, unsittlich, wenn er nicht gehorcht? Er muß ihnen ja gehorchen; es bleibt ihm keine Wahl, und wo er muß, kann von einem sittlichen Werth oder Unwerth dessen, was geschieht, nicht die Rede sein.

Hier gilt es zu unterscheiden: Da, wo der Mensch sich dem Naturgesetze ganz und gar nicht widersetzen kann, kömmt es noch immer gar sehr darauf an, wie er den Gehorsam vermöge seiner Einsicht und Kraft ausführt.

Außerdem kommt noch Folgendes in Betracht zu ziehen. Wir Menschen sind es, und nur wir allein, die über den sittlichen Werth oder Unwerth menschlicher Aeußerungen zu entscheiden haben. Wir thun es auch auf Grund unserer Erkenntnisse, und können in dieser Beziehung gar wohl eine zweifache Art der Naturgesetze erkennen, solche, deren Erfüllung sich uns aufnöthigt, und solche, denen wir uns auch — freilich nicht immer ungestraft — widersetzen können.

Beide Arten der Naturgesetze lassen ein sittliches Urtheil vom Standpunkte menschlicher Erkenntnisse zu. Folgende Erwägung kann das klar machen.

Die erste Art, von der wir sprechen, ist so strenge und nöthigt sich dem Menschen eben so, wie jedem andern Erdengeschöpfe so dringlich auf, daß an eine Uebertretung gar nicht zu denken ist. Der Mensch kann seine besten Kräfte zusammennehmen, er wird den Kreis nicht durchbrechen, welchen diese Art Naturgesetze um ihn herum gezogen haben. Schon auf den Versuch steht die Todesstrafe. Darin hat er auch vor den übrigen Creaturen nicht das Mindeste voraus.

Wir wollen von diesen strengen Naturgesetzen — in so Geit sie erkannt sind — einige zum größeren Verständniß des wesagten anführen.

Alles, was angefangen hat, muß auch enden. Der Mensch als solcher hat einen sichtbaren Anfang und ein sichtbares Ende. Er kann nicht anders als nach den Gesetzen der Natur geboren werden, leben und sterben.

Alles Große muß aus dem Kleinen hervorgehen: so auch der Mensch. Alles Große geht wieder zurück in das Kleine: so auch der Mensch. Vergeblich wäre selbst der Versuch, sich dieser Naturnothwendigkeit zu widersetzen.

Die Mittel zur Fortsetzung und Pflege seines Lebens muß der Mensch aus dem Bereiche der Erde empfangen; was er in sich das Ueberirdische, den Geist nennt, hat und nimmt seine Nahrung nur aus dem Irdischen.

Eines muß dem Andern zum Leben dienen. Wie hoch sich der Mensch in Kraft seiner Einsicht zu dem, was er für seine höhere Bestimmung hält, aufschwingen mag, im Leben und im Tode muß er diesen Wechseldienst der Creaturen annehmen und selber auch gegen sie üben.

Das Leben ist die Ruhelosigkeit; der Tod ist es auch. Es gibt — so viel uns wenigstens bekannt ist — keine ewige Ruhe. Dem Todten leuchtet wohl das ewige Licht, aber eben deshalb ruht er nicht im Frieden. Weder lebendig noch todt kann der Mensch der Nothwendigkeit eines sich beständig erneuernden Werdens entgehen.

Das Leben des Menschen ist ein Landleben, d. h. er kann und darf sich nicht im Wasser wie ein Fisch, in der Luft wie ein Vogel, im Erdreich wie ein Wurm aufhalten, sondern muß auf der trockenen Oberfläche, Land genannt, seines Bleibens haben. Wie gerne er sich auf den Schwingen seiner Gedanken anderswohin, z. B. in die Regionen der Gestirne versetzen möchte; er muß doch hier bleiben. Lebendig oder todt gehört er der Erde an, lebendig dem Lande, todt den irdischen Elementen.

Solche Naturgesetze — wie es deren sehr viele und jedenfalls viel mehr gibt, als bisher menschliche Weisheit zu erkennen im Stande war – sind eiserne Nothwendigkeit und lassen dem Menschen keine Wahl. Man müßte sie daher auch nicht bloß Gesetze nennen, sondern für sie einen besseren Namen, dem Begriff der Strenge und Nöthigung entsprechend, erfinden.

Ihnen sich fügen müssen, heißt nun freilich weder sittlich noch unsittlich sein, weder recht noch unrecht thun, weder gut noch schlecht erscheinen. Aber so nothwendig und gezwungen der

Mensch dieser Art Naturgesetzen gehorchen mag, so kann doch selbst in der Art, wie er es thut, etwas Gutes, Sittliches, Edles oder Schlechtes, Unedles, Unsittliches, Rohes liegen.

Der Mensch muß z. B. die Mittel zur Fortsetzung und Pflege seines Lebens aus dem Bereiche der Erdenerzeugnisse empfangen: aber ihm bleibt doch auch die Wahl, aus dem großartigen Vielerlei der ihn umgebenden reichen Natur sich das geeigneteste, passendste, beste auszusuchen. Er kann darin große Mißgriffe thun; ihn treibt und leitet darin kein Instinkt mehr, so er Erkenntnißkraft besitzt. Er kann z. B. in Bezug auf Nahrung mäßig oder unmäßig, wählerisch oder lässig sein; er kann das Angenehme mit dem Nützlichen und Nothwendigen vereinigen u. s. w.

Der Mensch muß die Dienste seiner Mitgeschöpfe annehmen, und muß ihnen durch sein Dasein dienen; aber es liegt doch ein großer sittlicher Werth oder Unwerth darin, wie er es thut. Er kann z. B. die Naturgeschöpfe zu seinem Nutzen und Vergnügen gebrauchen; er kann sie aber auch mißbrauchen. Die Hochachtung der Natur und ihrer Erzeugnisse ist ein ausnehmend schöner Zug des sittlich-menschlichen Charakters, so wie dagegen die Mißachtung derselben das sicherste Zeichen der Rohheit und Unkenntniß ist. Die menschliche Vernunft gibt in ihren Sittengesetzen ihren Beifall oder ihr Mißfallen zu erkennen, und erklärt, was hierin naturgemäß gut oder schlecht sei.

Ferner liegt ein großer Unterschied darin, wie der Mensch sich selber seinen Mitgeschöpfen nützlich und wohlthätig erweist: ob er z. B. ein Müßiggänger war und blos sich wohlgenährt hat, um dann als fette Leiche ein Leckerbissen der Würmer zu werden, oder ob er in der großen Schöpfung wie ein weiser Helfer und Förderer des Lebens mitgewirkt hat.

Der Mensch kann sich in seiner geistigen Kraft wenigstens so weit entwickeln, daß er sein eigenes Leben nicht nur als einen nothwendigen, sondern auch als einen nützlichen und wohlthätigen Theil des gesammten Naturlebens ansieht.

Er hat zwar keinen Augenblick des Daseins außerhalb des Zusammenhanges mit der Natur; seine geistigsten Regungen sind Wirkungen der verschiedensten Naturkräfte; aber er kann — in den Geist des Gesetzgebers gleichsam eindringend — die Gesetze des Lebens kennen und ihre Erfüllung fördern und erleichtern; oder er kann wie das Thier, wie die Pflanze das, was sein

muß, verrichten, ohne etwas davon zu verstehen, und eben nur so viel verrichten, als unumgänglich nöthig ist. Das Verhältniß, in welchem er zur Natur steht, ohne es zu wollen, erweitert sich dadurch, daß er die Wahl hat, sich zum großen Ganzen seinem Ermessen gemäß zu verhalten. Es kann z. B. ein Mensch gut und glücklich sein ohne Kenntnisse der Natur und ihrer Gesetze, so wie es ja das Thier auch ist: aber ruhiger, zufriedener, glücklicher kann er doch werden, wenn er sie erkennt.

Das menschliche Leben steht niemals stille; nachdem es sichtbar und demnach ein Gegenstand der menschlichen Beurtheilung geworden ist, entwickelt sich dasselbe bis zu einem Grade, von welchem es sich wieder abzuwickeln hat. In jeder Stunde gehen im Wesen des Menschen geräuschlos und unbemerkt Veränderungen vor sich; er kann bei dem besten Willen nicht immerfort derselbe bleiben. Aber der Mensch kann dabei doch auch viel verschulden, wenn er die natürlichen Veränderungen aus Leichtsinn, Uebermuth oder Thorheit stört, beschleunigt, zu unterdrücken sucht u. s. w. Alles, was er thut, hat seine Ursachen und Wirkungen; er kann die Zusammengehörigkeit dieser heiligen Drei als: Ursache, That, Wirkung nicht trennen, er kann diese Ordnung nicht umkehren, das Gesetz selbst nicht aufheben: aber er hat doch auch wieder die Wahl und Entschließung für sich.

Von den Kräften, die im Menschen sichtbar werden, wirkt keine für sich allein und unabhängig; jede wird von andern mehr oder weniger unterstützt. Das ganze Leben ist nichts anderes als der Erfolg vieler zusammenwirkender Kräfte. Kein Mensch kann sich von diesem nothwendigen Gesetze frei machen; aber es liegt doch eine sittliche Bedeutung darin, wie hoch oder gering er die einzelnen Kräfte, jede für sich, achtet, bevorzugt, pflegt, übt, vernachlässigt u. s. w.

Der Mensch ist von Natur auf Arbeit und Noth angewiesen; er kann sie aus seinem Bereiche nicht bannen; er muß dulden, daß die Menschheit eben so wie die übrige Schöpfung aus dem Drange von Noth und Arbeit hervorgehe: aber wie er Noth leidet und wie er arbeitet, ist doch auch das Ergebniß seiner eigenen Wahl. — Er ist kein besonderer Liebling der Natur und darf sich nicht einbilden, daß ihre alte Ordnung um seinerwillen jemals unterbrochen worden ist oder unterbrochen werden wird; aber er kann es auch verstehen, sich in diese alte Ordnung so zu fügen, daß ihm die Kräfte der Natur mehr

dienen und nützlich werden, als jedem anderen Wesen, das von ihrem Walten nichts versteht.

Er kann in der Natur als menschlich bewußter Gehilfe in der großen Werkstätte der Schöpfung einwirken und unter den Mitgeschöpfen wie ein Herr und Vormund auftreten; er kann aber auch — und die Natur wehrt es ihm nicht — gerade das Gegentheil thun. Er kann sein eigentliches Wesen, sein Ich, nicht aufheben, aber er ist doch im Stande, aus sich mehr oder weniger zu machen. Und soviel als er aus sich macht, ist er. Die Natur läßt ihm die Freiheit mehr Mensch als Thier, oder mehr Thier als Mensch zu sein; sie macht keine besonderen Anstalten, damit er ganz gewiß und unvermeidlich vollkommener Mensch werde; sie hat sein Schicksal nicht so vorgezeichnet, daß er ihm unvermeidlich verfallen müßte. Er kann demnach gewaltig viel thun und lassen, was dem Sittengerichte der menschlichen Vernunft anheimfällt.

Nicht einmal in der Entwicklung körperlicher Eigenthümlichkeiten erscheint der Mensch unfrei. Er kann z. B. sein Antlitz nicht ganz unmenschlich machen; aber wohl hat er es in seiner Gewalt, dasselbe zu veredeln oder zu verwildern, zu verklären oder zu verfinstern, zu verschönern oder häßlich zu machen. —

In all diesem Können liegt der Haltpunkt menschlicher Beurtheilung und folglich auch der Gegenstand jener Gesetze, welche der Menschengeist für das Sollen und Nichtsollen aufstellt.

Die andere Art der Naturgesetze, wie sie die menschliche Vernunft zu erkennen im Stande ist, hat keine solche Nöthigung und Strenge, daß ihnen der Mensch nicht — sei es aus Leichtsinn, Uebermuth oder Unkenntniß — widerstehen könnte, oder daß er nicht mindestens einen Versuch des Widerstandes wagen dürfte. Sie lassen ihm die Wahl sich in weiser Erkenntniß und zu seinem Vortheil zu fügen oder sich mit der Schuld ihrer Vernachlässigung zu beladen.

So ist z. B. das Naturgesetz: „du sollst leben und so lange bis du nach der Ordnung und Gesetzmäßigkeit der Natur zu sterben hast“ — zwar ein dringliches; der Lebenstrieb ist in einem jeden Wesen gar mächtig; der Widerwille gegen ein zu frühes Sterben groß: nichts desto weniger läßt Natur den

Menschen gewähren, wenn er die Zeit seines Lebens oder die des Lebens seiner Mitmenschen abkürzt; sie nöthigt ihn nicht mit solcher Strenge zum Leben, wie sie ihn z. B. nöthigt lebendig oder todt auf der Erde zu sein. Es steht, so viel wir ziemlich gewiß wissen, gar manches in seiner eigenen, innerlich freien Wahl, was zum längeren oder kürzeren Leben dient. Zwar ist eine Gränze vorhanden, über die hinaus er nicht leben darf, aber innerhalb dieser Gränze „sind seine Tage im Voraus nicht gezählt.“ —

Eben so ist das Gesetz: „Was der Mensch zum Leben nöthig hat, ist vorhanden, aber er soll es erst erwerben.“ Dazu ist er mit allerhand Fähigkeiten und Kräften, vor Allem aber mit einem starken Thätigkeitstriebe ausgerüstet. Jedoch steht es in seiner eigenen Wahl, wie viel oder wenig er darin leisten will.

Die Natur hat ihn sehr bedürftig gemacht, um ihn recht thätig werden zu lassen, er kann die große Zahl seiner natürlichen Bedürfnisse bedeutend verringern oder vermehren, ganz so wie es ihm beliebt. Die Natur läßt ihn gewähren.

Das Leben des Alls ist auf den Wechseldienst gegründet und es ist Alles so eingerichtet, als ob der Grundsatz gelten sollte: „Nichts umsonst.“ Der Mensch, in diesem Falle ein Freigeborener der Schöpfung, kann die Dinge, deren er bedarf, theuer, billig oder wohl gar auch umsonst erkaufen, je nachdem er seine Kräfte walten lassen will; er kann sogar das ganze Gesetz ungestraft umgehen.

Es ist ferner zwar ein Naturgesetz, daß der Mensch seinen Lebenszweck in Geselligkeit mit Seinesgleichen und im Zusammenhange mit der ganzen ihn umgebenden Welt erreiche: er darf aber dieses Gesetz wenigstens theilweise, wenn auch nicht immer ganz ungestraft, verletzen; er kann nach seiner Wahl sich zurückziehen in Einöden und Höhlen, kann sich verkriechen in der Erde Dunkelheit, kann Licht und Wärme, die Bedingungen alles Lebens meiden, kann thun, als ob die Welt für ihn gar nicht da wäre, und — wie schon erwähnt — seines Lebens Bedürfnisse auf ein so geringes Maß herabsetzen, daß er nur sehr wenig von der großen, schönen Welt empfängt. Man weiß z. B., welche Schmähungen sich manche Menschen gegen das Walten und gegen die hohe Schönheit der Natur ganz ungestraft erlauben dürfen.

Das Gesetz der Anziehung und Abstoßung äußert sich auch

in Liebe und Haß des menschlichen Zusammenlebens, aber es steht dem Einzelnen frei, Beiden aus dem Wege zu gehen.

Während die Naturwesen alle — nach einer unveränderlichen Ordnung — leisten und wirken müssen so viel oder so wenig als sie können, ist dem Menschen anheimgegeben zu leisten was und wie viel er leisten will. Es gibt Menschen, die Großes und Gewaltiges schaffen, und es gibt vollständige Nichtsthuer. So geschäftig, oder auch so müßig wie der Mensch vermag kein anderes Wesen zu sein.

Ist es von Seite der zweiten Art Naturgesetze der menschlichen Einsicht und Wahl anheim gegeben, ob er überhaupt und mit wie großer Genauigkeit und Pünktlichkeit er dieselben befolgen will; so folgt nothwendig, daß in dieser Einsicht und Willkührlichkeit auch der Grund einer sittlichen Beurtheilung liegt.

Wir nennen es sittlich schön und gut, wenn ein Mensch sein Leben so vollkommen als ihm nur immer möglich ist, zubringt, wenn er sich der Mitwelt nützlich, brauchbar und nothwendig macht, wenn er das, was er zum Leben braucht, in würdiger und gerechter Weise erwirbt, wenn er die Welt durch erhabenen Genuß ehrt u. s. w. Wir nennen das Gegentheil von alle dem sittlich unrecht, unschön, schlecht.

In dieser Beziehung also, eben da, wo es auf Einsicht und freie Wahl des Einzelnen ankommt, können wir Menschen, die das Sittengesetz aufstellen, gar wohl von naturgemäßer Sittlichkeit und natürlichen Pflichten eines Menschen sprechen.

Es ist ja ein allgemein anerkannter Grundsatz, daß da, wo der Mensch ein Recht hat, auch Pflichten zu erfüllen sind. Hat nun die Menschheit natürliche (angeborene) Rechte, so hat sie auch natürliche (angeborene) Pflichten.

Erkennen wir an, daß wir z. B. das natürliche Recht des Denkens haben, so folgt nothwendig, daß wir auch denken sollen. Wozu hätten wir wohl Denkfähigkeiten und Kräfte erhalten. In der freiwilligen Unterlassung des Denkens liegt daher insofern das Unsittliche, als Gedankenlosigkeit etwas Unmenschliches ist.

Oder erkennen wir an, daß der Menschheit ein ganz vorzügliches Recht der wechselseitigen Verständigung durch Sprache

eingeräumt ist: so müssen wir auch einsehen, daß es Pflicht sei, uns mit einander zu verständigen, und daß derjenige unsittlich, weil unmenschlich und widernatürlich, verfährt, der die Mittel zur Verständigung mit seinen Mitmenschen hat und nicht anwendet.

Das Schweigen hat seine Bedingungen und Zeiten; außerhalb derselben kann es ein Vergehen gegen die menschliche Würde und Natur sein. Zu schweigen, wo man z. B. den Mitmenschen versöhnen, trösten, beglücken könnte, ist mehr als hart, ist unmenschlich, ist thierisch, eine Sünde gegen die Natur. „Reden ist Silber, Schweigen aber — nicht immer Gold."

Wir haben dann ferner ein natürliches Recht auf wechselseitige Bildung und Erziehung, und daraus geht auch die entsprechende Pflicht hervor, einander zu unterrichten, oder mindestens einander nicht zu hindern, jedwede Art des Unterrichts zu genießen. So wie es unsittlich ist, irgend Jemanden in Hunger und Noth umkommen zu lassen, so ist es Unrecht, dem geistiger Nahrung Bedürftigen nicht zu Hilfe zu kommen. Wir nennen es inhuman, unmenschlich, hart, grausam; es ist aber im Grunde genommen unnatürlich.

Ebenso liegt in den Fähigkeiten und Kräften, die dem menschlichen Wesen eigen sind, nicht nur das natürliche Recht, sondern auch die Pflicht, des Lebens und seiner Güter zu genießen. Die Art und Weise, wie das geschieht oder nicht geschieht, stellt eine große Mannigfaltigkeit sittlicher und unsittlicher Merkmale dar, und gewiß mehr als die Hälfte unserer moralischen Vorschriften drehen sich um den Lebensgenuß. Sie haben demnach nicht etwa nur eine von menschlicher Vernunft allein errichtete, sondern auch eine ganz natürliche Grundlage.

Nicht weil es die Weisheit predigt, sollst du z. B. nüchtern und mäßig im Genusse sein, sondern weil es naturgemäß recht ist.

Ueberhaupt sind die Gesetze der Natur so recht eigentlich die Gesetze, welche den Menschen zunächst angehen, und die er vor allen Andern bevorzugen darf, weil er nur in Uebereinstimmung mit ihnen wirklicher, freier, vollkommener Mensch werden kann, und weil er ohne diese Uebereinstimmung nicht viel besser, ja oft sogar viel geringer, als das Thier erscheint.

Alle übrigen Lebensgesetze, mögen sie von Erziehern, oder

Obrigkeiten ausgeben, sind nur dann zweckmäßig, gut und ausführbar, wenn sie mit den Naturgesetzen übereinstimmen. Wo sie denselben entgegen stehen, werden sie auch entweder mangelhaft oder gar nicht befolgt, oder es wird derjenige, welcher sie zu befolgen strebsam und gezwungen ist, durch sie zum Unmenschen gestempelt.

Was sind das z. B. für Menschen, die, einem Gesetze religiöser Erziehung folgend, in der sogenannten „Abtödtung ihres Fleisches" die höchste Lebensaufgabe erkennen und zu vollbringen streben! Das religiöse Verbot der Geschlechtsliebe bei Geistlichen, das staatliche Verbot der Ehe bei Beamten, Soldaten u. s. w. so sehr es durch die besonderen Verhältnisse gerechtfertigt werden mag, ist im Grunde ein heilloser Krieg gegen ein gewaltiges Naturgesetz. Vergebens sind die Hinweisungen auf die Heiligkeit des ehelosen Standes oder auf die Nothwendigkeit der Entsagung. Die Menschen können und wollen nicht heilig werden, wenn sie auch daran glauben.

Ebenso vergeblich ist das Bestreben gewissen menschlichen Gesetzen eine ewige Dauer zu geben, vergeblich, weil es wider die Natur ist. Die Welt und die Menschheit steht nun einmal nicht stille und das Naturgesetz der Fortbewegung wird Keiner der gewaltigen Sterblichen vernichten.

Wie so ganz unmöglich wurde es z. B. den Herrschern der Völker, das Denken und Fühlen, das nach dem Naturgesetze doch ein innerliches Eigenthum jedes Einzelnen ist, in eine Art Uniform einzuzwängen, und sei es nun in politischer oder religiöser Beziehung als Gleichförmiges, Uebereinstimmendes, Einiges darzustellen.

Man klagt z. B. über die Uneinigkeit der Menschen als über etwas höchst Unvollkommenes, ja in mancher Beziehung als über etwas Unsittliches: aber man vergißt, daß dieselbe im Naturgesetze ihren tiefen Grund habe. Darum wird auch das Ideal, welches sich das Christenthum, wie man glaubt, als Ziel gesetzt hat, niemals erreicht werden, alle Menschen in Eine Herde unter Einem Hirten zu vereinigen. Die Natur läßt es gar nicht zu. Ebenso ist Alles lieben, Alles verzeihen, Alles dulden, Alles glauben, Alles hoffen, und doch die Welt hassen, vor Allem aber „Christ sein und auch nicht Mensch" (wie Lessing sagt) — wider die Natur und daher unausführbar.

Die alten Staatsgesetze Chinas dagegen, die das Gegentheil,

nemlich Volk und Reich nach Außen ganz abschließen wollten, sind eben so eitel, wie es die alten israelitischen Gesetze waren, die das Volk zu einem einzig Auserwählten gestalten sollten. Das Naturgesetz spricht anders.

Und so sind auch so manche Verbesserungspläne eitel, welche den Völkern Heil und Erlösung bringen sollen, indem sie den Naturgesetzen widerstreben. Oder kann z. B. darauf etwa gerechnet werden, daß ein Volk jemals solche Gleichheit, Brüderlichkeit und Gemeinsamkeit des Eigenthums, wie sich der niedrig gestellte und geldarme Mensch so gerne einreden läßt, werde zum Gesetze machen können, da doch das Gesetz der Natur in der Selbstsucht einem jeden Einzelnen den unwiderstehlichen Trieb zum Gegentheil gegeben hat? — Daher nur keine Sittengesetze gegen die Naturgesetze!

Ueberhaupt macht die zunehmende Erkenntniß des menschlichen Wesens und seiner Lebensbedingung eine Uebereinstimmung der Sittengesetze mit den Weltgesetzen immer dringlicher und nothwendiger. Bisher hat diese Uebereinstimmung gefehlt. Man nehme nur z. B. die einzelnen moralischen Vorschriften zur Hand, welche der religiöse Glaube vergangener Jahrhunderte begründet und festgesetzt hat, und prüfe sie genau. Stehen sie nicht oft im geraden Widerspruche mit den Naturgesetzen, wenn sie von dem Grundsatze ausgehen, gut (heilig) sein, heiße nichts Anderes als unnatürlich (unglücklich) leben, alles Weltliche und sich selbst aus dem tiefsten Grunde der Seele verachten?

Wie es aber mit dieser nothwendigen Harmonie heutzutage noch stehe, deutet u. A. Lichtenberg an, indem er sagt: „Wenn man die Natur als Lehrerin und die armen Menschen als Zuhörer betrachtet, so ist man geneigt, einer ganz sonderbaren Idee vom menschlichen Geschlechte Raum zu geben. Wir sitzen allesamt in einem Collegium, haben die Prinzipien (Grundsätze), die nöthig sind, es zu verstehen und zu fassen, horchen aber immer mehr auf die Plaudereien unserer Mitschüler, als auf den Vortrag unserer Lehrerin. Oder wenn ja Einer neben uns etwas nachschreibt, so spicken wir von ihm, stehlen, was er selbst vielleicht unordentlich hörte und vermehren es mit unsern eigenen — Meinungsfehlern.“

III.

Schatten ist auch Schutz —

Was wollen die Staatsgesetze? —

Wenn sie nicht das Wohlsein und die Zufriedenheit eines Einzigen oder einiger Einzelnen, die die Gewalt haben, bezwecken — wie es wohl manchmal vorgekommen ist oder vorkommt — sondern wenn sie sind, was sie heißen: Gesetze zum Zwecke des Staates, so wollen sie, daß das Recht überall herrsche, wo sonst nur die Gewalt herrschen würde.

Die Selbstsucht eines Einzelnen im Staate, möge sie auch in einzelnen Fällen oder an und für sich zu rechtfertigen sein oder nicht, soll durch die Staatsgesetze so weit eingeschränkt werden, daß es Allen möglich wird, in Sicherheit zu leben und das Nothwendige zu erwerben.

Wären alle Bürger eines Staates vernünftig genug, um das Recht des Lebens wechselseitig zu achten und sich selber um der Andern willen einzuschränken: so wären die Staatsgesetze nicht nöthig. Da aber unter den Tausenden und Millionen, die einen Staat ausmachen, die größere Mehrzahl nur zu sehr geneigt ist, sich bei der ersten besten Gelegenheit auf Kosten ihrer Mitbürger breit zu machen, und da auf diese Weise immerfort Gefahr durch Gewalt droht, so müssen die Vernünftigsten gewisse Gränzen bestimmen, innerhalb welcher Jeder in seiner Selbstsucht sich so eng zu beschränken hat, daß Ordnung, Friede, Leben und Fortkommen Allen so viel als nur immer möglich gleichförmig zu Theil werde.

„Der Mensch ist frei geboren, lebt aber unter Gesetzen, die ihn und seine Leidenschaft oft geniren, aber Leben, Vermögen und Ehre schützen.“ (Weber.)

Wenn es irgend unter Menschen friedlich, rechtlich und ordentlich zugeht, so ist das nur den staatlichen Gesetzen zu danken.

Die Staatsgesetze sind also nichts anderes als eine Fürsorge und Nothwehr Aller für Alle. Sie haben nur dann etwas Gemeinschädliches, wenn sie darauf berechnet sind, Einen oder eine Parthei im Staate zu begünstigen, alle anderen

bürger aber um des Einen oder um der Parthei willen zu benachtheiligen. In diesem Falle werden sie aber den Namen „Staatsgesetze" nicht mehr verdienen. —

Daher muß man sagen, daß alle wirklichen Staatsgesetze die größte Hochachtung von Seite eines jeden einzelnen Staatsbürgers mit allem Recht in Anspruch nehmen.

Wenn es nun fast überall und zu allen Zeiten Menschen gegeben hat, die mit den Gesetzen des Staates, in welchem sie lebten, unzufrieden waren, so hatte das immer Eine von zwei Ursachen. Entweder hatten solche Leute nicht genug Einsicht in die Nützlichkeit und Nothwendigkeit der Gesetze, oder sie hatten zu viel Einsicht in die Einseitigkeit oder Mangelhaftigkeit solcher Anordnungen, mit denen ein Volk überladen wurde und sie eben unzufrieden waren.

Der Mangel an Einsicht kann die besten Gesetze verkennen, der Ueberfluß an Einsicht dagegen wird nur den schlechten Gesetzen gefährlich sein. Daher sind Einsicht und Vertrauen größere Stützen der Regierungen, als Furcht und Dummheit.

Beherzigenswerth ist, was in dieser Beziehung vielseitig versichert wird und u. A. schon Wieland gesagt hat:

— — „Nichts ist ungegründeter, als die Einbildung, als ob Aufklärung und Freiheit des Geistes ein Volk geneigt mache, sich gegen den nothwendigen Druck der Gewalt, die den Staat zusammenhält, aufzulehnen. Die Erfahrung hat immer das Gegentheil gezeigt. Je heller die Menschen das Für und Wider einer jeden Sache sehen, desto ungeeigneter werden sie, ihre gegenwärtige Lage, wenn sie nicht ganz unerträglich ist, mit einer unbekannten und ungewissen zu vertauschen: und in den tausendfach verschlungenen Verhältnissen des bürgerlichen Lebens, so verwickelt als sie sind, wie viel sind sie nicht zu ertragen fähig, ehe sie sich mit Gewalt loszureißen suchen." —

Die Gesetze des staatlichen Zusammenlebens, möge dieses welche Form immer haben, sind schon durch ihre innere Nothwendigkeit erhaben und Ehrfurcht [illegible]tend, wenn ihre Berechtigung aus mensch[illegible]ommene[illegible]ht der Machthaber und aus wechselseitige[illegible]aftli[illegible]ürfnissen, nicht aber etwa nur aus blo[illegible]r Ei[illegible]rvorgehen. —

Ihre Beobachtung ist und bleibt jedoch unter allen Umständen der höchste Maaßstab aller äußeren bürgerlichen Ehre, mögen die Ansichten der Partheien sich noch so sehr zersplittern.

Woher die staatliche Gesetzgebung ihre Vollmacht habe, ist hier eine ganz untergeordnete Frage: Sobald sie die Gewalt hat, muß ihr der Einzelne gehorchen, und zwar nach dem Rechte des Stärkeren. Sie nöthigt sich daher dem Einzelnen mit allen Mitteln auf, ja, wäre es thunlich, sie würde selbst die Erfüllung der unverletzbaren Naturgesetze zurückdrängen, und sich vor sie hinstellen. Jene Gesetze der Naturordnung, die nicht mit unwiderstehlicher Nothwendigkeit walten, werden von den Staatsgesetzen für einzelne Menschen ohnehin wirklich und oft in den Hintergrund gestellt, so daß der Mensch im Dienste der Staatsgesetze gar oft die ganze Natur und ihre Gesetze vergißt. Wer denkt z. B. an das Naturgesetz: Du sollst nach Anstrengung ruhen, oder: Du sollst Mensch und so vollkommen als möglich werden, oder: Du sollst in Licht, Luft und Wärme leben u. s. w. wenn es sich um eine Anordnung der Staatsjustiz handelt?

Wer in einem Staate lebt, an seinen Einrichtungen Theil nimmt, seinen Schutz genießt und seine Rechte ausübt, der ist auch genöthigt, seinen Gesetzen sich zu fügen. Die Gewalt dieser Gesetze kann so groß sein, daß es auf die Einsicht in ihre Nothwendigkeit, oder auf die Hochachtung oder Ehrerbietung des einzelnen Staatsbürgers gar nicht ankommt; ja es kann sogar sein Gewissen oder sein Rechtsgefühl unberücksichtigt bleiben.

Das Recht der Staatsgesetze ist das Recht der Gesellschaft gegen jeden Einzelnen, also das Recht des Stärkeren gegen den Schwächeren. Es ist immer so, in welcher Art und Form es auch erscheinen mag.

Wer in einem Staate lebt, hat durch seine Theilnahme am gemeinsamen Leben stillschweigend aber thatsächlich den Vertrag geschlossen, sich in die vorhandene Ordnung und Gesetzmäßigkeit fügen zu wollen, und sich im entgegengesetzten Falle die festgesetzte Strafe gefallen zu lassen.

Auch unbequeme, schädlich scheinende oder wahrhaft schädliche Gesetze sind davon nicht auszunehmen.

Der Bürger eines Staates ist demnach schon durch die

Geburt in eine Gesellschaft von Menschen verbunden, in welcher Gesetze der wechselseitigen Thätigkeit und einer nothwendig gewordenen Beschränkung persönlicher Freiheit herrschen. Er genießt die Vortheile der Sicherheit und Ruhe, des Unterrichts, der Industrie, der gemeinsamen Bestrebungen u. s. w., und hat demnach auch zum Wohle des Ganzen nach Kräften beizutragen. Seine erste Aufgabe ist dann Gehorsam gegen die Gesetze. Je weniger vollkommen dieselben sind, desto größere Opfer verlangt ihr Gehorsam: das Leben, alle persönlichen Kräfte, Hab und Gut stehen dann jener Macht zur Verfügung, welche die allgemeine Ordnung und Sicherheit durch Gesetze zu regeln übernommen hat.

Die Gesetze des Staates, in welchem ein Mensch lebt, üben nun zwar nächst den strengen Naturgesetzen den größten Einfluß auf das Leben und seine Gestaltung: sie können aber doch nur Aeußerlichkeiten fordern, weil das Innerliche des Menschen sich ihnen zu entziehen im Stande ist. Eben aus diesem Grunde scheint die Befolgung der Staatsgesetze in den meisten Fällen — so zu sagen — außerhalb dem Bereiche der Sittlichkeit zu stehen, die vorzüglich das Innere des Menschen betrifft. Innerlichkeit und Aeußerlichkeit mit einander in Einklang zu bringen, ist im staatlichen Zusammenleben nicht Zweck und auch nicht möglich. Wer nur jenen Staatsgesetzen Folge leisten wollte, die mit seinen eigenen Neigungen und persönlichen Interessen zusammenstimmen, sich aber für berechtigt hielte, die ihm widerwärtigen Gesetze zu umgehen: der widerstände den Staatszwecken, dessen Benehmen wäre eine Vereitlung und ein Hohn aller Gesetzlichkeit. Denn diese ist unmöglich, sobald ein Jeder seine Lieblingswünsche unbehindert befriedigen will, sobald er Gesetze der allgemeinen Nothwendigkeit nach seinen kleinen Verhältnissen beurtheilt, oder seinen persönlichen Vortheil höher stellt als die Sicherheit des ganzen Staates.

In einem vollkommenen Staate müßten freilich auch die Gesetze so vollkommen sein, daß sie nichts anderes verlangten, als was Alle wollen. Dann würde auch Jeder seinem eigenen Willen zugleich gehorchen, wenn er sich dem Allgemeinen fügt. Aber wo ist dieser glückliche Staat? — Vorläufig liegt er noch in der Idee. — Er wäre ein sittlicher an sich und in jedem seiner Angehörigen. — Wenn aber auch ein den Staatsgesetzen entsprechendes, also gesetzmäßiges Leben darum noch kei-

nen wahrhaft sittlichen Werth hat, weil es mehr die äußerliche Seite berührt und weil staatliche Gewalten die moralische Freiheit jedes Einzelnen beeinträchtigen, so zeigt sich doch in der Erfüllung des eingegangenen Vertrages und vorzüglich in der Uebertretung der allgemeinen Lebensgesetze eines Staates die moralische Seite eines guten Bürgers. —

Hier ist es nun aber vorzüglich die Unsittlichkeit der Uebertretung staatlicher Gesetze, welche viele Menschen nicht begreifen. Um Beispiele anzuführen, so ist es vor allem Andern die Umgehung der gesetzlichen Abgaben, der Betrug und Unterschleif in Bezug auf Zölle und Steuern, die von vielen Menschen ohne alle Gewissensstrenge geübt werden. Liegt darin etwa keine große Ungerechtigkeit, daher Unsittlichkeit?

Wer in einem Vertrage steht, demgemäß er in bestimmten Verhältnissen zu den allgemeinen Kosten beizutragen hat, übt zuerst wirklichen Betrug, wenn er seinen Beitrag nicht oder nur unvollständig leistet. So wie aber in kleinen Beiträgen jene gewaltigen Kosten, die ein Staatsleben erheischt, zusammenfließen und bestritten werden: kann das Ganze sogar gefährdet werden durch Entziehung vieler kleiner Beiträge, zu denen der Einzelne verpflichtet ist. Nicht ein Einzelner, wohl aber viele Einzelne bringen außerdem ein Unrecht zur Erscheinung, welches an allen Mitbürgern begangen wird.

Ist die Umgehung bürgerlicher Abgaben schon an sich eine Ungerechtigkeit, so hat dieselbe auch noch die unsittliche Folge, daß, indem die schuldigen Beiträge zur Staatskasse einerseits vorenthalten werden, es nöthig wird, den Schaden andererseits auszubessern und das Fehlende durch neue Steuern zu ersetzen. So werden dann die übrigen Staatsbürger, die ihre Pflichten in dieser Beziehung schon erfüllt haben, nochmals belastet, und zwar einzig nur durch Schuld derjenigen, die in ihrer Unehrlichkeit Veranlassung dazu gegeben haben.

Ein grober Fehler ist es, daß viele Menschen, die zwar gerne Bürger eines Staates sind, aber nur ungerne Opfer bringen, nicht zu ermessen fähig oder auch Willens sind, welche Vortheile ihnen das staatliche Zusammenleben bietet. Könnten oder wollten sie das, würden sie die Bedeutung des Staatslebens ermessen, würden sie sich in das Gegentheil hineindenken: dann könnten sie gewiß nicht so leichtfertig von jedem Opfer, das sie dem gemeinsamen Besten zu bringen haben, loszukommen suchen:

ihre Selbstsucht müßte ihnen in Anbetracht des Riesenbauwerkes, unter dessen Schutz sie wohnen, viel zu kleinlich und zu erbärmlich erscheinen. Es liegt demnach Unsittlichkeit in der Uebertretung staatlicher Gesetze und also auch sittlicher Werth in ihrer Beobachtung.

Liebe gegen den Staat, in dem man lebt, oder gegen die Obrigkeit, der man zu gehorchen hat kann nicht zur eigentlichen Pflicht gemacht werden; denn sie steht weder in dem Vermögen des einzelnen Menschen noch im Bereiche der staatlichen Gewalt.

So groß die Gewaltmittel sein mögen, über welche ein Staat zu verfügen hat, Liebe kann er nicht gebieten. Er bedarf ihrer auch nicht. Man spricht gerne und viel von patriotischen Tugenden, besonders von Vaterlandsliebe und es frägt sich, was vom Standpunkte der Sittlichkeit davon zu halten sei. —

Die Merkmale dessen, was man gemeinhin Patriotismus, Vaterlandsliebe nennt, sind nicht auch zugleich Grundlagen, auf denen — streng sittlich genommen — wahre Tugend beruht. Es fehlen auch die Bedingungen, welche wahre Tugend erfordert, nämlich vollständige Freiheit der Wahl, Bewußtsein und Einsicht. Unter jenem Namen lassen sich Gefühle und selbst Gedanken einflößen, die vielerlei sittlich gute Folgen haben können. Solche Vaterlandsliebe ist das Ergebniß der Erziehung.

Es kann aber auch Anhänglichkeit und Zuneigung an ein Land gleichsam von selbst entstehen.

Sobald wir etwas für das Unsrige ansehen, haben wir dafür auch Vorliebe, die oft so weit geht, daß wir die Mängel des beliebten Unsrigen nicht sehen und uns dasselbe als das einzig Beste vorstellen. Diese Vorliebe wird zwar, in so fern sie das Vaterland betrifft, ganz besonders von Jugend auf und mit allen möglichen Mitteln genährt, erscheint aber auch selbstständig in unserem Bewußtsein, sobald wir bedenken, daß es sich dabei um uns selbst handelt, indem unser eigener Vortheil und selbst unsere Ehre damit verknüpft ist.

Darum kommt die Vorliebe für ein neues Vaterland, das man in reiferen Lebensjahren selbst erwählt hat, zwar schwieriger und langsamer, aber sie kommt endlich aus Nützlichkeitsgründen doch.

Nur in gewissen Schranken ist Vaterlandsliebe der Erzie-

hung zum Staatsbürgerthum als Hilfsmittel empfehlenswerth, wo sie ein Antrieb ist, dem allgemeinen Besten bedeutende Opfer zu bringen. Im Allgemeinen kann dieselbe, wie alles Gute, übertrieben werden und sogar sehr leicht in wirkliche Unsittlichkeit ausarten, wenn sie z. B. den Partheienhaß anfacht, die Menschen eines andern Vaterlandes verachten lehrt, zu Kriegen antreibt u. s. w.

Welches widerwärtige Beispiel von Vaterlandsliebe gaben z. B. die zum Christenthum mühsam bekehrten Juden in der Apostelzeit, als sie aus lauter Vorliebe für ihr Vaterland und Volk den Heiden die neue Erlösung nicht gönnten und das Evangelium darum lieber ganz verwerfen wollten, weil es Heiden gepredigt werde.

Der Name Vaterland übt übrigens großen Zauber auf das Gemüth aus; er klingt tief in's Herz hinein, belebt im Kampfe, tröstet noch im Tode.

Um die ganze Süßigkeit des Vaterlandsgefühls zu ermessen, muß man Leute beobachten, die lange Zeit in der Fremde zubringen mußten, um dann nach langer Sehnsucht in ihr Land zurückzukehren. Oder man muß es selbst erfahren haben.

Es geht dem Menschen mit seiner vaterländischen Heimath wie mit der Gesundheit: wenn sie verloren ist, dann wird sie schmerzlich vermißt, dann geht sie über Alles. Der Beduine bricht in Freudenthränen aus, wenn er die paradiesischen Gegenden von Bagdad verlassen kann, und seine theure Wüste wieder betritt. Jedes Land übt einen gewissen Zauber auf seine Bewohner aus, wenn sie darin aufgewachsen und groß geworden sind. Das Heimweh der Schweizer und Tyroler ist nicht größer als das der Lappländer.

Aber diese Liebe ist nur in bestimmter Beziehung ganz frei und demnach sittlich. Am allerwenigsten darf dieselbe eine Sache der bloßen Angewöhnung sein.

Nur Menschen von einiger Bildung und die wenigstens etwas Bewußtsein ihrer Unabhängigkeit haben, sind fähig, ihr Vaterland mit sittlichem Verdienst zu lieben. Dem thierisch gearteten Sclaven ist es im Ganzen gleichgültig, wo und von wem er geplagt wird: er sehnt sich nur in das Land seiner ehemaligen Freiheit. Ebenso scheint es dem Thiere zu gehen. Die

Liebe zum Vaterlande muß, um auch sittlich schön genannt werden zu können, mit den sittlichen Interessen der Menschheit in Verbindung stehen.

So schön der Name klingen mag, so darf man doch nicht glauben, daß Alles recht und rühmenswerth, darum also auch rein sittlich sei was damit gewöhnlich in Verbindung gebracht wird.

Du kannst ohne Zweifel für einen ganz vortrefflichen Patrioten gelten, wenn du dich z. B. in die vorhandenen staatlichen Verhältnisse äußerlich fügst, trotzdem vielleicht Herz und Verstand anders sprechen, oder wenn du einen guten Theil deiner Selbstständigkeit, so viel nämlich als verlangt wird, ohne sichtbaren Widerwillen opferst. Ja, oft ist es hinreichend, wenn du mit Klugheit, Schlauheit und Verstellung einer Parthei zu dienen scheinst, die öffentlich das Wort führt und das Recht handhabt. In gewissen Kreisen ist selbst Schlechtigkeit nicht unwillkommen und man nennt sie mit den ehrwürdigsten Namen.

Es ist oft ein loses Spiel von Heuchelei, Unverständigkeit und Rohheit, das mit Vaterlandsliebe bedeckt wird. Wie ungerecht wird selbst der sogenannte Nationalstolz, dessen Quelle man doch immer nur in Vaterlandsliebe zu suchen pflegt, und den man so hoch erhebt! Wie unsittlich und ungerecht kann er werden! Und wie thöricht oft! — Es gibt Menschen, die ihr Volk und Land so lieb haben, daß sie außer diesem auf der ganzen Erde nichts mehr achten: sie mögen z. B. eine andere Sprache als die des Vaterlandes gar nicht anhören, und was dergleichen mehr ist. Kurz: Alles, was man unter Patriotismus und Bürgertreue zusammenfaßt, unterliegt im Bereiche der wahren und strengen Sittlichkeit vielfachen Bedingungen.

Das Fundament aller bürgerlichen Sittlichkeit ist der vernünftige Eifer, das Beste seines Landes und seiner Mitbürger auf alle mögliche Weise zu fördern und sich als Glied eines Körpers zu betrachten, dem man zum Dienst, zur Hülfe und zur Selbsterhaltung angehört.

Die Pflichterfüllung eines Staatsbürgers kann zwar — wie schon erwähnt worden ist — dadurch erleichtert und veredelt werden, wenn die Gesetze vernünftig, gerecht und somit wohlthätig sind, und als solche erkannt werden. Zu dieser Erkenntniß

gehört eine gewisse Bildung und daher werden äußerlich gute Staatsbürger auch innerlich desto sittlicher, je mehr Einsicht ihnen in das Wohlthätige der staatlichen Anstalten gegönnt ist.

Dagegen muß man aber auch wieder bedenken, daß es nicht immer und nicht jedem Einzelnen möglich gemacht werden kann, das Ganze so zu übersehen, um zu beurtheilen, was dem allgemeinen Besten angemessen ist; ferner: daß die höchste Vollkommenheit der Gesetzgebung nicht immer zu erreichen ist, weil der größte Scharfblick der Gesetzgeber, die doch auch nur Menschen sind, keine Allwissenheit, Allmacht oder Allgegenwart ist; daß endlich jede einzelne Uebertretung der Gesetze die Wohlfahrt des Ganzen, also auch die Gesetzgebung schmälert, die Ordnung erschwert und die Strenge herausfordert. Wären die Menschen gerecht, könnte es keinen unvollkommenen Staat geben.

Der auserwählteste Kreis von guten Staatsmännern vermag nichts zu leisten, wenn sich ihnen die Bürger widersetzen, wenn sie die ohnehin so schwere Arbeit der Gesetzgebung in jeder Weise stören. Dagegen hilft Einsicht und moralische Selbstständigkeit jedes Einzelnen zur beständigen Veredlung und Vervollkommnung einer Staatsverfassung, und es gelingt dadurch mancher großartige Plan zum Wohle der Gesammtheit.

Es ist leicht begreiflich, wie einst ein großer Fürst verdrießlich ausrufen mochte: „Ich bin es müde, über Sclaven zu herrschen.“

Menschlichkeit.

I.

Der Baum der Erkenntniß wächst unter Menschen. —

Nur in Gemeinschaft des Menschen mit Menschen wird eine sittliche Anlage in Kraft verwandelt; anders nicht. Einsam und von Seinesgleichen abgesondert vermag er zwar ebenso wie Pflanze, Thier, Gestein sein eigenthümliches Wesen zu gestalten und vollständig auszuleben; er vermag noch mehr als jene Naturwesen; er kann sogar zum Selbstbewußtsein, zur Betrachtung seines Daseins im Zusammenhange mit der Welt gelangen: aber um sich zum freien Leben der Sittlichkeit zu erheben, um sich selbst als einziges geistbegabtes Wesen unter allen bekannten Creaturen zu fühlen, und seinen innern Werth zu erkennen und zu messen — dazu bedarf es wenigstens eines ihm entgegenstehenden Willens.

Würde sein Wollen durch nichts behindert, dann würde es aufhören ein Wählen und Wollen, Ringen und Streben zu sein; dann hätte es kein sittliches Verdienst. So zeigt sich auch erst in Gesellschaft alles Wohlwollen auf der Probe.

Sei es in Liebe, Freundschaft, Fürsorge und Duldung oder in Abneigung und Widerwillen, immer wird sich nur unter Mitmenschen erkennen lassen, wie viel Rechtsgefühl, wie viel Billigkeit und Güte dem menschlichen Charakter zu eigen sei und was ihn vor allen Andern auszeichne oder herabsetze. Unter Menschen bekommt der Einzelne erst das menschliche Gepräge.

Das Epigramm, welches einst Schiller boshafter Weise in Bezug auf eine ihm bekannte Persönlichkeit niederschrieb:

„Jeder, sieht man ihn einzeln, ist leidlich klug und verständig;
Sind sie in corpore, gleich wird euch ein Dummkopf daraus.“ —

beruht auf der ausgemachten Wahrheit, daß Einer erst unter mehreren Andern zeigt, was an ihm ist.

Warum gehört oft viel Stärke dazu, das vor allen Menschen wahr zu machen, was man sich vorgenommen, oder was man Jemandem unter vier Augen zugesagt hat? Und warum ist es schwer unter Menschen so gelassen, verständig oder gutmüthig zu bleiben, wie man es für sich in der Einsamkeit so leicht war?

Weil der Mensch nicht unter Seinesgleichen ist, sondern auch Solchen gegenüber steht, die ein entgegengesetztes Wollen in sich tragen. Würden wir auch z. B. gut, milde, gelassen oder großmüthig sein wollen, so sind es die Menschen selbst, die es uns erschweren, indem sie unsere Gelassenheit, Herzensgüte u. s. w. oft nur für Schwäche halten und zu mißbrauchen streben. —

Die Geselligkeit ist es auch, die da Rechte und Pflichten schafft, wo sonst keine sind.

Ob z. B. ein Mensch in seiner Einsamkeit die Frucht am Baume genießt oder abfallen und verfaulen läßt, ist vollständig gleichgiltig; nicht aber, wenn er unter Menschen lebt, von denen vielleicht Einige hungrig zum Ueberflusse des Reichen emporsehen. Es ist dann nicht gleichgiltig, ob der Mensch sich der Noth erbarmt und von dem, dessen er nicht bedarf, etwas abgibt, oder ob er den Bedürftigen verkommen und die Frucht verfaulen läßt.

Eben so ist es z. B. gleichgiltig, woher der Einzelmensch seine Nahrung holt, wenn er etwa auf einer einsamen Insel allein wohnt; nicht aber, wenn Menschen mit ihm zusammen leben, von denen ein Jeder seinen Lebensunterhalt sucht, erworbenes Eigenthum besitzt u. s. w.

Das Recht des Andern beschränkt da sein Recht und in der Art, wie er sich das gefallen läßt, liegt der Anfang zur sittlichen Selbstbestimmung. Man kann wohl sagen, daß ein Mensch in vollständiger Einsamkeit nur sehr wenig Gelegenheit hat, sittlich

zu handeln. Noch mehr! „Lernen leben in Gesellschaft wir, ist Einsamkeit es, die uns sterben lehrt" — sagt Byron, und es liegt in diesen Worten der nur selten ausgesprochene Doppelsinn, daß der Mensch in strenger Abgeschiedenheit auch aufhört, Mensch zu sein.

Menschlichkeit (Humanität) hat im Allgemeinen als Gegensatz von Thierheit, Bestialität, Brutalität, den Sinn einer harmonischen Ausbildung aller jener Fähigkeiten, Eigenschaften und Merkmale, die den Menschen vom Thiere unterscheiden.

Im Besondern aber und namentlich in der Sittenlehre ist das Wort anders aufzufassen. In der Sittenlehre stellt man nemlich jeden Menschen seinen Mitmenschen, und zwar Allen zusammen und jedem Einzelnen gegenüber, und versteht dann unter Menschlichkeit das Zugeständniß des Einen, daß auch alle Andern ein Recht haben zu leben, sich auszubilden und zu vervollkommnen. Diesem Zugeständniß steht dann zunächst die Unterstützung durch Wohlwollen, Rath und thatsächliche Hilfe. Menschlichkeit äußert sich also in doppelter Art als Duldung und als Wohlthätigkeit.

Die Quelle beider Aeußerungen ist aber das Gefühl der Theilnahme und zwar mehr Theilnahme am Wehe als am Wohle des Mitmenschen, also mehr Mitleid als Mitfreude.

„Es ist dem Menschen-Herzen nicht gegeben — sagt Rousseau — sich in die Lage derjenigen, die glücklicher sind als wir, zu versetzen, sondern nur jener, die beklagenswerther sind."

Man darf das Vorhandensein der freudigen Theilnahme darum nicht ganz übersehen, weil etwa das Mitleid vorherrschend ist. Das praktische Leben bietet uns der Erfahrungen genug, in denen das Verlangen nach Mitfreude Menschen antreibt, ihren Mitmenschen wohl zu thun. Wir sehen namentlich Kinder den größten Antheil an dem nehmen, was die geliebten Personen glücklich macht. Wer wüßte z. B. nicht, wie „ansteckend" die Freude ist.

Es ist daher nicht richtig — was vielfach behauptet worden

ist — daß die unmittelbare Theilnahme an andern Menschen **nur** auf seine Leiden beschränkt ist und sich auf sein Wohlsein gar nicht ausdehnt. Es mag sein, daß z. B. ein Glücklicher Viele gleichgiltig läßt, die dagegen Alle durch das Leiden eines Unglücklichen aufs Innigste gerührt werden: ausschließliche Regel ist es aber nicht.

Worauf beruht z. B. die Gerechtigkeit, in Kraft derer du das Eigenthum deiner Mitmenschen nicht verletzest, ihre Freuden nicht störst, ihnen Verdruß ersparst? Doch nicht auf bloßem Mitleid.

Es ist das sittliche Wohlgefühl eines wahren Humanisten, glückliche und zufriedene Menschen um sich zu sehen und zu behalten.

Aber — wie gesagt — häufiger und überwiegender pflegt das Mitleid zu sein. Darum beutet man z. B. das Unglück oder die Verlegenheit seiner Mitmenschen nicht zu seinem eigenen Nutzen aus; darum beschädigt man sie nicht in ihren Lebenskräften; darum reicht man ihnen die Hand, wenn sie gefallen sind; darum endlich thut man oft sich selbst Gewalt an, beherrscht seine unermeßliche Selbstsucht, und den aus unergründlichen Herzenstiefen aufsteigenden Neid, die Eifersucht, den Hochmuth, die Schadenfreude u. s. w., weil man darunter auch mit leiden würde, wenn Andere um unser willen leiden müßten.

Nichts ist für die wahre Menschenfreundlichkeit, die dem Einzelnen gegen Andere zukommt, so verderblich oder wenigstens hinderlich, als Redensarten. Unglücklicherweise ist gerade das Feld der Humanität so reich mit Redensarten besäet, daß die echten Früchte menschlicher Herzensgüte unter dem üppig wuchernden Unkraut kaum sichtbar werden.

Was ist z. B. von der, vorzüglich im Christenthum als Quintessenz aller Menschenfreundlichkeit geltenden, Vorschrift: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie Dich selbst" — auf dem Standpunkte vernünftiger Lebensanschauung zu halten? —

Vom gläubigen Standpunkte aus wird gegen dieselbe kaum ein Wort des Widerspruchs gewagt werden: das klare und scharfe Urtheil eines unbefangenen Denkers wird sich dagegen wider die ganze Formel und vorzüglich wider jenen Sinn auflehnen müssen, der fast allgemein hinein gelegt wird.

„Den Nächsten lieben“ und „wie sich selbst“ — eine wunderliche Forderung! Ihr Schwerpunkt liegt im „Lieben“ und in dem „wie sich selbst.“

Wenn die Vorschrift so viel lauten soll, als „sich selbst nicht mehr lieben“ als jeden andern Menschen“: so ist sie ein ganz unpraktisches Begehren, und weiter nichts als eine bloße Redensart. Des Lebens tägliche Erfahrung lehrt, daß sie in diesem Sinne niemals erfüllt wird, weil sie nicht erfüllt werden kann. Selbst diejenigen, welche sie aufstellen, können sie nicht erfüllen. Auch Jesus hat es nicht gethan. Man lese nur die evangelischen Nachrichten genau durch.

Welchen andern Sinn kann man aber hineinlegen, ohne die Begriffe „lieben“ und „wie sich selbst“ aufzuheben? — Will man dabei von der falschen Voraussetzung ausgehen, daß alle Menschen einander gleich, gleich viel werth, gleich liebenswürdig sind? oder daß da, wo es nicht der Fall ist, auch die Ungleichen, Werthlosen, Unliebenswürdigen geliebt werden können? —

Einfacher, richtiger und praktischer scheint vielleicht die Erklärung: Was du willst oder nicht willst, daß dir von Andern geschehe, das sollst du ihnen auch thun oder nicht thun.“

Diese Regel ist aber vom „Lieben wie sich selbst“ himmelweit entfernt. Und selbst diese zweite Regel, durch welche die erste erklärt werden soll — ist sie überall und immer ausführbar? — Man bedenke nur die zahllosen Vorkommnisse des geselligen Lebens, die Handhabung der öffentlichen Gesetze, die nothwendigen Gewaltthaten gegen Feinde, Widersacher, Verbrecher; man denke an Krieg und Diplomatie, an politische Partheien, an Sicherung des Eigenthums u. s. w.

Faßt man die vollkommensten Beispiele christlicher Liebe aller Jahrhunderte in's Auge, so bleibt vom „Wie sich selbst lieben“ nichts übrig. Die ganze, große, weltberühmte, christliche Nächstenliebe beschränkt sich auf ein gewisses Maaß von Rechtsgefühl, Wohlwollen oder Mitleid, darauf, daß man dem Mitmenschen Gerechtigkeit erweist, es mit ihm da, wo man ihn bekämpfen muß, gut meint, und sich seiner da, wo es nöthig ist, erbarmt: aber wohl zu merken, wenn es nicht gegen die sogenannte „Ehre Gottes“, gegen das Heil der Seelen, gegen die

Absichten des Priesterthums, gegen die Zwecke der Religionspartei, gegen die Verfassung des Staates u. s. w. u. s. w. verstößt.

Wenn man übrigens auf den christlich-jüdischen Ursprung dieser sittlichen Vorschrift zurückgeht, und dieselbe im 3. Buch Mose 19., 18. und 34. (von woher sie in die Evangelien übergegangen ist), im Zusammenhange mit andern Vorschriften aufsucht: so wird man finden, daß der Begriff einer eigentlichen, wohl gar allgemeinen Liebe gar nicht im Sinne des ersten Gesetzgebers lag. Selbst das Beispiel des barmherzigen Samariters, das zur Erklärung des Begriffes, „wer wohl der Nächste sei?" angeführt wird, deutet nur auf Gerechtigkeit, Wohlwollen und Barmherzigkeit hin.

In kleineren Kreisen läßt sich wahr und gut von Liebe des Nächsten reden, im großen Menschenverkehr ist das Wort eine süße Lüge: da ist mir Gerechtigkeit und Mitleid lieber. —

Noch weniger ausführbar erscheint die Lehre der Feindesliebe in jener Form, wie sie in christlich heiligen Schriften des Neuen Testamentes ausgeprägt ist. Alttestamentarische Sittenlehrer haben nichts Unmögliches und dem menschlichen Selbstbewußtsein, wie auch der öffentlichen Ordnung Widerstrebendes verlangt, wenn sie, wie z. B. im Sprichw. 25, 21. lehrten: „Hungert Deinen Feind, so speise ihn mit Brod, dürstet ihn, so tränke ihn mit Wasser" — oder wenn sie sich, zur Milde mahnend, auf 2. Mos. 23, 4. beriefen, wo es heißt: „Wenn Du Deines Feindes Ochsen oder Esel in der Irre findest, so sollst Du ihm denselben wieder zuführen." Aber die Verfasser des evangelischen Ausspruchs Math. 5, 39: „So Dir Jemand einen Streich auf die rechte Wange gibt, biete ihm auch die andere dar" u. s. w. — wußten nicht, was sie da niederschrieben. Wohin sollte es mit der Ordnung und Sicherheit alles menschlichen Zusammenlebens kommen, wenn man im Allgemeinen so christlich nachgiebig sein wollte. „Es wäre das, wie u. A. Th. Paine ganz richtig sagt, ein Meuchelmord an der Würde eigener Persönlichkeit und eine Erniedrigung des Menschen zum Dasein eines Hundes." Es wäre überhaupt an den Bestand einer staatlichen Gesellschaft unter Gesetzen nicht zu denken, wenn

Jeder solcher Vorschrift nachkommen wollte, abgesehen davon, daß es naturwidrig wäre, da das Gesammtleben auf beständigem Kampfe der Gegensätze beruht.

Da weder die Nächsten- noch die Feindesliebe in dem Sinne, in welchem sie als stehende Redensart gewöhnlich vorkommt, in Wahrheit geübt werden kann, und auch jemals geübt worden ist: so hilft man sich — um doch nicht zu gestehen, daß das Leben und die Natur dem ersten christlichen Gesetze entgegensteht — mit andern Redensarten, die zwar sehr klug und weise aussehen, es aber in der That nicht sind. Sie haben nicht einmal das jesuitische Verdienst schlau oder spitzfindig zu sein. Man sagt nemlich: Am Menschen muß man das Menschliche (die Menschheit) von all dem, was er denkt, fühlt, redet, thut — unterscheiden. Den Menschen, d. h. die Menschheit im Menschen kann man lieben, wenn man auch das, was er denkt und fühlt, will u. s. w. hassen und verabscheuen muß.

„Wenn mir" — so sagte jüngst ein eifriger Verfechter der „wahrhaftig und wirklich ausführbaren" Nächstenliebe — ein Verbrecher vorkommt, der z. B. lediglich von Habsucht getrieben, einen gräulichen Mord begangen hat, dessen Denk- und Gefühlsweise vollständig verderbt ist, dessen Absichten niemals anders als bösartig waren, und von dem man sich kaum mehr etwas Unschädliches wird versehen können, sobald man ihn frei läßt — kurz wenn ich einen solchen verworfenen Menschen vor mir habe: so habe ich doch — Alles vergessend — seine unsterbliche Seele vor Augen, welche durch das kostbare Blut des Erlösers erkauft ist und, die ich liebe, wie meine eigene Seele."

Man frägt nun freilich — (und vergebens) — wie es möglich sei, einen Menschen, den man vor sich hat, in zwei Theile zu theilen, einen liebens- und einen hassenswerthen? wie man ihm alle seine Eigenthümlichkeiten nehmen kann, ohne daß er aufhört, er zu sein?

„Es ist abgeschmackt — schreibt F. H. Jacobi — zu sagen, man hasse und verachte die Menschen, liebe und ehre aber die Menschheit! Ein Allgemeines ohne ein Besonderes, eine ehr- und liebenswürdige Menschheit ohne ehr- und liebenswürdige Menschen ist ein Hirngespinnst, ein Unding."

In Wahrheit macht man sich durch obige Unterscheidung eine ganz eigene Vorstellung vom Menschen; sie entspricht dem wirklichen Menschen nicht; sie ist ein Hirngespinnst, und dieses Hirngespinnst will man lieben wie seine eigene Seele! Das heißt doch wahrhaftig nur sich selber lieben in seinen Hirngespinnsten.

Die vielen Mißverhältnisse des menschlichen Zusammenlebens sind außer den schon angeführten Redensarten die größten Hindernisse der Humanität: bevor dieselben nicht ausgeglichen oder beseitigt werden, sind alle Gesetze der Humanität nur leerer Schall. Wir wollen einige dieser Mißverhältnisse hier beleuchten.

Mißverhältniß der Stände.

Es ist bekannt, daß im Alterthume das Ständewesen eine große Festigkeit und Ausbreitung hatte; diese ragt nun bis in unsere aufgeklärteren und milderen Zeiten herein.

In Indien glaubte man einst, (und es gibt dort noch heute solche Rechtgläubige), daß der liebe Gott alle Priester und Lehrer aus seinem Haupte, alle Krieger aus den Armen und der Brust, alle Ackersleute aus seinem Bauche, endlich alle Handwerker und Krämer aus seinen Füßen gemacht habe.

Das übrige Volk, „das skrophulöse Gesindel,“*) die Parias, waren nicht aus Gott geschaffen und so niedrig, so verworfen, so unansehnlich, daß z. B. ein Priester durch ihren Anblick verunreinigt wurde.

Dieser Voraussetzung gemäß standen auch die indischen Stände über und unter einander, und übten gegen einander die — Gottesliebe.

Von welchen Voraussetzungen andere Völker ausgegangen sein mögen, ist nicht immer zu ermitteln, gewiß aber ist, daß sie fast dieselben Unterscheidungen der Menschenklassen machten, wie wir. In unseren civilisirten Ländern wenigstens mahnen einige fixe Ideen noch an solchen alterthümlichen Glauben der Inder. Da gibt

*) Nach Prof. Leo in Halle.

es noch Leute, in deren Adern ein besonderes, nicht gemeines, sondern alt adeliges Blut fließt; da gibt es Männer, in deren Köpfen nicht gemeiner Menschenverstand, sondern der Verstand des heiligen Geistes irrthumlos waltet. Nach diesen zwei ganz besonderen Menschengattungen kommen Andere, die sich durch eine weniger tiefe Kluft, aber doch von einander unterscheiden: Soldaten und Bürger, unter diesen Letzteren wieder Beamte, Kaufleute, Handwerker, Bauern und endlich — gemeine Arbeiter.

Eifersucht und Mißtrauen lagert sich zwischen diesen verschiedenen Abtheilungen. In jeder derselben finden sich wieder Unterabtheilungen, die weit genug auseinander stehen, um der humanen Berührung zu entgehen. So gibt es z. B. einen hohen und niederen, einen reichen, wohlhabenden und einen armen Adel. Einer behandelt den Andern mit der gehörigen — Rücksicht. So gibt es in der Beamtenwelt Rangstufen, die, so nothwendig sie auch in geschäftlicher Beziehung sein mögen, die Menschen weit, weit aus einander führen, so daß Einer dem Andern wirklich „das Wasser nicht reicht." —

Die Sonderung des Menschen vom Mitmenschen nach Ständen hindert nicht nur die Erfüllung aller Humanitätsgesetze, sondern sie selbst kann dadurch ein sittliches Unrecht werden, daß die Ansprüche und Rechte der Einen zum Nachtheile und Unrechte für die Andern ausschlagen.

Aus diesen ständischen Mißverhältnissen gehen nämlich in der That allerhand moralische Uebel hervor, als: ein eifersüchtiger und gehässiger Partheigeist, Neid, Mißtrauen, Geringschätzung, oder mindestens Gleichgültigkeit einerseits, Hochmuth, Willkühr, Mißhandlung, Uebermuth, andererseits. — Noch heute ist z. B. die Frage nicht überall und endgültig gelöst, ob der Adel „seine" Bauern und Arbeiter nicht zu prügeln habe, so oft und so viel derselbe es für zweckmäßig erachtet?

Welch ein großes sittliches Uebel liegt in der Ständeverschiedenheit, wenn es stehender Gebrauch geworden ist, gute und böse Eigenschaften der Menschen nicht nach dem eigentlichen inneren Werthe, sondern nach dem Stande des Einzelnen abzuschätzen.

Bescheidenheit wird z. B. in unseren „civilisirten" Staaten von allen „niederen" Ständen gegenüber allen „Höheren" verlangt, aber nicht umgekehrt. Wenn sich der Höhere gegen den

Niederen einigermaßen bescheiden benimmt, so nennt man das — als besondere Tugend — Herablassung, Gnade.

Dagegen ist der „gemeine“ Mann dahin erzogen und gewöhnt, Eigensinn, Trotz, Uebermuth, üble Laune und selbst Ausgelassenheit mindestens als Zierde und Vorrecht höherer Stände anzusehen, und sie darum wo möglich noch zu bewundern und zu preisen.

Diese halten es dagegen für lächerlich und albern, wenn der Mensch niederen Standes es wagt, im bessern Selbstbewußtsein fest und entschieden aufzutreten, und die höheren Stände nach ihrer wahren Menschenwürde zu schätzen.

Luxus, Verschwendung, Ueppigkeit, hohes Spiel, große Schulden u. s. w. sind nach althergebrachten Vorurtheilen Sache der vornehmen Stände; nur der gemeine Mann würde dadurch beschimpft: ihm ziemt dagegen Sparsamkeit, Häuslichkeit, Ordnungsliebe und manche gute Eigenschaft, die den „Hochgestellten“ übel kleiden würde. Wenn der „gemeine“ Mann seine „Ehrensache“ mit der Faust verfechten wollte, so wäre er ein roher Kerl: wenn dagegen der „Vornehme“ seinen Widersacher um eines erbärmlichen Anlasses willen im Duell todtschlägt, ist es eine hohe Ehrensache.

Durch solche verkehrte Ansichten tritt das strenge, geschiedene Ständeleben aus dem Bereich der Unsitte und Unwürdigkeit selbst nicht heraus, hindert aber noch außerdem die Ausübung der Gerechtigkeit, die ein Mensch gegen den andern zu üben hat. Wo da die wahre Humanität bleibt, das wissen die — Götter.

Mißverhältniß der Herren und Dienenden.

Der altherkömmliche Glaube des Christenthums macht es sich mit diesem Verhältniß ziemlich leicht, indem er es mit wenigen Mahnungen abfertigt. Er führt die Worte aus einem Briefe des Paulus an die Epheser (6, 5.) an:

„Ihr Dienenden (Knechte) seid gehorsam den leiblichen Herrn mit Furcht und Zittern, in Einfältigkeit Eures Herzens, als wenn sie Christus wären: lasset Euch dünken, daß Ihr dem Herrn dienet und nicht dem Menschen, und wisset, was ein Jeglicher Gutes thun wird, das wird er vom Herrn empfangen, er sei

Knecht oder Freier. Und ihr Herren thut auch dasselbige gegen sie und lasset das Drohen und wisset, daß auch Euer Herr im Himmel ist, bei dem kein Ansehen der Person gilt."

(Mehr und etwas bessere Mahnungen hat die altjüdische Religion, und zwar: im Buche der Sprüchwörter im 12., 14. und 17. Cap., dann im Buche Jesus Sirach, im 7., 9., 33. Cap.)

Im praktischen Leben stellt sich aber die Sache ganz anders dar, als sie die Bibel auffaßt. Die Leibeigenschaft vergangener Jahrhunderte hat sich in unsern Zeiten und Ländern verloren, und das Dienstverhältniß beruht lediglich auf einem Vertrage, er mag nun schriftlich, mündlich oder stillschweigend geschlossen sein.

Demnach muß Jeder dienen und arbeiten, nicht um Gottes, Jesu, oder sonst Jemandes, sondern um seiner selbst willen, aus freier Verpflichtung und um „das tägliche Brod" zu erwerben. Und wenn etwas Anderes den Leuten vorgesagt wird, so ist es thatsächlich nicht wahr.

Daher kann auch — mindestens bei uns — von „Furcht und Zittern" nicht mehr die Rede sein. Vernünftige Herren verlangen es nicht, und vernünftige Diener sind dazu nicht geneigt.

Der Grund des Mißverhältnisses, wie es vorzüglich zu unsern Zeiten zwischen Herrschaften und Dienstboten besteht, liegt aber eben darin, daß man das Verhältniß — unter Hinweisung auf den geoffenbarten „Willen Gottes" — noch immer nicht als einen freiwilligen Vertrag ansehen will, in welchem gleiche, wechselseitige Billigkeit geltend zu machen ist. Man besteht darauf, daß die Einen leibliche Herren, die Anderen leibliche Knechte seien. Demnach sieht man das ganze Verhältniß beiderseits viel schlimmer an, als es wirklich ist, und ist vor einander auf der Hut.

Der Diener setzt — und mit Recht — voraus, daß ihm Abbruch geschieht und sucht Entschädigung. Die Herrschaft thut desgleichen.

Das gegenseitige Mißtrauen wird dann auch durch manche Thatsachen gerechtfertigt, so daß für Beide ein kläglicher Zustand der „Angst und des Zitterns" entsteht, und die Mahnung des Apostels in ironischer Weise erfüllt wird.

So besteht also auch noch immer jenes Mißverhältniß, das einst schon die alten Rabbiner mit den Worten theilweise bezeichneten, „des Menschen größte Feinde seien seine eigenen Dienstboten."

Es könnte aber auch umgekehrt sein. Mindestens beweisen

vernünftige und gerechte Herren, daß es anders sein kann, indem sie ihr Verhältniß zu den ihnen Dienenden menschenwürdig ordnen. Dagegen sind die Dienstboten oft des Menschen einzige und letzte Freunde. Man hat ja glänzende Beispiele von Liebe und Anhänglichkeit der Dienstboten. Das Mißliche im Verhältnisse ist also nicht überall vorhanden; daraus folgt, daß es nicht unumgänglich nothwendig ist.

Unter welchen Bedingungen kann aber ein gutes Verhältniß zwischen Herrschaften und Dienstboten erhalten werden? In der Hauptsache ist die Antwort schon angedeutet worden.

Die erste Bedingung ist jedenfalls, daß der wechselseitige Vertrag gewissenhaft gehalten werde; die zweite: daß die Forderungen des einen Theils im richtigen Verhältnisse zu denen des Andern stehen; und eben so auch die Leistungen.

In der Regel sind die Verträge an sich schon mangelhaft und nicht auf Gerechtigkeit wechselseitiger Leistungen gegründet. Sie beschränken sich meistens auf willige und ehrliche Dienstleistung von der einen, und auf Bezahlung von der andern Seite. Die Forderungen selbst aber sind in der Ausführung ganz und gar ungleich. Der Dienende empfängt z. B. Lohn, Nahrung und Wohnung und hat sonst nichts mehr zu fordern.

Man verlangt aber von ihm außer Dienstleistungen, die seine ganze Zeit und Kraft in Anspruch nehmen, noch Freundlichkeit unter allen Umständen, Ehrerbietung selbst bei grober Behandlung, Zuvorkommenheit bei jeder Gelegenheit, unveränderliche Geduld, grenzenlose Schonung der herrschaftlichen Schwächen, Schweigsamkeit gegen alle zu empfangenden Redensarten, eine Güte, die sich in allen Proben bewährt, größtmögliche Genügsamkeit und Uneigennützigkeit, Verträglichkeit mit Allen und Jedem in und außer dem Hause, auch noch einen moralischen Einfluß auf die Kinder der Familie, und was noch mehr.

Für alle diese Leistungen aber soll der Dienstbote nichts mehr verlangen können, als Lohn. Lohn, nichts als Lohn: Geld, Nahrung, Wohnung, vielleicht Kleidung. Wo bleibt von Seiten der Herrschaften die entsprechende Freundlichkeit, Achtung und Zuvorkommenheit, die unveränderliche Geduld, die Schonung und Güte, Zufriedenheit, Uneigennützigkeit u. s. w.? Wo bleibt die Wiederlage zu all' dem, was man vom Diener beansprucht? Kaum daß man es manchmal der Mühe werth hält, ihm ein

freundliches Wort der Anerkennung zu spenden, wenn er seine Pflicht, vielleicht mit Aufopferung seiner Gesundheit, gethan hat.

Wie selten kümmert man sich um die Gefühle des Dieners? — Einestheils möchte man ihm zumuthen, daß er sich nicht unterfangen solle, eben so zu fühlen, wie die Herrschaft, anderntheils verdenkt man es ihm, wenn er gefühllos ist.

Nach den gewöhnlichen Forderungen müßte der Dienstbote ein ganz besonderes Herz haben, mit Regungen, wie sie nur den Herrschaften und jeder Herrschaft besonders gefallen. Was für ein Mensch müßte so ein Diener sein, damit ihn seine Herrschaft nur hochschätze? —

Man weiset hin auf den gewöhnlichen Charakter der Diener: aber ist es ein Wunder, daß die dienende Klasse auf einem niedrigen Standpunkte der Treue und Dienstfertigkeit steht, wenn man bedenkt, wie sie behandelt wird?

Die Humanität schreibt vor, zu berücksichtigen, daß der Diener auch Mensch ist, mit Gefühlen und inneren Kämpfen, mit Leiden und körperlichen Wechselwirkungen eben so behaftet, wie jeder Andere; daß auch er nicht alle Tage gleichen Muth, gleiche Lust und gleiche Behendigkeit haben könne; daß auch er die Bestimmung habe aus Irrthum und Lebensnoth zum Besseren empor zu klimmen; daß er im Reiche des Lebens denselben Weg zu wandeln habe, wie sein Herr — kurz: man vergißt in ihm den Menschen, und darin liegt der Keim des Mißverhältnisses.

Man denke sich selbst in die Lage desselben, wie sauer und schwer es ihm gemacht wird, gut zu bleiben und wie viel er zu thun, welche Arbeit er für eine „Mund-voll-Brod" und etwas Geld, das auf Tage berechnet, oft nur wenige Groschen ausmacht, zu verrichten hat; man denke an die Anstrengungen vom frühen Morgen bis zum späten Abend!

Dem Dienstboten zu sagen wie Paulus: „Laßt Euch dünken, daß ihr Gott dienet," ist schön und leicht, wenn nur auch die Herrschaften sich wollten wie Götter geben. Eigentlich müßten sie es schon aus Eigennutz thun, weil ihnen mit Lust, Freundlichkeit und Geduld weit besser gedient wäre als mit dem Gegentheil. Aber die Herrschaften scheinen ihren Vortheil nicht wie Götter zu verstehen. —

Mit Einem Worte: So lange solche Mißverhältnisse zwischen Herrschaften und Dienstboten bestehen, hat man sich wechselseitig der Humanität nicht zu versehen. —

Das Mißverhältniß zwischen Jung und Alt.

In das Reich moralischer Schwächen und Fehler fällt ein großer Theil solcher, die sich die Jugend gegen das Alter und das Alter gegen die Jugend zu Schulden kommen läßt.

Die Jugend hat zunächst sich zu beklagen, daß sie nach dem Grade ihrer Entwicklung mit großer Parteilichkeit behandelt wird.

Vor allem Andern ist es die Vorliebe für ganz kleine Kinder, unter welcher die Aelteren zu leiden haben. Ein kleines munteres Wesen ist oft die Seele des Familienlebens und der ganzen gesellschaftlichen Verbindung, während jedes ältere Kind mit seinen Wünschen und Ansprüchen strenge und hart zurückgewiesen wird.

Je mehr das Alter eines Kindes zunimmt, desto mehr scheint die Zuneigung für dasselbe abzunehmen. Je mehr sich das natürliche Verlangen nach Recht und Freiheit bei dem Erwachsenden regt, um desto mehr widerstrebt ihm das Alter.

Die Willenskraft des jungen Menschen nimmt zu und widerstrebt dem ewig zu leistenden Gehorsam. Das geschieht auf natürliche Weise und muß geschehen; dennoch will man es ihm nicht zugestehen.

In den Augen der Alten ist z. B. bei Knaben und Mädchen von 15—20 Jahren Alles plump und ungeschickt, spöttisch, schnippisch, naseweis, u. s. w. Je älter nun beide Theile werden, desto größer und fester wird dann das Mißverhältniß, und die strengen Anforderungen an die Leistungen der Jugend nehmen immer mehr zu.

Was müßte so ein junger Mensch nicht alles thun, um dem Alter zu gefallen; um von ihm eine billige Behandlung zu erfahren? —

Vor Allem müßte er, ganz gegen seine Natur, so schwerfällig, so ernsthaft, so voller Erfahrungen wie das Alter sein. Er müßte die strenge Sittlichkeit und Besonnenheit haben, die sich das Alter durch sein langes Leben erworben hat. Selbst seine körperlichen Kräfte müßten das Gleiche zu leisten im Stande sein. Er müßte sogar die Launen und Ueberzeugungen des Alters vollständig theilen können. Kurz: er müßte nicht „junger Mensch“ sein.

Solche Forderungen werden wenigstens sehr häufig gemacht,

und weil sie wider die Natur sind, nicht erfüllt. Daher stößt man auch gewöhnlich die sich nähernde Jugend zurück, spricht von Fehlern und Vergehungen, straft sie mit Verachtung oder Geringschätzung.

Wo es aber geschieht, bleibt die Vergeltung nicht aus. Die Jugend sucht sich für das ihr angethanene Unrecht zu entschädigen, und das Mißverhältniß wird größer. Sie geht dem Alter wo möglich ganz aus dem Wege, und bleibt dann meistens nur sich selbst überlassen; sie macht die Schule der Erfahrung durch, und es kommt ihr von dem, was „ihre Alten" zur Witzigung versucht haben, wenig oder nichts zu gute. —

Wenn man frägt, auf welcher Seite die größere Schuld liegt, so kann man vernünftiger und gerechter Weise nicht anders sagen, als: auf Seite des Alters. Leichter ist es dem Alter zur Jugend herabzusteigen als umgekehrt. Das Alter lebt z. B. mehr in der Vergangenheit, die Jugend dagegen mehr in der Gegenwart und Zukunft; für Erinnerungen der Erfahrung fehlt ihr das Leben, die Kraft und das Material.

Die Vorsehung hat jedem Lebensalter besondere Vorzüge und Freuden zugetheilt, damit Eines das Andere ergänze und bereichere. Der alte Mensch verschuldet aber in der Regel die Ungerechtigkeit, daß er Alles nur für sich zugesteht. Er hat Alles; die Jugend soll zu ihm kommen, soll die tiefe Erkenntniß haben, daß bei ihm Alles zu holen sei. Leichter aber wäre es dem „Reichen" — wenn er es ist — den „Armen" aufzusuchen, und ihm seine Schätze anzubieten.

Leichter ist es jedenfalls dem Greise, sich der Jugend zu nähern, als umgekehrt. Leichter gewinnt er das Vertrauen des Kindes, als sich dieses sein Vertrauen erwirbt.

Soll das Mißverhältniß zwischen Alt und Jung schwinden, so ist vor Allem nothwendig, daß man die Rechte der Natur bei den verschiedenen Lebensaltern anerkennt.

Einst sagte ein Fürstensohn: „Es ist traurig, solchen Menschen Rechenschaft geben zu müssen, die gar nicht meinem Jahrhundert angehören." Dasselbe könnte man vielen jungen Leuten zu sagen erlauben. Es ist mindestens sehr schwer für sie, sich vor Menschen zu rechtfertigen, die sie nicht verstehen, oder ihr natürliches Recht nicht anerkennen wollen.

Gebührt dem Alter die Ehrfurcht, so gebührt der Jugend mindestens Berücksichtigung der jugendlichen Natur.

Wir müssen dieses Verhältniß schließlich noch von einer andern, selten beobachteten Seite beleuchten.

Daß die Jugend vom Alter Weisheit lernen soll, ist eine längst bekannte und vielfach abgenützte Wahrheit: daß aber das Alter von der Jugend auch Weisheit lernen könne, wird nicht gesagt.

Die Ermahnungen des Alters würden vielleicht eindringlicher sein, wenn sie mehr auf die aufrichtige Selbsterkenntniß gegründet wären, daß man auch jung war.

Sie müßten dann ungefähr so lauten:

Benütze deine Zeit noch besser, als ich es gethan habe; ich bilde mir nicht ein, daß meine Erziehung und Bildung nicht besser hätte ausfallen können.

Werde tüchtiger als ich, und lerne früher, was dir zum Leben nöthig ist, als ich es gelernt habe. Im späten Alter noch traurige Erfahrungen zu machen ist schrecklich. Säe das Gute früher an, damit du die Früchte noch erndten kannst. Ich werde viel Gutes nicht erleben, weil ich damit zu spät begonnen habe.

Genieße das Leben besser, sparsamer und weiser und mehr als ich es genossen habe.

Ich habe nichts umsonst erhalten, und mußte mir alles erwerben, was mir dauerhaftes Glück brachte; ich habe auch nicht umsonst Fehler begangen; die Reue quält mich noch heute, und wird mich quälen, so lange ich Erinnerungskraft besitze. Wie ich es haben wollte, habe ich es nirgends gefunden, „aber auch aus der kleinsten Hütte konnte ich gen Himmel sehen."

Solche Mahnungen wirken nur, wenn sie aus dem Zusammenhange, in dem Alter und Jugend mit einander stehen, gezogen werden, und aller Selbstüberhebung baar und ledig sind. Die Jugend selbst ist es, die dieselben dem Alter eingibt. Nur in Anbetracht der Jugend vermag das Alter so weise und ehrwürdig zu sein.

Die Mahnungen der Jugend an das Alter ergehen nicht aus dem Munde der unreifen Jünglinge und Mädchen, sondern ihre äußere Erscheinung und ihr ganzes Wesen drängt den Beobachter, sich selber zu sagen: Erhebe und stärke dich an der dich umgebenden Jugend! Erhalte dir, was von ihrem Reiz und von ihrer Schönheit zu erhalten möglich ist. Bewahre dir den frischen, fröhlichen Jugendmuth, der alles verschönert, den alten Leib kräftigt und die bleiche Wange erfrischt.

Erhalte dir die Begeisterung für alles Wahre, Gute und Schöne. Begrabe dich nicht vor der Zeit in die Gruft der Gleichgültigkeit, sondern bleibe nach allen deinen Kräften jung durch tägliche Auferweckung schöner Gedanken und edler Gefühle.

Wahre dir vor allem deines Herzens Glut. Das erwärmende Gefühl, das die Jugend entzückt, ist auch oft der einzige, letzte Trost für die Gebrechen des Alters.

Der Anblick der Jugend beruhige dich: sie baut weiter am Lebenswerke der Menschheit, wie du es gethan hast. Nicht Einer kann Alles vollenden; u. s. w.

Wenn das Alter sich immer in vernünftiger und gerechter Weise am Anblick der Jugend erfrischen wollte, dann würden gewiß viele Mißverhältnisse nicht statt haben, wie sie uns fast überall das Zusammenleben darbietet: das Alter würde sich wenigstens an der Jugend nicht ärgern, und diese von jenem die Lehren der Weisheit lieber annehmen.

Mißverhältnisse der Geschlechter.

Eine bleibende Grundlage dieser Mißverhältnisse scheinen noch immer religiöse Ansichten alter Zeiten zu sein. Die altrabbinische Geringachtung des weiblichen Geschlechts zu Gunsten des männlichen ist bekannt. „Vom Weibe kam die Sünde und die Ursache, daß man sterben muß“ — sagt das Buch Sirach: — Adam ist „zuerst“ erschaffen, also vorzüglicher. — „Es ist besser kein Weib zu berühren.“ — „Das Weib soll schweigen in kirchlichen Angelegenheiten.“ — Das sind christliche Ansichten, auf alt-jüdische Meinungen gegründet. —

Die Mosaische Gesetzgebung war den Frauen sehr ungünstig; nicht minder die griechische und römische; ganz besonders aber die der orientalischen Völker. Bei den Hindus z. B. durften die Frauen aus sittlichen und religiösen Rücksichten ohne Schleier nicht lachen, und während der Abwesenheit des Mannes auf Reisen ganz und gar nicht.

Auf Grund religiöser Meinungen war die Frau bei allen Völkern: für Barbaren ein Lastthier, im Oriente ein Hausrath, im Occidente eine Magd.

Immer war das weibliche Geschlecht der Großmuth in der

Gesetzgebung von Männern anheimgegeben. Noch im vierten Jahrhundert berathschlagten christliche Bischöfe auf einem Concil über die Frage, „ob Frauen auch Menschen seien.“

Unsere deutschen Vorfahren betrachteten ein verdächtiges Weib als überführt, wenn sich kein Mann fand, für dessen Unschuld in die Schranken zu treten. Es ist noch nicht lange her, daß in England die Sitte aufgehört hat, eine Frau, deren der Mann satt war, an einem Stricke um den Hals zu Markte zu führen.

Die ritterlichen Zeiten, denen man nachrühmt, daß sie die Grundsätze der Frauenehre in das christliche Leben zuerst einführten, machten nur den schönen Frauen den Hof und behandelten sie wie verwöhnte Kinder. Die Aufklärung hat dann eine Gleichstellung der Geschlechter nur sehr langsam und nur angebahnt.

Uebrig geblieben ist noch unter uns und in allen aufgeklärteren Ländereien Europas, mit äußeren gesetzlichen Formen zwar verdeckt, aber doch deutlich genug zu erkennen: Strenge Unterordnung unter die männliche Autorität („er soll Dein Herr sein“); vollständige Ausschließung von allen wichtigen Aemtern; Anweisung auf einige wenige Arten von Beschäftigungen; eine Behandlung der Frauen, selbst in den reifsten Jahren, wie die von Unmündigen, so daß sie z. B. vor Gericht eines männlichen Beistandes, gleichsam eines Vormundes bedürfen; Unfähigkeit zur Zeugenaussage (mindestens in vielen Fällen); allgemeine Erschwerung der Lebensverhältnisse und eine unabsehbare Reihe kleinlicher und erbärmlicher Zurücksetzungen; endlich eine förmliche Beeinträchtigung in Bezug auf deren körperliche und geistige Entwicklung. — In den Gesetzgebungen mancher kultivirten Völker sind Frauen heute noch wie Waaren einer Preisschätzung ausgesetzt und erhalten z. B. für den Raub ihrer Unschuld und Ehre, für den Mißbrauch ihres Leibes nur eine verhältnißmäßig geringe Geldentschädigung.

In ihren Vergnügungen sind sie durch die Strenge der Sitten und Gebräuche meistens auf stille, häusliche Einsamkeit und Zurückgezogenheit, also mehr auf sich allein angewiesen, ohne aber daß sie immer auch die nothwendige Geistesbildung erhalten, in sich selbst genügsam, heiter und zufrieden sein zu können.

Die Natur hat allerdings einen Unterschied in die Geschlechter selbst gelegt. Darnach ist z. B. ein Mißverhältniß der Schwäche gegen die Gewalt schon durch den zarten Körper-

bau entstanden. Durch größere Reizbarkeit der Nerven sind sie körperlichen und Gemüthsleiden häufiger ausgesetzt als Männer, und treten dann hinter sie in das Bereich der Leiden zurück. Ueberhaupt scheint das Weib mehr zum Dulden als zum unternehmerischen Handeln geschaffen zu sein. — Liegt aber all das auch wirklich so in der innerlichen Nothwendigkeit der Natur, wie es erscheint? Kann die Erziehung und Bildung darin nichts ändern oder bessern? —

Die größere Neigung zur Furcht und Aengstlichkeit z. B. mag die künftige Mutter eignen, das Kind desto sorgsamer zu schützen. Dagegen ist aber die Schüchternheit und der Widerwille gegen Oeffentlichkeit gewiß mehr Sache der Erziehung und Angewöhnung.

Von Natur aus ist freilich der Mann mehr Kopf, die Frau mehr Herz. Wenn sie mehr Kopf ist als Herz, dann scheint es uns Männern, als ob sie ihre ganze Weiblichkeit eingebüßt hätte. Aber ob es uns nicht so nur scheint, weil wir daran nicht gewöhnt sind? —

Mit welchen Vorurtheilen betrachten wir z. B. einzelne Frauen, die sich in Kunst und Literatur hervorthun! Sie sind vielleicht einseitig, für die Hauswirthschaft u. dgl. unbrauchbar: aber sind so viele männliche Berühmtheiten nicht eben so unpraktisch, einseitig und unbehilflich? Auch der Mann kann es nicht in allen Fächern des Strebens zugleich zur Vollendung bringen. —

Man behauptet, mit dem Anscheine von Wahrheit und Gewißheit, das weibliche Geschlecht sei von Natur aus nicht zur Strenge und Gesetzlichkeit geeignet, folge vielmehr nur Eingebungen augenblicklicher Gefühle: aber in der That verhält es sich bei ihnen nicht anders als bei Männern. Was sie Eigenthümliches an sich haben, dient zur Ergänzung des Menschen, der nicht im Manne oder in der Frau allein, sondern in Beiden zusammen zur Erscheinung kommt. So ist z. B. die natürliche Bestimmung einer Menschenmutter mehr in der Einheit der Familie zu leben, an die sie sich durch Geburt, Ernährung und Erziehung des Kindes gebunden fühlt. Die Gefühle des Mitleids, Mitgefühls u. s. w. machen sie dann eben so zum Gegengewichte gegen den Ernst des Mannes, wie ihre lebhafte Phantasie, die leichte Erregbarkeit, der Scharfsinn, die Geschmeidigkeit u. s. w.

Daß demnach eine Verschiedenheit des weiblichen Charak-

ters vom männlichen immerhin vorhanden ist und trotz aller Erziehung bleiben wird, ist keine Frage, wohl aber, ob die Ansprüche des Sittengesetzes bei beiden Geschlechtern nicht ganz genau dieselben sein können und müssen. Man höre nur einmal auf, die Forderungen der Natur zu läugnen oder einander zur Last zu legen. Dahin gehen z. B. jene Beschuldigungen, die ein Geschlecht gegen das andere in Scherz und Ernst zu erheben pflegt.

Die Männer tadeln an den Frauen größere Sinnlichkeit und Beweglichkeit, Bestechlichkeit durch Aeußerlichkeiten, Weichheit und Neigung zur Rührung, Thränenseligkeit, Mangel an ernstem Nachdenken, Eitelkeit, Herrschsucht, Geschwätzigkeit u. dgl. — Dagegen aber beschuldigen die Frauen das männliche Geschlecht des Mangels an nachhaltiger Liebenswürdigkeit, Nachgiebigkeit und Milde, wofür oft ein Ueberfluß an Härte und Gleichgiltigkeit eintrete, die durch das äußere Leben und den Kampf mit den Verhältnissen nicht hinreichend gerechtfertigt sei; ferner des gänzlichen Mangels an (weiblichen, weibischen) Zartgefühl, der Tändelei und Gefühlsschwärmerei, die nun allerdings zu den männlichen Seltenheiten gehören.

Jean Paul sagt: „So lange ein Weib liebt, liebt es in Einem fort, der Mann hat inzwischen noch mancherlei zu thun."

Aber wie viel Grund hat man eigentlich, solche Eigenthümlichkeiten zum Gegenstande der Schuld zu machen? —

So viel ist aus all dem Angeführten ersichtlich, daß es allerdings verschiedene Gründe historischer, natürlicher, gesellschaftlicher und eingebildeter Art gebe, aus denen Mißverhältnisse der Geschlechter hervorgehen; daß sie aber mit Ausnahme der von der Natur bestimmten, durch Bildung, Einsicht, Gerechtigkeit, und vorzüglich durch vernunftgemäße Veredlung unserer Sitten und Gewohnheiten zu beseitigen sein möchten.

Vor Allem wäre, zur richtigen Beurtheilung des moralischen Werthes eines jeden Menschen nach seinem Geschlechte nothwendig das Eine festzuhalten, daß jedes Geschlecht für sich einseitig ist und sein muß, und daß es sich durch das Andere ergänzt. So scheint wenigstens der Wille der Vorsehung zu sein.

Wenn der weise Prediger Salomo sagt: „Unter Tausenden habe ich Einen Mann gefunden, unter allen aber nicht Ein braves (weises, glückliches) Weib", so mag das theilweise seinen Grund in Mißverhältnissen, Vorurtheilen und in mangelhafter Erziehung

eines Salomo und seiner Zeit haben: aber übertrieben und einsichtslos ist ein solches Urtheil doch. Es ist wenigstens eine geschichtliche Thatsache, daß, je höher die Frauen in der Achtung, desto höher die Völker in der Civilisation stehen, und daß beide Geschlechter in dem, was menschliche Bildung und Vervollkommnung betrifft, einander vollkommen ebenbürtig zur Seite stehen. Von einer Ueber- oder Unterordnung kann da vernünftiger Weise aber auch nicht die Rede sein.

Man spreche nicht vom schwachen und starken Geschlechte, jedes derselben hat seine Stärke.

Die sogenannten Schwächen des weiblichen Geschlechts haben einen natürlichen Zweck, den die männliche Stärke niemals erreichen kann. Man darf dieselben daher nicht mißachten. Gerade diese „Schwächen" sind das einfache Mittel, die Bande der Geselligkeit unter Menschen zu knüpfen und die Geschlechter einander nothwendig, ja unentbehrlich zu machen.

Dem edleren Theile des weiblichen Geschlechts kann man vernünftiger Weise nicht Gutes genug nachsagen; dem unedleren freilich auch nicht Schlimmes genug. Wie in der Liebe, Freundlichkeit und Milde, suchen und erreichen Frauen auch in Haß, Eifersucht und Neid im Allgemeinen das Aeußerste. Dasselbe läßt sich von Männern sagen.

Ist nun noch jener Verachtung zu erwähnen, die dem weiblichen Geschlechte von Seite entnervter, übersättigter, im Genusse der Sinnlichkeit verkommener Männer zu Theil wird? Sie enthält kein gesundes Urtheil und bezieht sich, im Grunde genommen, nur auf den schlechteren Theil des weiblichen Geschlechts, den die Männer selber gemißbraucht und daher auch in seiner ganzen Verworfenheit kennen gelernt haben.

Denkt man an die hohe Sendung des Weibes, Freundin des Mannes und Mutter seiner Kinder zu sein, so muß jeder Anlaß zu Vorwürfen oder zur Mißachtung fallen.

Das milde Beispiel, der Umgang und die mütterliche Erziehung lassen das weibliche Geschlecht tiefgreifenden Einfluß auf die Kultur der wahren Menschlichkeit üben. Wäre Einer nahe daran, das weibliche Geschlecht zu verachten, dann denke er an seine gute Mutter. —

Mißverhältnisse zwischen Arm und Reich.

Die allgemeine und gewöhnliche Sünde des Reichen ist die, daß er die Armen, die für ihn arbeiten, verachtet; dagegen aber die Sünde der Armen, daß sie den Reichen, der sie ernährt, hassen und beneiden. Das ist auch die allgemeine Grundlage all der vorhandenen und ungerechten Verhältnisse zwischen Arm und Reich. —

Im Besonderen stellen sich folgende Mißverhältnisse heraus:

Die Freiheit der Rede nimmt in der Regel nur der Wohlhabende für sich in Anspruch. Der Arme soll schweigen oder mindestens seine Worte wählen, und dadurch immer seine Abhängigkeit und Ergebenheit dem Reichen gegenüber an den Tag legen. Er soll keinen Verdruß oder Widerwillen und kein Selbstgefühl an den Tag legen. — Es wird ihm beinahe für ein Verbrechen angerechnet, wenn er es wagt, dem Reichen, sei es geistig oder körperlich, überlegen zu sein.

Die Gleichheit vor dem Gesetze kann niemals ganz genau und strenge beobachtet werden, wenn der Reiche nicht will. So ist z. B. schon die Möglichkeit, kostspielige Prozesse zu führen, dem Armen ganz abgeschnitten. Der Reiche behält daher meistens Recht, wenn der Arme zu klagen nicht im Stande ist. Die beste Gesetzgebung kann das nicht ganz verhüten.

In Bezug auf Erziehung, Unterricht und Bildung ersteht das größte Mißverhältniß für den Armen: ihm fehlt der silberne und goldene Schlüssel, der überall aufschließt.

Der Arme steht ferner in einem beständigen Kampfe mit sich selbst und seinem hungrigen Magen, mit den Beschwerden des Lebens und der Verhältnisse, mit den Seinigen, die in der Regel mehr bedürfen, als er schaffen kann. Ist er z. B. ein Handwerksmann, so hat er außerdem seine Noth mit den Bestellungen seiner Kunden, zu deren Erfüllung ihm oft die Mittel fehlen; und wenn er sie glücklich erfüllt hat, so hat er wieder seine Noth damit, daß ihm seine Arbeit gehörig bezahlt werde. Steht er in Arbeit, so hat er beständig mit seinem Brodherrn zu kämpfen, dessen Forderungen immer größer sind, als die Gegenleistungen. In jeder Art von Erwerb ist der Arme dem Wohlhabenden so gegenübergestellt, daß sich immer mehr ein verdrießliches als angenehmes Verhältniß gestaltet.

Der Reiche dagegen steht dem Armen gegenüber in beständ-

diger Sorge und Angst helfen zu müssen, übervortheilt oder betrogen zu werden. Je heftiger die Noth des Armen ist, in desto größerer Gefahr scheint der Reichthum zu stehen.

Der Besitzende betrachtet den Nichtbesitzenden nicht anders als wie Last und Qual seiner angenehmen Verhältnisse. Daher stehen auch überall beide Partheien im offenen oder geheimen Kampfe mit einander, und suchen sich auf wechselseitige Kosten das Leben möglich zu machen.

Wie soll diese Kluft zwischen Arm und Reich ausgefüllt werden? —

Die christlichen Mittler versuchen den Armen mit Anweisungen auf Jenseits zu entschädigen. — „Sei getrost in Deiner Armuth, dort wirst Du Alles bekommen, dessen Du hier entbehren mußtest!“ —

So tröstlich die christliche Predigt auch sein mag, so bessert sie das Mißverhältniß doch nicht.

Das Christenthum hat z. B. mit allen seinen humanen Lehren noch nicht bewirkt, daß die Armuth für keine Schande gehalten werde. Selbst seine Verkündiger sind dem Beispiele ihres Meisters, der ein Kind der Armuth war wie alle Propheten, untreu geworden. Was sie selbst dem gemeinen Manne am unleidlichsten und gehässigsten machte, war eben entweder ihre Wohlhabenheit oder ihre ungemessene Habsucht. Unglücklicher Weise sind sie auch meistens nur auf den Säckel des gemeinen Mannes angewiesen.

Daher wirkt auch das Predigerwort von der Seeligkeit der Armuth mehr nachtheilig als nützlich, weil die, welche es verkünden, dasselbe Lügen strafen.

Zur Erfüllung des evangelischen Rathes: „Verkaufet Alles und gebet es den Armen“, wird sich wohl nicht so leicht irgend Jemand herbeilassen, und deshalb ist auch in dieser Beziehung nicht zu erwarten, daß das Christenthum jemals zur Ausgleichung obiger Mißverhältnisse beitragen werde. —

Es gibt nur einen Weg der Versöhnung zwischen Reich und Arm, und dieser wird nicht von Allen betreten, den Weg vernunftgemäßer Bildung. Nur sie zeigt den wahren Werth von Reichthum und Armuth; nur sie klärt über das Glück des Reichen und das Unglück des Armen auf; nur sie zeigt, daß der arme Mensch in dürftigen Verhältnissen viel glücklicher sein kann,

als der Reiche in seiner Ueppigkeit; nur sie führt zu der Ueberzeugung, daß Armuth und Reichthum einander bedingen.

Bildung ist geeignet, die überspannten gegenseitigen Vorstellungen zu mäßigen und auf den wahren Gehalt zurückzuführen. Der aufgeklärte Mensch sieht ein, wie Reichthum aus Armuth und Armuth aus Reichthum nothwendig hervorgehen müssen. Nur in vernünftiger Bildung ist es ferner möglich zu begreifen, daß der Reiche des Armen und der Arme des Reichen bedürfe, und daß sich das gemeinsame Leben durch Beide ergänze.

Armuth ist der Lehrmeister und Erzieher des Menschengeschlechts, der Reichthum dagegen muß alle Mühe und Arbeit bezahlen.

Daß der Reichthum zum wahren Glücke des Lebens unzulänglich sei, begreift nur die gebildete Vernunft.

Die höchsten Güter des Lebens sind um Geld nicht feil. Es ist nicht wahr, daß man Geld immer brauchen kann. Denn Witz und Verstand, guter Rath, glückliche Einfälle, ruhiges Gewissen, verlorene Zeit, verlorene Gesundheit, verlorenes Leben, verlorene Ehre — das Alles kann man mit Geld nicht kaufen. Für den gebildeten Menschen ist es sogar noch immer eine ungelöste Frage, ob es der Mühe werth sei, die Reichen bei allen ihren Ergötzlichkeiten und Bequemlichkeiten zu beneiden.

Nur der gebildeten Vernunft ist es endlich vorbehalten, der Armuth jene Hochachtung zu zollen, welche gegeignet ist, eine Versöhnung der Mißverhältnisse herbeizuführen. Erst dann, wenn Armuth keine Schande, Reichthum keine Ehre mehr sein wird, wird der wechselseitige Kampf aufhören, welcher der Humanität so hinderlich ist.

II.

„Immer ergab sich, daß der Wille des Menschen nur auf sein eigenes Wohlsein gerichtet war."
(A. Schoppenhauer.)

So wie alle Religionen der Vergangenheit hat auch das Christenthum den vorzüglichsten und mächtigsten Beweggrund zur Gerechtigkeit und Wohlthätigkeit, zum Gehorsam gegen gött-

liche und menschliche Anordnungen, zur Ausdauer und Geduld in der Hoffnung auf Vergeltung und zwar im Jenseits aufgestellt. „Was Ihr immer Gutes thun möget, der himmlische Vater wird es Euch hundertfach vergelten; was ihr immer hier auf Erden entbehren möget, im Himmel werdet Ihr Ersatz finden; was immer nach Euren Wünschen hier nicht geschehen ist, dort wird Alles ausgeglichen werden; wie viel Unrecht Euch hier auch geschehen möge, dort werdet Ihr Genugthuung erhalten" u. s. w.

Das Christenthum enthält demnach den Trost der armen und leidenden Menschheit. „Den Armen wird das Evangelium gepredigt." —

Wer den Ueberfluß, die Ueppigkeit und den Uebermuth Anderer beständig vor Augen hat, während er selbst mit Noth, Bedürfniß und Feindseligkeiten aller Art zu ringen hat: sucht nach Ausgleichung. Das Christenthum sagt ihm: Hier kann es nicht, dort wird es anders werden, und das irdische Leben ist kurz. —

Mit dieser Hoffnung erzieht man seit geraumer Zeit einen großen Theil der Menschheit, mäßigt, besänftigt, zügelt ihre Leidenschaften und leitet sie auf den Weg der Fügsamkeit und des Gehorsams. Diese Moral ist noch der einzige Sonnenstrahl, der in die Tiefe des Jammers, den die höheren Menschenschichten gar nicht kennen, fällt.

Also den trostlosen Bedürfnissen des menschlichen Gemüthes abzuhelfen, und den schwachen Willen zum Guten zu stärken, liegt in der Aufgabe der christlichen und jeder andern Religion, welche jenseitige Entgeltung und Ausgleichung verheißt.

Darin zeigt sich eine ganz richtige Berechnung, denn der Mensch ist fähig viel für seine schönen Hoffnungen zu thun. Aber der Egoismus? Hat man denn dem Christenthum zu Liebe seinen Haß gegen die Selbstsucht aufgegeben, welche ein so großes Uebel in der Welt sein soll? Oder beruhen vielleicht die christlichen Hoffnungen auf keinem Egoismus? —

Die menschliche Natur ist mit jenem gewaltigen Triebe ausgestattet, der wohlbekannt und von dem, namentlich was Moral anbetrifft, beständig und immer die Rede ist: angenehme Empfindungen zu suchen, unangenehme zu meiden.

Viele angenehme Empfindungen nennt der Mensch, wenn er sie hat, sein Glück, wenn sie ihm dagegen fehlen, oder wenn dafür unangenehme vorhanden sind, sein Unglück.

Tugend und Laster, Glück und Unglück, das sind abwechselnd die Drehpunkte aller sittlichen Meinung und Erörterung.

Glück und Tugend sind — wie Erfahrung lehrt — nicht immer auf Einem Wege zu finden, obwohl man sagen kann, daß in der wahren Tugend ein Glück, im wahren Laster Unglück liegt.

In der Regel aber sucht man Glück nur im Genusse; dieser schafft — so glaubt man — einen Vorrath angenehmer Empfindungen herbei. Dagegen sieht man in der Tugend mehr Entbehrung, Versagung der einzelnen Genüsse, Ueberwindung des Verlangens nach angenehmen Empfindungen. Nichts desto weniger ist es aber doch auch erfahrungsgemäß bekannt, daß das Ende sehr vieler angenehmen Empfindungen Schmerz und Leid, und das so mancher Entbehrungen Freude und Friede ist. —

Wo nun Glück und Tugend auf Einem Wege liegen, wo man Beide zugleich erreichen kann, weil sie im Grunde genommen Eines sind: da ist der Drang nach solchem Glück zugleich auch der Antrieb zur Tugend.

Hat es ein Mensch in der Erkenntniß des Lebens so weit gebracht, um z. B. im Seelenfrieden seine höchste Glückseligkeit zu sehen, dann liegt ihm auch daran, alle Schlechtigkeit, Unredlichkeit, Gewissensverletzung Alles den inneren Frieden Störende zu meiden, und dafür das zu suchen, was die Ruhe seiner Seele fördert und wahrt.

So wie die Tugend kein leerer Wahn ist, so ist es auch jene beseligende Befriedigung nicht, die aus der Tugend hervorgeht. Alles Gute, Rechte, Schöne und Wahre menschlicher Wirksamkeit hat einen süßen Kern, der um so werthvoller und begehrenswerther, als er auch dauerhaft ist.

Man erkennt den Werth und die Wirklichkeit der Tugend, wenn man sie nicht hat, so wie es bei der Gesundheit der Fall ist.

Daß es Leute gibt, die an das Vorhandensein von Tugend nicht glauben, ist eben so erklärlich, wie die Thatsache, daß kranke Menschen sich manchmal einbilden, es gebe keinen Gesunden.

Tugend ist nichts anderes als Mäßigung, Selbstbeherrschung, Gesundheit in körperlicher und geistiger Beziehung. Das ist

auch die Grundlage aller Glückseligkeit. Im Streben darnach liegt aber schon die Nothwendigkeit eines naturgemäßen und vernünftigen, also sittlichen, tugendhaften Verhaltens, demnach kann das Streben nach Glückseligkeit, aus reinem Egoismus hervorgegangen, auch wirklich ein untadelhafter Beweggrund zur Sittlichkeit sein. —

Wenn von einer Glückseligkeit die Rede ist, welche zugleich auch als Triebfeder zur Sittlichkeit erscheint und anerkannt wird: so ist jener Seligpreisungen zu gedenken, die in der sogenannten „Bergpredigt" des weltbekannten und vergötterten Rabbi Jesus an die Nachwelt überliefert worden sind. Dieselben lauten (nach anerkannten Uebersetzungen) in Kürze:

„Selig sind die Armen im Geiste, die Sanftmüthigen, die Trauernden, die nach Gerechtigkeit Verlangenden und um ihrer willen Duldenden, die Barmherzigen, die Herzensreinen, die Gottschauenden, die Friedfertigen."

„Selig sind die Armen im Geiste!"

Wie kann ein Armer selig sein? Armuth ist ja Bedürftigkeit des Genusses, Mangel der Befriedigung.

Und arm im Geiste! — Etwa im Verstande? Im Gemüthe? In der Phantasie? In Erinnerungen? Oder arm an aller schaffenden Kraft? An innerer Freiheit? An Ueberzeugung und Einsicht? — Was kann das für Seligkeit sein? —

So sind nur Menschenkinder und Thiere selig.

Denkt Einer an Kinder? Nun ja, sie sind selig nach ihrer Art und eben in ihrer geistigen Armuth. Aber wer beneidet sie? Wer kann, wer darf sie beneiden? Etwa der, welcher körperlich und geistig groß gewachsen, längst nicht mehr fähig ist, in Kindlichkeit selig zu sein? — Die Kinder bleiben nicht Kinder und können es nicht bleiben. Des Menschen Loos ist die kindliche Armuthsseligkeit in wenigen Jahren zu verlieren.

Wäre also der Sinn jenes Wortes der: „Selig ist, wer geistesarm ist wie ein Kind — unwissend, sorglos, spielend, leichtsinnig u. s. w.: dann hätte der Ausspruch für Erwachsene keine

andere als die Bedeutung einer Erinnerung an das, was nicht mehr ist und sein kann.

Es dürfte aber darin, wie in so vielen Aussprüchen orientalischer Weisheit noch ein anderer und zwar ein brauchbarer Sinn aufgefunden werden können.

Arm ist auch, wer nicht genug hat und nach mehr, als er hat, verlangt. Sehr arm im Geiste kann sein, wer im Besitze großer Güter nach größeren verlangt. Sehr arm im Geiste ist der Mensch, wenn kein irdischer Besitz ihn befriedigt, wenn er immer nach dem höchsten, schönsten, reinsten, geistigsten verlangt.

Geistig arm ist daher auch, wer in der Ueberzeugung lebt, seine volle Bestimmung noch nicht erreicht zu haben. Mit Sehnsucht blickt er hin nach dem Ziele der Vollkommenheit. Aber neben dieser Sehnsucht liegt Seligkeit, dieselbe Seligkeit, welche allem Streben, Schaffen, Ringen und Verlangen eigen ist. —

In der Befriedigung liegt nur die vorübereilende Freude; ein vollkommen befriedigter Mensch, der nichts mehr zu erwarten, zu hoffen, zu verlangen, zu erringen hätte, müßte unglücklich sein.

„Zu ringen mit den Mächten,
Die Unheil uns bereiten,
Das ist dem Geist, dem Echten,
Ein gar willkommnes Streiten.
Doch ruhig still zu liegen,
Vom Schicksal längst gerichtet,
In Stumpfheit sich zu wiegen,
Bis sie der Tod vernichtet.
Zu harren, Leben hehlend,
Bis sie Gewalt zerquäle:
Das wäre wahres Elend
Für eine starke Seele.“

(Arndt.)

Es liegt also ein tiefer, wahrer Sinn in jener Seligpreisung und man kann wohl annehmen, daß ein Kenner der menschlichen Natur diesen Ausspruch aus seinem innersten Selbstbewußtsein geschöpft hat.

Dieselbe Bewandtniß hat es mit den übrigen Seligpreisungen: sie können wohl und übel gedeutet werden, enthalten aber

in der guten Deutung eine oft sehr wirksame Triebfeder zur reinen Sittlichkeit.

So scheint in dem Worte:

„Selig die Trauernden"

ein schwerer Widerspruch zu liegen. Aber man bedenke nur genau die wunderbaren und geheimnißvollen Zustände und Eigenthümlichkeiten des menschlichen Gemüths.

Ihm ist oft der Schmerz eine so liebe Angelegenheit, daß es dieselbe um keinen Preis lassen möchte.

Bei der Größe des Verlangens nach dem Besten, Schönsten und Wahrsten, bei der beständigen Wandelbarkeit alles Weltlichen kann der Mensch der Trauer unmöglich entgehen. Sie ist aber eben der Beweis seiner Theilnahme und Strebsamkeit. Würde der Schmerz fehlen, müßte Gleichgültigkeit an seine Stelle treten.

Durch Trauer klären sich die vernünftigen Gedanken, veredelt sich das ganze Bewußtsein. — Das ist eine durch Erfahrung erwiesene Thatsache.

Selbst die alltägliche, gemeine Trauer hat ihre Seligkeiten. Aber freilich — nur dem Gemüthsvollen ist es begreiflich, wie der Traurige gerade in seinem Schmerze Freude und Trost finden kann. Wenn er z. B. einen treuen Freund, ein theures Kind, den alten treuen Vater, die liebreiche Mutter durch den Tod verloren hat: dann bleibt ihm noch die schmerzvolle Erinnerung, die er aber um keinen Preis missen möchte. Sie ist es, die ihn antreibt, gut, milde, gerecht zu sein und die theuren Dahingeschiedenen zu ehren. —

Wie könnten auch unsere Dichter den Thränen Lob singen, wenn darin kein Trost wäre? — Wie lieblich klingt aus trüben Stunden der Vergangenheit eines Dichters das Wort herüber zu uns: „Gar tröstlich kommt geronnen der Thränen heil'ger Quell — — es wohnt in diesen Wellen geheime Wunderkraft, die ist für wehe Stellen Balsamsaft; wenn vom heißen Weinen dir roth das Auge glüht, wird neu der Tag erscheinen, weil schon der Morgen blüht." — (Leitner.)

Man hat übrigens ganze Bände voll geschrieben, um zu zeigen wie gerade in Kummer und Trauer der stärkste Antrieb zum Guten, Schönen und Wahren liege.

Darin ist aber auch die Veranlassung zu jenen Uebertreibungen zu suchen, durch welche sich einst einzelne Menschen zu

Halbgöttern, Heiligen, Engeln zu erheben und ihre irdische Natur zu vergeistigen dachten, indem sie sich das Leben so traurig als möglich machten.

„Selig sind die Sanftmüthigen."

Sanftmuth ist sanfter, liebevoller Muth und nicht Phlegma, nicht feige Nachgiebigkeit, nicht Schwäche oder jene Güte, von der man spricht, wenn man von Jemandem sagt: „er sei ein guter Mensch."

Der sanftmüthige Ehemann z. B. betrachtet die leidenschaftliche Aufregung seiner Lebensgefährtin vom Standpunkte eines milde abwehrenden, bessernden, leitenden Erziehers und Freundes. Die sanftmüthige Mutter wendet mit aller Umsicht die dem Kinde drohende Gefahr ab. Der sanftmüthige Lehrer ist voll Schonung gegenüber der kindlichen Unwissenheit oder Thorheit, ohne sie gewähren zu lassen.

Dem Sanftmüthigen sind böse Menschen nur wie Kranke, mit denen er Geduld hat, ohne aber ihren Zustand zu vernachlässigen. „Wer wollte lästern, wenn ein Blinder aus unreiner Quelle trank?" (Witschel.)

Sanftmuth verbindet Milde mit Strenge, Liebe mit Muth, hält das rechte Maß, die rechte Mitte, übt Weisheit.

In ihrem Besitze sich zu fühlen, ist beseligendes Bewußtsein, Seligkeit. —

Im Texte ist eine Art dieser Seligkeit näher bezeichnet: „sie werden das Land besitzen." — Das ist hebräisch gedacht und gesprochen. Es bezieht sich auf nationale Hoffnungen. Der milde Eroberer eines Landes bleibt viel wahrscheinlicher im Besitze als der harte.

In den geistigen Kämpfen des Lebens hat die milde Gerechtigkeit immer die Gewißheit und die Freude des Sieges für sich.

Daher ist auch z. B. Rache dem Sanftmüthigen fremd. „Rache trägt keine Frucht! Sich selbst ist sie die fürchterlichste Nahrung; ihr Genuß ist Mord und ihre Sättigung das Grausen." (Schiller.)

„Selig, die nach Gerechtigkeit verlangen und um ihrer willen dulden," weil Gerechtigkeit das Einzige ist, was dem Menschen zu eigen gehört, was er in seiner Gewalt hat, und was ihm kein Zufall, keine Macht, ja selbst der Tod nicht rauben kann.

Alles Andere, Gesundheit, Liebe der Mitmenschen, Ueberfluß, Erfolg der Mühe und Arbeit, ja selbst das Leben hängt nicht so einzig von der freien Selbstbestimmung ab, wie die beseligende Gerechtigkeit.

Sie, die freiwillige, uneigennützige Gerechtigkeit ist das höchste sittliche Gut und die erste, grundwesentlichste Tugend, von allen Denkern und Gesetzgebern der Vergangenheit anerkannt und empfohlen.

Das sogenannte „reine Herz", die „Gottanschauung", Barmherzigkeit, Milde, Friedfertigkeit — wie sie in dem angeführten Texte der Bergpredigt bezeichnet werden — sind nur Darlegungen der Gerechtigkeit, und dasselbe glückselige Bewußtsein, das in ihrem Gefolge ist, wohnt auch diesen Zweigtugenden inne.

So hoch in sittlicher und beglückender Wirkung, wie Gerechtigkeit, steht nicht die Nächstenliebe, weil sie im praktischen Leben weder ganz uneigennützig noch ganz freiwillig erscheint.

Es ist ein ganz irriges Streben, aus der Nächstenliebe Gerechtigkeit herleiten zu wollen. Wenn je einmal die Nächstenliebe einen ganz reinen Ursprung hat, ist sie lediglich auf eine wichtige Anerkennung des Mitmenschen als solchen, also auf Gerechtigkeit gegründet. In so fern sie sich z. B. als Theilnahme und Mitleid zu erkennen gibt, in so fern sie die eigene Selbstsucht „dem Andern zu Liebe" einschränkt u. s. w.: hat sie zwar andere Namen, aber denselben Sinn.

Wenn die Menschen sagen: „Gott ist die Liebe!" und wenn sie damit — nach Anweisung eines Weisen der Vergangenheit — das Höchste auszudrücken wähnen, so liegt das in der Uebermacht ihres Gemüthes. Dem einseitigen Gemüthsmenschen wird die Liebe immer mehr gefallen als die Gerechtigkeit.

„Wäre Liebe nicht, was wäre unser Leben!"

Der Denker meint aber, daß man sagen müsse: „Gott ist die Gerechtigkeit," wenn man das menschlich denkbare Höchste aussprechen will. Darin liegen die Begriffe alles Guten, Schö-

nen und Wahren, aller Freiheit und Glückseligkeit, und auch der Liebe. —

„Selig sind die Friedfertigen."

Ein großer Reiz zum Streben nach Selbstbeherrschung, dem Kern aller sittlichen Kraft, liegt in der Aussicht, in sich selbst, mit sich und der ganzen Außenwelt zur befriedigenden Eintracht zu kommen.

Es winkt in dieser Eintracht die schönste Frucht der Weisheit, ein Friede, „den die Welt nicht geben kann."

Unter jenen angeführten Seligpreisungen scheint nun dafür ein Ausdruck in den Worten: „Selig sind die Friedfertigen" enthalten zu sein.

Da es weder in der äußern Natur, noch im gemeinsamen Zusammenleben der Menschheit vollkommenen Frieden geben kann, da vielmehr das Wesen alles Daseins auf Kampf und Krieg der Kräfte gesetzmäßig angewiesen ist: so kann in der „Seligkeit des Friedens" nichts Wahrhaftes, Wirkliches zu erkennen sein, wenn Friede nicht die Eintracht d. h. Ruhe und Fassung des Gemüthes bedeutet, wie sie manchmal in einzelnen Persönlichkeiten, dem weisen, freien, vollkommenen Menschengeiste zu eigen und auch äußerlich kennbar erscheint.

Die Geschichte nennt uns mancherlei Namen von Menschen, die es zum Besitze einer solchen, menschenmöglich vollkommenen Gemüthsruhe glücklich gebracht haben. Ja es gab eine philosophische Sekte, die das Streben nach dieser edlen Frucht des Geistes als ihre höchste Aufgabe betrachtete. Man nannte sie die stoische und noch jetzt wird der Ausdruck „stoische Ruhe" zur Bezeichnung der Eintracht in den inneren Regungen des Menschen angewendet. (Stoa hieß die Säulenhalle, in welcher Zeno, der Begründer dieser Sekte gewöhnlich seine Vorträge hielt.) Sie hatten ebenso wie alle Jünger der wahren Weisheit ganz richtig geurtheilt, wenn sie behaupteten, daß sowohl Tugend als auch Glückseligkeit ohne Gemüthsruhe nicht zu erreichen seien und daß daher die höchste Vorarbeit aller dahin Strebenden sein müsse, jede innere Zwietracht und darum auch alle übermäßigen Aufregungen zu vermeiden.

Bei hochgehenden Wellen kann der See die Bilder der Weltenschönheit nicht aufnehmen und darstellen. Nur auf dem

glatten, ruhigen Wasserspiegel zeigen sich die Wirkungen alles Lichtes, der blaue Himmel mit seinen Sternengruppen und die Umgebung irdischer Landschaften.

Ein unruhiges Gemüth ist dagegen dem Irrthum leichter preisgegeben, als ein ruhiges, und kann sich des frohen Augenblicks, wenn er ihm gegönnt ist, nicht ganz bewußt werden.

Das tägliche Leben ist ein beständiger Wechsel der Erscheinungen; Alles Wesende ist auch das Verwesende; die Wandelbarkeit der Dinge ist das bleibende Merkmal des Lebens.

In dieser Wandelbarkeit ruhig, ungestört, befriedigt zu bleiben ist dann, wenn es der Mensch zu Wege bringt, etwas einzig Gutes, Wohlthuendes, Beglückendes.

Besteht aber der größere Theil der menschlichen Glückseligkeit in der größtmöglichsten Befreiung von Leid und Schmerzen — wie man ja auch zu behaupten pflegt — nun dann ist es auch wieder die Gemüthsruhe, die dem Unglück seine Gewalt nimmt.

Das Gefährliche eines Unglücks beruht ja nur auf der Ueberraschung. Werden wir von den Vorfällen des Lebens nicht überrascht, weil wir darauf vorbereitet und gefaßt waren, so können sie uns nicht viel anhaben.

„Nur die erworbene Ruhe des Gemüths, sie — die Tochter der Weisheit — wagt mit dem wilden Gefühl muthig zu kämpfen und siegt.“ (Brinkmann.)

Und wenn wir einzelne Menschen als Vernunftkünstler ansehen und demgemäß fragen wollten, welches wohl das „Meisterstück“ sei, das sie zu Stande bringen, so würden sie sagen, es sei der Friede der Weisheit im eigenen Innern, ein Friede mitten im Kampfe des Lebens, einem Kampfe mit dem Leben und um das Leben. — Selig sind auch die, so diesen Frieden haben. —

„Ohne Seelenruhe wird nichts Großes. Wo kleine Leidenschaften an dem Menschen zerren, kann er nur abgebrochene, kleine Dinge thun. Selbst wo starke Leidenschaft große Dinge bewirkt, ist eine Art Stille in der Seele. Alles ist auf dieses Eine gerichtet, und die Seele ruht auf diesem Punkte.“

(F. Jakobi.)

Soll in dem Streben und Verlangen nach wahrer und reiner Glückseligkeit auch zugleich eine Triebfeder zur Sittlichkeit enthalten sein: so ist nöthig, daß der Mensch sich überzeuge, im Irrthum, in der Selbsttäuschung, also in der Unwahrheit, in der Disharmonie, in der Zersplitterung, in der Häßlichkeit, endlich im Unrecht, in der Bosheit, in der Schlechtigkeit seien alle die Keime des Mißbehagens und der Unzufriedenheit zu suchen.

Wir berufen uns hierbei auf das, was im ersten Theile dieses Werkes über menschliche Glückseligkeit ausführlicher gesagt worden ist.

Glückseligkeit des Gerechten ist von dem, was man im gemeinen Leben „Glück" (Fortuna) nennt, himmelweit verschieden. Sie — „das Eigenthum des Weisen steht fest, indeß Fortunen's Kugel rollt" (Wieland) — und der Mensch

— — „im eitlen Sehnen,
Stets getäuscht durch Trug und Wähnen,
Löst das Wesen für den Schein.
Ewig mit sich selbst im Streite,
Will er glücklicher für heute,
Doch nicht besser heute sein."

(Weisser.)

Dem Glücke, das wohl nicht selten auch aus Unrecht entspringt, darf man seine Glückseligkeit nicht zu verdanken haben, wenn sie echt und dauerhaft sein soll. —

Nur in diesem Sinne können in den Trieben zum Wohlsein, zur Lebensfreude, zur Glückseligkeit auch zugleich die Beweggründe zur wahren Sittlichkeit enthalten sein.

III.

„Wo sich das Herz nicht ganz zurückbringt aus dem Streit der Pflichten, da ist es Wohlthat, keine Wahl zu haben." (Schiller.)

Das Leben unter verschieden gearteten und nach verschiedenen Seiten strebsamen Menschen bringt für jeden Einzelnen die mannigfaltigsten Verhältnisse zu Wege, von denen die zahl-

reichsten und hauptsächlichsten die der Abhängigkeit sind. Dahin gehören z. B. alle die zahlreichen Familienverhältnisse.

Wer unter und mit Menschen leben will, muß sich den ihm gegebenen Verhältnissen anbequemen: er ist unfrei.

Die Gewalt, welche der Sittlichkeit menschlicher Handlungen durch die Verhältnisse angethan wird, ist zwar höchst verschiedenartig, aber doch immer groß genug, um die sittliche Freiheit und den sittlichen Werth zu verkümmern.

Es gibt nur Wenige, gleichsam vom Schicksal Auserwählte, denen es gegönnt ist, alle Verhältnisse, selbst solche, in die sie unfreiwillig gerathen sind, eigenmächtig zu beherrschen.

Es ist auch eine ganz unpraktische Zumuthung beschränkter Sittenlehrer, jedem Menschen zuzumuthen, daß er sich über seine Verhältnisse erhebe, sie vergesse oder gering achte. Dazu gehören Kräfte, die nur höchst selten vorhanden sind. —

Man darf überhaupt die Macht der Verhältnisse nicht verkennen. Sie wirkt nach zwei Seiten, zum Guten und zum Schlimmen. Hunger und Noth z. B. treiben oft zur Erfüllung von Pflichten, reißen aus Faulheit, Geiz und mancherlei Unsittlichkeiten, machen nüchtern den, der sich in Leidenschaften berauscht hat, hindern geistige Krankheiten eben so wie körperliche, aber sie wirken gar oft auch gerade umgekehrt, nöthigen zur Pflichtverletzung, machen schlaff und unthätig, treiben zur Verzweiflung, machen krank u. s. w.

„Gesetz ist mächtig, mächtiger ist Noth.“ (Goethe.)

Namentlich ist Hungersnoth von jeher die gefährlichste Feindin aller sittlichen Ordnung gewesen. Sie hebt alle Rücksichten und Bedenken auf, löst alle Verhältnisse und Verträge, zerstört alle verpflichtenden Erinnerungen.

In den Unglücksjahren 1735 und 1771—1772 haben unsere Vorfahren, und nach der außerordentlichen Mißernte von 1846 haben wir es erfahren, wie der von Hunger gepeinigte Mensch zum Thiere wird. Er achtet weder sittliche noch bürgerliche Gesetze und Rechte. Sein Dichten und Trachten geht nur auf Befriedigung seines bellenden Magens. Gefühl, Gewissen, Herz, Gemüth hat er dann nicht.

Man fürchtet zwar viel Mißbrauch davon, wenn man zugibt, daß „Noth kein Gebot kenne“ — wie das Sprichwort sagt — allein des Mißbrauchs wegen kann und darf die Wahrheit nicht verläugnet werden.

Der Mißbrauch findet sich am liebsten da ein, wo Einsicht, Ueberlegung und geistige Regsamkeit fehlen. Nur der unwissende Mensch sieht da die höchste Noth, wo gar oft keine ist, und mißbraucht dann das Sprichwort als Regel seines Verhaltens.

Die Verhältnisse sind es auch, die den Menschen manchmal in Zweifel führen, welche der vielen Lebenspflichten zuerst, welche dann zunächst, welche zuletzt zu erfüllen, und welche ganz zu unterlassen seien.

Man nennt solche Zweifel den Widerstreit (Collision) der Pflichten. Sie liegen als Zweifel eben nicht außerhalb des Menschen, sondern in ihm, in seiner unklaren Vorstellung.

Solchen unklaren Vorstellungen und Zweifeln wird auf zweierlei Weise ein Ende gemacht, entweder durch Gewalt oder durch Aufklärung über das wahre Verhältniß.

Ich werde z. B. durch ein Staatsgesetz aufgefordert, unter gewissen Umständen und nach einer festgesetzten Formel einen Zeugen-Eid zu leisten. Die Formel des Eides ist aber eben der Art, daß ich dieselbe mit Wahrhaftigkeit nicht aussprechen kann, ohne meine innere Ueberzeugung, z. B. die religiöse, zu verläugnen. Die Bekräftigung meiner Aussage darf und soll ich nicht verweigern, und in der vorgeschriebenen Weise kann ich es vermöge meiner religiösen Ansichten nicht, aber ich möchte es in Worten thun, die meinem Glauben entsprechen. Was soll geschehen? — Es gilt dem Gesetze gehorchen oder meiner Wahrheitsliebe?

Hier ist eine Collision zweier Pflichten, derselben wird aber bald ein Ende gemacht, indem mich das Gesetz durch Kerkerhaft zwingt, seine Formel auszusprechen, die gegen meine Ueberzeugung ist.

Ein Anderer kömmt z. B. dadurch in einen heftigen Widerstreit der Pflichten, daß er nicht weiß, ob er dem Rufe der Ehre oder dem der Liebe und Freundschaft, oder dem seines eigenen Interesses geneigtes Gehör geben solle. Alle drei erscheinen ihm vielleicht gleich stark und mächtig, können es aber in der That nicht sein, und es kann ihn nur Aufklärung über das wahre Sachverhältniß aus diesem Pflichtenkampfe retten.

Wie gewaltig bei manchen Menschen oft eine gewisse Collision werden kann, sehen z. B. Aerzte bei kranken Frauen und Mädchen. Die Vorschriften der Schicklichkeit, der Sitte und Schamhaftigkeit widerstreiten nicht selten den verschiedenartigen Gesetzen der Selbsterhaltung.

Die Pflicht, gesund zu werden z. B., wird von Vielen der Pflicht, sich zu schämen, nachgesetzt.

Die Collision liegt da im Innern der Kranken selbst, obwohl die gesellschaftlichen Verhältnisse und die angenommenen Regeln äußerer Schicklichkeit dieselbe oft mit Gewalt herbeiführen.

Außerhalb des zweifelhaften Gemüthes ist dann in Wahrheit keine Collision. Die Erhaltung des Lebens geht allen Rücksichten der Schicklichkeit vor. Viele Menschen wollen freilich lieber sterben, als ihren Körper einer sachgemäßen und nöthig gewordenen Behandlung überlassen, die der Schamhaftigkeit widersteitet. Hier könnte wohl die Aufklärung über das richtige Verhältniß der widerstreitenden Pflichten, der Collision, ein Ende machen: aber in der Regel müssen die Vernünftigen aus der nächsten Umgebung Gewaltmittel anwenden.

Die Collision der Pflichten liegt aber doch nicht immer nur allein im Innern des Menschen, in seinem Zweifel, sondern auch oft in der Disharmonie der Gesetzgebungen.

Die verschiedenen Regeln, denen der Mensch im geselligen Zusammenleben zu gehorchen hat, sind es oft ganz allein, die einander widersprechen. Namentlich ist, was sein muß, oft gerade das Gegentheil von dem, was sein soll.

Es wäre fehlerhaft — was einige Sittenlehrer wohl thun — zu läugnen, daß solche Collisionen möglich oder wirklich vorhanden seien. Man fasse nur einmal jene vielen und verschiedenartigen Forderungen ins Auge, die an einen und denselben Menschen gestellt werden, ohne daß ihn die Eine oder die Andere geradezu zwingt, und die Alle zugleich nicht erfüllt werden können. Der Familienvater ist verpflichtet, für das Wohl der Familie zu sorgen und zu arbeiten, sich selbst zu erhalten, seine Kräfte für ein langes Leben zu sparen, (denn die Kinder sind noch klein), seine vielen armen Verwandten zu unterstützen und was der Rücksichten mehr sind. Aber der Ruhm und die Ehre des Vaterlandes (nicht die Noth) laden ihn dringend, wenn auch ohne Zwang, ein, am allgemeinen Kampfe Theil zu nehmen und die Seinigen geradezu zu verlassen. Der König ruft und er liebt

seinen König. Die Ehre ruft, und die Ehre des Mannes ist ein Gegenstand hoher Verpflichtung. Je mitleidiger einerseits und je ehrenhafter andererseits der Mann ist, desto stärker der innere Kampf und Widerstreit.

Ebenso wirken fast alle Forderungen der Neigung, der Sitte, des Standes und Berufes, der Gefühle und Hoffnungen, der Furcht und des Mißtrauens, der Freude, des Glückes, des Wohlseins, und stehen mit und unter einander im Widerspruche. Alle dringen zugleich ein, aber allen zu genügen ist unmöglich.

Auf der einen Seite steht oft sogar das eigene Leben, auf der Andern das Leben der Angehörigen, Eltern, Kinder, Freunde. Es gilt die Frage, wessen Leben ist zu erhalten, wessen zu opfern?

Oder es stehen auf der Einen Seite die höheren, auf der andern die niederen Lebensgüter; sie schließen einander vielleicht ganz aus; welche sind zu verwerfen, welche vorzuziehen?

Eine ganz besondere Art Collisionen entsteht, wenn ein Mensch an einem Ideal d. i. an einem erdichteten Vor- und Musterbilde fest zu halten und ihm gemäß alle seine Handlungen einzurichten strebt.

Ideal und Leben gehen oft weit auseinander. Könnte man sich von seinen Verhältnissen los machen, dann wäre es vielleicht leichter, seinem Ideal nachzuleben: aber jene fordern die Wirklichkeit, das Reale.

Ist z. B. Jesus das gedachte Musterbild eines vollkommenen Menschen, wer kann ihm heutigen Tages vollständig nachfolgen, ohne mit der ganzen Welt in Widerstreit zu gerathen? — Die staatlichen Verhältnisse z. B. erlauben nicht, daß Einer im Lande lehrend, predigend und Kranke heilend herum ziehe, Volksversammlungen halte, gegen die Gesetze der Schicklichkeit ohne festen Wohnsitz, ohne bestimmtes Geschäft, bald da, bald dort, nur zu Gaste bei Freunden, oder einsam in Gärten, auf Bergen, in Wüsteneien hause u. s. w. Wenn Einer, diesem seinem Ideale treu, durchaus gekreuzigt werden möchte — wer würde ihm den Gefallen thun? Und wo sonst noch könnte ein Mensch der Gegenwart einem solchen Ideale vollständig nachahmen, nicht weil es an sich zu hoch steht, sondern weil es die V e r h ä l t n i s s e verbieten, die im Laufe der Jahrhunderte ganz anderer Art geworden sind.

Aber genau so geht es dem Menschen mit allen seinen Idealen; je inniger er daran hängt, in desto größeren Widerstreit geräth er mit der Wirklichkeit.

„Schicket Euch in die Zeit" so lautet die Regel, die dem Ideal widerspricht, und selbst sogar die altherkömmliche Sittengesetzgebung ändert. So ist z. B. die Nächstenliebe ein Ideal, dem man im Leben der Wirklichkeit immer und immer wieder untreu zu werden genöthigt ist. In der Wirklichkeit ist nicht einmal eine vollkommene Friedfertigkeit, wie sie als Pflicht jedem Einzelnen seit jeher auferlegt wird, ausführbar. „Wer nicht verdrängt sein will, muß verdrängen;" und wer das nicht zugeben, sondern vielmehr an seinem Ideal eigensinnig festhalten will, kommt alle Tage mit dem wirklich Nothwendigen in den qualvollsten Widerstreit.

Dahin gehört auch die vielgerühmte Mahnung: „Was du nicht willst, daß dir geschehe, thue einem Andern nicht" — sie ist ideal. Willst du ihr folgen? Sie sieht so gerecht und billig, so edel und vernünftig aus. Du darfst aber — um deinem Ideale treu zu sein — nichts thun, wodurch ein Anderer Schaden leidet, denn du willst ja auch nicht Schaden leiden; du darfst z. B. nicht mit Nutzen kaufen oder verkaufen, nicht verschweigen, daß eine Waare weniger werth sei, als sie kostet; nicht irgend ein Geschäft unternehmen, denn jedes Geschäft, das du neu begründest, bringt einem Andern Schaden; du darfst überhaupt gar nichts unternehmen, denn Alles beeinträchtigt irgend wen und irgend wie.

Vorzüglich darum, daß sittliche Ideale aufgestellt und zur Nachachtung empfohlen werden, entsteht der großartige Widerstreit zwischen Sollen und Können.

Handel und Wandel haben ihre ganz besonderen Sittengesetze, die oft himmelweit verschieden sind von denen der idealen Menschen.

Menschen, die alle Sittengesetze nach Idealen ordneten, hat es zu allen Zeiten gegeben. Sie stellten Pflichten gegen die Gottheit, gegen das Vaterland, gegen die Angehörigen und Nichtangehörigen, gegen sich selbst zusammen, und suchten den Widerstreit ebenfalls nach Einbildungen zu schlichten. So hat z. B. Cicero die Pflichten gegen die Götter allen Andern vorgesetzt, die gegen die Familie allen andern nach. In der That aber sind gerade Letztere die Ersten, denn sie sind naturgemäß,

während es nur eingebildete Pflichten gegen eingebildete Gottheiten giebt.

Sollen und können Regeln aufgestellt werden, die im Falle eines eintretenden Widerstreites der Pflichten zu beobachten sind? —

Man hat es bejaht und vielfach versucht: das Leben aber bringt einem Jeden die Regel der Entscheidung mit, und der klare Kopf erkennt sie. Da läßt sich im Grunde genommen wenig bestimmen: vielleicht nicht mehr als das Eine:

„Jeder ist wohl sich selbst der Nächste; aber es gilt, zuerst gerecht sein, dann gütig, und zwar:

Zuerst gerecht sein gegen sich selbst und dann gütig gegen Andere.

Zuerst gerecht sein gegen Andere und dann nachgiebig gegen seine eigene Lust."

Ob „lieber ungerecht gegen sich selbst sein, als gegen Andere" zu empfehlen sei, ist fraglich. Als Beispiel dient zur Belehrung das auf dem Meere vielleicht nie gefundene Brett, woran sich zwei Schiffbrüchige zu erhalten suchen, und das nur Einen tragen kann. Welcher von Beiden soll loslassen? Man sagt: der Edlere. Wie aber, wenn der Andere dessen Feind ist, oder wenn der Eine Familienvater, der Andere keiner ist? u. s. w.

Das fragliche Brett mag übrigens — wie schon erwähnt — auf dem Meere nicht vorkommen, im großen Getreibe des bewegteren Lebens fehlt es nicht. Noth und Verzweiflung pflegen dann die schwierige Frage schnell zu lösen.

Eben deshalb erscheint es nutzlos und überflüssig, viele Regeln aufzustellen, wie man sich in Collisionen der Pflichten zu verhalten habe. Im Augenblicke der Entscheidung ist eine regelrechte Abwägung nicht thunlich, und spielt die Sittenpredigt eine untergeordnete Rolle. — Nur das herrschende Gefühl der Gefahr entscheidet im letzten Augenblicke, und fast nur instinktmäßig folgt der Mensch der Wahrheit, daß ihm nicht alle Mitmenschen gleich viel werth sind, daß die Lebensgüter eben nur Güter und nicht das Leben selbst sind, daß das, was ihm mehr werth ist, dem vorgeht, was er weniger achtet, und daß eine Selbstaufopferung, wo sie nicht nöthig, eine tadelnswerthe Schwäche wäre. Wer da lange wählen müßte, hätte sich lange zu quälen. Wie wahr

sagt daher ein gemüthvoller Denker: „Wo sich das Herz nicht ganz (unverletzt) zurückbringt aus dem Streit der Pflichten, da ist es Wohlthat keine Wahl zu haben!“ —

IV.

„Ich achte nicht das Urtheil einer Welt so sehr als des Bewußtseins stilles Zeugniß.“
(Collin.)

Die edelsten aller Triebfedern, durch die sich ein Mensch zum Recht- und Wohlthun bewegen läßt, kommen erst am Ende seiner Erziehung; und weil nur wenige Menschen vollständig erzogen werden, so erscheinen auch diese edelsten aller Triebfedern, als die seltensten und höchsten, den Meisten gar nicht. Sie heißen Selbstbewußtsein, Selbstgefühl.

Wenn sie wirksam vorhanden sind, dann thut der Mensch wohl und recht, weil er sich als Mensch weiß oder fühlt, d. h. weil er sich selbst eine hohe Würde beilegt und dieselbe in sich hochachtet.

Im Gegensatze zu vielerlei alterthümlichen, frömmelnden, oft ganz vernunftwidrigen Mahnungen steht in der menschlichen Erkenntniß der Satz fest, daß der Mensch nur dann Mensch wird, wenn er sich am Ende der Erziehung, die ihm von außerhalb zu Theil geworden ist, selber dazu macht, und daß er als Mensch desto höher steht, je höher er sich selber stellt.

Will Einer also eine hohe Stufe in der Menschheit einnehmen, so erhebe er sich durch Selbstbewußtsein oder durch Selbstgefühl. Er kann darin nicht leicht zu weit gehen. — Das that manch ein großer, gewaltiger Geist, ein Weiser, ein Prophet des Alterthums; so machte es — wie die geheiligten Sagen berichten — Jesus, der aus sich heraus, in seinem höchsten Selbstbewußtsein, in seinem höchsten Selbstgefühl, dessen ein Mann damaliger Zeit fähig war, sprach: „Ich und der Vater sind Eins, wer mich sieht, sieht den Vater.“

Das Höchste und Vollkommenste, was ein Mensch sich vorzustellen bemüht, ist in der Regel seine Gottheit. Jesus dachte

in dem Begriffe „Vater im Himmel“ das höchste Wesen, und fühlte oder wußte, daß er als Mensch dieses höchste Wesen in sich selber angestrebt und erreicht habe; demgemäß konnte er sich selber auch nur auf's Höchste achten, und, daß er es thue, in allen seinen Aeußerungen zu erkennen geben.

Die Menschennatur besitzt als Vorzug vor vielen andern bekannten Schöpfungen der sichtbaren Welt einen großen Reichthum an Fähigkeiten, Anlagen und Kräften. Sich ihrer bewußt werden, ist eine leicht verständliche und lösbare Aufgabe: aber in dieselbe ebensowohl das rechte Vertrauen als ein gerechtes Mißtrauen setzen, ist nur dem Fortschritte zur Vollkommenheit vorbehalten.

Es gehört nämlich zum edlen Selbstbewußtsein eines Menschen, zu wissen, daß er durch den Reichthum seiner Anlagen, Fähigkeiten und Kräfte zu allem Guten — und zu allem Schlechten fähig ist, zugleich aber auch seiner selbst gewiß zu sein, daß er nur allein das Gute und durchaus nichts Schlechtes anstreben wolle.

Es gehört also ferner auch dazu, all den eigenen Reichthum richtig zu verwenden.

Zu diesem Zwecke trennt der selbstbewußte Mensch am Ende seiner Selbsterziehung in sich selbst die Kräfte und hält sie auseinander, und zwar: das Selbstbewußtsein, das Selbstgefühl als das höhere Ich, als den Geist, als den Herrn; alle anderen Kräfte aber als Diener des Einen Herrn.

Herr und Gebieter ist ihm nur sein Selbstbewußtsein; Diener sind Verstand, Vernunft, Gemüth, Einbildung, Vorstellung, Urtheil, Nerven, Sinne, Temperamente, Begierden, Wünsche, Vorsätze — kurz Alles, was er noch sein nennen mag.

Mit vorherrschendem Selbstbewußtsein handelt er demnach aus sich selbst heraus — mit Hilfe seiner Diener, nicht auf ihr Geheiß, nicht in Folge ihres Drängens, also rein und frei—sittlich.

In seinem eigentlichsten, innerlichsten Ich ist dann der Selbsterzieher sein eigener Herr und sich selbst sein höchster Gesetzgeber. In der eigenen Selbstachtung bestimmt er dann eigenmächtig den Werth aller Außendinge; und sie haben dann nur

einzig den von ihm bestimmten Werth, und ohne seinen Willen haben sie keinen.

Erst in diesem gesetzgeberischen Selbstbewußtsein darf er es wagen, sich ein „Ebenbild Gottes," seines Gottes, zu nennen.

„Mensch, du Sklave deines Blutes, wie magst du nur stolz sein? Du armes Schifflein auf diesem rothen Meere, steigst und sinkst, wie es den launischen Wellen beliebt, und jede Blutstille spottet deiner Segel und deines Steuers! Der Puls ist der Hammer des Schicksals, womit er Könige und Helden schmiedet, und Ketten für Völker, und das Schwert, sie zu befreien, und große und kleine Gedanken, und scharfe und stumpfe Empfindungen. Du König im Purpurkleide, wer kann dir widerstehen?" (L. Börne.)

Nur durch Mühe und Noth der letzten Selbsterziehung gelangt ein Mensch, nach dem er die Erziehung von allen andern Seiten genossen hat, zu dieser Höhe des Selbstbewußtseins — anders nicht. Die Mühe und Noth liegt vorzüglich in der fortdauernd nothwendigen Selbstbeherrschung. „Nach der Kraft gibt es nichts so Hohes als ihre Beherrschung." (J. Paul.)

Der entgegengesetzte Weg zur menschlichen Vollkommenheit dagegen ist Selbstverachtung; in ihr liegt der Urgrund aller Unsittlichkeit. Warum? — Das wahre Unrecht wird nur dann möglich, wenn der Mensch die Ordnung verkehrt, die Diener herrschen und den Herrn gehorchen oder verächtlich erscheinen läßt; wenn er also alles das hochachtet, was gering zu achten, und alles das gering achtet, was hochzuachten ist. Das thun alle Verächter der Vernunft; sie wollen gut sein und unvernünftig; sie wollen sittlich sein ohne den Sieg innerer Freiheit. —

„Gut sein und weiter nichts — das ist nicht viel; man muß auch tapfer sein, dem Bösen Trotz zu bieten, und ist des Bösen nächstes Ziel zu herrschen — zu verhüten, daß es nicht herrsche!" (W. L. Gleim.)

Warum hört man aus dem menschlich-sittlichen Reiche der Vergangenheit und Gegenwart beständig nur den einen Mahnruf ertönen: „Erkenne dich selbst?" —

Weil mit der Selbsterkenntniß nicht nur alles Streben nach Weisheit, Freiheit und Gerechtigkeit beginnt, sondern auch weil sie die allererste Arbeit zur sittlichen Erhebung ist. (Man denke aber nicht etwa an Selbstüberhebung!) —

In dieser allerersten Arbeit setzt er sich zunächst über die thierähnlichen Gestaltungen hinweg, deren seine Natur fähig ist. Menschwerden und mit Thieren so wenig als möglich gemein haben, ist die Loosung seines Kampfes. Siegreich nimmt er dann den höchsten Rang in der gesammten, ihm bekannten Naturordnung ein.

Wo der vollkommene Mensch den anerkannten Gesetzen gehorcht, thut er es aus vernünftiger Einsicht. In diesem Gehorsam findet er seine Macht.

Wo er sich dagegen in seinem Innern und Aeußern vom Thiere nicht unterscheiden kann, ist er auch eines höheren Bewußtseins unfähig. Zu Beiden, zu jener Einsicht des Gehorsams, zu dieser Unterscheidung, führt Selbsterkenntniß.

Zur wahren Selbsterhebung ist dann noch nöthig, daß er alle jene Fähigkeiten, Anlagen, Kräfte zu pflegen und zu üben verstehe, die ihn über das Thier erheben. In dieser Selbstpflege darf er ja nichts an oder in sich der Aufmerksamkeit und Sorge unwerth achten. Nicht z. B. die Brauchbarkeit und Geschicklichkeit seiner Hände, nicht die aufrechte und schöne Haltung des Körpers, nicht die Kraft, den Reichthum, die Hoheit der Sprache, nicht die Lust freier Thätigkeit. Alle seine Eigenschaften, zur Größe und Vollkommenheit entwickelt, bilden den „Königsvorzug" der Menschheit. Alle geben den Beweis, daß der Mensch in ihrem vollen Besitze „ein Freigelassener der Schöpfung sei und die Waage des Guten und Bösen in sich selber trage." — Selbst ein krummer Rücken ist entwürdigend, wenn er nicht durch Krankheit oder Alter unvermeidlich wird, sondern ein Zeichen kriecherischer Unterwürfigkeit darstellt; er beweist, daß der Mensch seine hohe Würde und Bestimmung im Reiche des Alllebens, also sich selber nicht kennt. —

Eben so ist auch selbst die Sprache ein unterscheidendes Merkmal menschlicher Selbsterhebung. Könnte Einer z. B. nur in armseligen Tönen und nichts weiter ausdrücken, als Angst und Schmerz, Hunger und Noth, Freude und Wohlsein: so stände er nicht höher als einige Thiergattungen, die dasselbe thun.

Oder würde er nicht die Geistessprache seines Mitmenschen

verstehen, ja vielleicht nicht einmal vernehmen: so wäre er wie das Thier, das auch nichts davon versteht. Die Welt ist unendlich groß und nur der Mensch kann diese Größe in seinen Gedanken und Vorstellungen bedenken; die Welt des Thieres ist unendlich klein.

Der Mensch kann z. B. auf einer Anhöhe die Gegend überblicken, die Schönheit der Landschaft seinem Hunde beschreiben und ihm sein Entzücken aussprechen: dieser wird davon nichts vernehmen, nichts verstehen; wird vielleicht freundlich horchen, aber gewiß nicht mit dem Menschen sinnen und fühlen. Und alle Menschen, die dasselbe thun, die kaum hören, was der Menschengeist in seiner Hoheit denkt und fühlt, und — wenn sie es hören — wie der Hund nichts davon verstehen, sind auf dem Standpunkte des Thieres. —

Gibt es aber nicht Millionen Menschen, die nicht mehr reden und vernehmen als das verständige Thier? die da eben so viel entbehren und leiden, die eben so unbehülflich und unselig leben, weil sie nichts weiter verstehen und aussprechen, als was die thierischen Bedürfnisse umfaßt? — Sie wissen gar nicht, welche hohe Fähigkeit in ihnen verborgen liegt, die des Vernehmens und der sprachlichen Mittheilung. Sie kennen sich selber nicht.

Dasselbe ist von jeder Art menschlicher Thätigkeit zu sagen. Der Mensch als solcher weiß, was sie im großen Haushalte der Natur zu bedeuten habe. Er kennt ihren und somit auch seinen eigenen Werth.

Nur in der freien Thätigkeit erhebt sich der Mensch zur höheren Würde.

Das Thier hat auch seine Beschäftigung und Arbeit; es verrichtet dieselbe aber nur dann, wenn es muß. Hunger und Gefahr des Daseins, oder vom Menschen angethanene Gewalt nöthigen es. Seine Arbeit ist nur Nothwehr — nichts anderes. Je weniger Verstand ihm eigen ist, desto kleiner ist die Mühe, Arbeit und Noth seines Lebens. Das verständigere Thier macht sich schon manchmal — gleichsam freiwillig — etwas zu schaffen.

Wenn ein Mensch auf der gleichen Stufe steht, und nur aus Nothwehr, aus Zwang, mit Widerwillen arbeitet, wenn er gar nicht weiß, welche Bedeutung in seiner Arbeit liege — welcher Unterschied des Menschlichen und Thierischen bleibt dann noch? —

Daß noch viele Menschen in dieser Beziehung tiefer stehen als das liebe Vieh, das Hausthier, weil sie — sich selbst und ihren Werth verkennend — die ihnen auferlegten Dienste oft viel schlechter und widerwilliger, mit Bosheit und zum Nachtheil des Alllebens verrichten, ist eine Erfahrung, welche zeigt, wie wenig sie zur Selbsterkenntniß gediehen und entwickelt sind.

Kein Wunder, daß Mancher seine Thiere mehr liebt und achtet als seine Knechte; jene sind das „liebe" Vieh, diese das „widerwärtige, häßliche". Kein Wunder, daß Tausende sich selbst und ihre Kinder weniger werth achten als die Hausthiere, von deren Arbeit sie leben. —

Selbstgefühl und Selbstbewußtsein — Beide gehören zu jenen hohen Eigenschaften des menschlichen Geistes, die ihm — so lange er wirksam ist — keine Macht der Welt rauben kann; sie sind aber die Einzigen, die sich nicht zum Schein erheucheln lassen, so wie sie die Letzten sind, die den Menschen in seinem tiefsten Unglück aufrecht erhalten.

„Bewußtsein kann dem ausgestoßenen Bettler einen Blick der Herrlichkeit geben, um den ein Monarch Schätze verschwenden würde, wenn er ihn (nur) nachäffen könnte."

(Iffland.)

Erste und letzte Pflicht.

— „Der Mensch hat seine Gränzen,
Gränzen, über die hinaus
Sich sein Muth im Staube windet,
Seiner Klugheit Aug' erblindet,
Seine Kraft wie Binsen bricht,
Und sein Inn'res zagend spricht:
Bis hieher und weiter nicht!"
Grillparzer.

Aus allen bisher ausgesprochenen Ansichten über Sittlichkeit und Sittenlehren ist so viel ersichtlich, daß es nicht nur vielerlei Gesetze gibt, nach denen der Mensch sein Leben einzurichten hat, sondern daß auch die mannigfachsten Triebfedern auf ihn einwirken, und ihn gar oft förmlich zu dem drängen, was er zu thun sich entschließt.

Alle sittlichen Vorschriften anzuführen, die für jegliche Verhältnisse, Lagen und Umstände des Einzelnen und für das Gesammtleben Aller aufgebracht worden sind oder werden können, wäre eine Aufgabe, die beinahe an Unmöglichkeit gränzt.

So groß ist die Zahl der gesammten allgemeinen und besonderen sittlichen Fälle! Wer möchte sie auch alle lesen oder wohl gar im Gedächtnisse mit sich tragen!

Der Geist der Erkenntniß und Wahrheit muß einem Jeden zu rechter Zeit eingeben, was er unter den gegebenen Umständen zu thun und zu lassen habe. In dieser Beziehung können Sittenlehrer nur aufklärend, nicht aber bewegend wirken.

Lebenserfahrene Denker gelangen daher leicht zu derselben Ueberzeugung, welche u. A. der philosophische Grübler und Zweifler Schoppenhauer ausgesprochen hat,

„daß lange Lehrbücher und Vorträge der Moral eben so überflüssig als langweilig, und daß sehr wenige Menschen darüber zu urtheilen fähig sind."

Könnte man aber nicht wenigstens einen praktisch brauchbaren, in sich selbst unzweifelhaft richtigen, allgemein anzuerkennenden Satz aussprechen und dem Gedächtniß empfehlen, einen Satz, der Alles in sich schließt, was nur immer Gesetze und Triebfedern jeglicher Art vom Menschen fordern? —

An einem solchen allgemeinsten Ur- und Grundsatze der Sittlichkeit sollte Jedermann wenigstens einen Haltepunkt haben, wenn er in den Fall kommt, sich zu fragen, was ihm zu thun obliege, oder was er von alle dem ihm Zugemutheten zu wählen habe?

Nicht zufällig und blind — wie ganz richtig behauptet wird — kann oder soll man einen solchen Satz aus dem Füllhorn des Weisheitsschatzes aller Zeiten und Menschen herausgreifen.

Frägt man aber nach diesem Kernpunkte, um welchen sich alle sittlichen Vorschriften ebenso wie alle Pflichterfüllungen drehen sollen: so begegnet man in den Lehrbüchern der Moral einer so großen Menge von Ur- und Grundsätzen, Bedingungen und Fundamenten des sittlichen Lebens, daß wahrlich eine Wahl nicht leicht wird. Deren Sammlung allein müßte schon den Inhalt eines ziemlich beleibten Buches bilden. Sie zur Auswahl anzuführen, wäre ebenfalls eine mühevolle und — überflüssige Arbeit.

Darum ist es Sache jener Menschen, die in sich den Beruf dazu fühlen, einen solchen Ur- und Grundsatz der Sittlichkeit aufzustellen und denen, die nicht selbst wählen können oder wollen, vorzuschlagen.

Man erzählt, daß einst Rabbi Jesus von Gesetzgelehrten gefragt worden ist, welche unter den vielerlei religiös-sittlichen Vorschriften des damaligen Judenthums die erste und vorzüglichste sei, und daß derselbe ihnen geantwortet habe; „Liebe Gott im ganzen Herzen, aus ganzer Seele, mit ganzem Gemüthe, und Deinen Nächsten wie Dich selber.“ —

Dieser Satz hat seitdem eine gewisse Berühmtheit erlangt, und ist nun seit beinahe zwei Jahrtausenden von einem Theile der Menschheit — nämlich von dem christlich-getauften — als erste und vorzüglichste Sittenregel geachtet (wenn auch nicht durchgeführt) worden.

Das hinderte aber nicht, daß zu Zeiten Philosophen und Denkkünstler mit ganz anderen Haupt- und Fundamentalsätzen hervortraten, die mit jenem christlichen nicht die mindeste Verwandtschaft oder auch nur Aehnlichkeit hatten. Indessen ist jener christliche Fundamentalsatz so weltbekannt, wie keiner der philosophischen.

Was an ihm ist, zeigt wohl am besten der Erfolg, den er gehabt hat. Das Gute und Nachtheilige, das Wahre und Falsche, das Brauchbare und Ueberflüssige seines Inhalts haben die Christen, die sich daran hielten, in ihrer achtzehnhundertjährigen Sittengeschichte dargelegt. Das aber, was sie dargelegt haben, ist eben nicht sehr erbaulich oder tröstlich. Wir werden nicht behaupten wollen, daß andere Haupt- und Kerngebote der Sittlichkeit etwa ein besseres Schicksal gehabt hätten als jenes christliche. Den gewünschten Erfolg hatte bisher keins von ihnen; die meisten sind sogar unbekannt geblieben. Warum? — wollen wir hier nicht untersuchen.

Wir können demnach nur mit Mißtrauen daran gehen, uns für Einen der vorhandenen Hauptsätze der Moral zu entscheiden, und wenn wir Einem unter ihnen den Vorzug geben, so mögen hinreichende Gründe dazu vorliegen. —

Die Fundamentalsätze der Moral sind — wie schon erwähnt worden — in bedenklicher Zahl und Form vorhanden und machen die Entscheidung durch ihre Erfolge schwer. Nichtsdestoweniger entschließt man sich zu einer Wahl.

Seitdem ich wirklich lebe, d. h. denke, fühle, forsche, zweifle und wähle, habe ich mich für Einen unter den empfohlenen Hauptsätzen entschieden und ihn als solchen zu behaupten gesucht. In seinen einzelnen Theilen erscheint er als ein von altersher bekannter und geachteter, in der vorliegenden Zusammensetzung aber ist er ein Denkerzeugniß neuerer Zeit.

Ich fasse ihn in folgende Worte:

„Lebe auf Erden nach allen Deinen Kräften, menschlich vollkommen, Dir und Deiner Mitwelt.“

Dieser Satz wird nun zwar dem allgemeinen und allgewöhnlichen Schicksale aller Fundamentalsätze nicht entgehen, nämlich dem, daß er vielen, besonders gläubigen und trägen Seelen,

noch Manches zu wünschen übrig läßt, und eben deshalb auch von ihnen nicht anerkannt wird: aber er besitzt Merkmale, die ihn mindestens jedem denkenden und gefühlvollen Menschen als einen Ur- und Grundsatz der Sittlichkeit vor allen Anderen empfehlen werden:

1) Er versteht sich von selbst und bedarf — wenigstens für den nur einigermaßen vernünftig Denkenden — keines weiteren Beweises. Er bringt also seine Beglaubigung mit und in sich, denn er geht aus der menschlichen Natur ebenso, wie aus der gesammten Weltordnung, nothwendig hervor. Das Gegentheil kann vernünftiger Weise nicht gedacht, noch viel weniger bebehauptet oder nachgewiesen werden.
2) Ohne daß diese seine Forderung vorher gestellt worden ist, kann eine andere, wenn man sie auch für höher hält, gar nicht gemacht werden. Er geht Allem vor.
3) Er enthält die höchsten und deshalb schwersten Lebensaufgaben, zugleich aber auch alle die kleinen und leichteren; denn er bezeichnet Alles in Allem. In ihm ist nicht nur das Naturgesetz des Lebens ausgesprochen, sondern auch die Bedingung aller übrigen Lebensgesetze, mögen sie von wem immer ausgehen.
4) Er ist die Grundlage des gesammten Pflichtengebäudes und nennt zugleich auch das Mittel und Werkzeug, um auf dieser Grundlage das höchste Meisterwerk, dessen die Menschheit nur immer fähig gedacht werden kann, aufzurichten.
5) Er umfaßt alle Lebensgüter, die edelsten und gemeinsten: Gesundheit, Schönheit, Gerechtigkeit, Güte; Wahrheit, Freiheit, Bildung, Charakter; Temperamente, Sinne; Genuß, Entsagung — kurz: den ganzen Vorrath von Eigenthümlichkeiten, die das Menschenthum vor allem anderen Irdischen auszeichnen.
6) Er ist frei von allem Einflusse menschlicher Meinung, Bildung und Zweifelsucht; er ist fähig, allen Angriffen gelehrter und ungelehrter Partheien zu widerstehen; er ist erhaben über alle Denkkünsteleien, die ihm nichts anhaben können — vorausgesetzt, daß menschliche Vernünftigkeit maßgebend ist oder dafür erachtet wird.
7) Während dem gläubigen Volke von Einer Seite nur

theologische Moral gepredigt, dem denkenden aber von der Andern eine eigene (die philosophische) vorgestellt wird; während diese beiden Partheien von einander nichts wissen wollen und sich wechselseitig ausschließen: ist dieser Satz geeignet, in den beiderseitigen Sittenlehren, (den theologischen und philosophischen), den obersten Platz einzunehmen und zu behaupten. Die Theologen brauchen nur mehr vernunftgemäß zu denken und die Philosophen an ihren Gedanken weniger zu künsteln, um sich in dem obigen Satze zu begegnen. Er enthält demnach ein Wort zur Versöhnung für Alle.

8) Er schließt alle Abstufungen menschlicher Erziehung für alle Lebensalter in sich und ist verständlich, deutlich und ausführbar für Jeden, mag der Vorrath der Lebensfähigkeiten und Kräfte im Einzelnen und Allgemeinen groß oder gering sein. Der Fürst und der Bettler, der Weise und der Thor, der Reiche und der Arme, der Gebildete und Rohe können ihn als obersten Lebensgrundsatz gebrauchen. Er ist so recht und durch und durch, was man populär nennt.

9) Unter den sittlichen Vorschriften, die alle mehr oder weniger durch die Gewalt der Verhältnisse und Umstände von ihrer Allgemeinheit und Ausführbarkeit verlieren, ist er der Einzige, von dem man sagen kann, er sei allgemein praktisch möglich.

10) Wie man ihn immer hinstellen d. h. auslegen mag, er weist doch nur auf ein Ziel hin, wie der Compaß des Seefahrers nur nach Einer Weltgegend zeigt. — Sagt Einer: Sei ein ganzer Mensch; wenn du noch nicht Mensch, sondern erst nur ein Menschenkind, ein Halbmensch bist; oder: Werde ein ganzer Mensch; bilde deine Fähigkeiten so viel wie möglich aus; werde so gesund, so vernünftig, so glücklich als es dir nur immer möglich ist — oder: „Handle nach dem Grundsatze, von welchem du zugleich wollen kannst, daß er als allgemeines Gesetz für alle vernünftige Wesen gelte;" oder: „Suche die ausgedehnteste Glückseligkeit" — oder: „Sei vollkommen, wie dein Vater im Himmel vollkommen ist" u. s. w. — am Ende werden Alle auf diesen Satz gerathen.

Das erste Wort unseres Ur- und Grundsatzes aller Sittlichkeit ist: Lebe; es enthält die erste Bedingung alles Menschenmöglichen. Die Pflicht des Lebens ist die erste Pflicht, so wie die Kunst des Lebens die größte Kunst und der Lohn des Lebens der höchste Lohn ist.

Jede Pflichterfüllung kann nur von der einen Voraussetzung ausgehen, daß man lebe. Der Nichtlebende hat keine Pflichten zu erfüllen.

Ist die Sittenlehre eine Anweisung, wie der Mensch leben soll — und etwas anderes kann sie vernünftiger Weise wohl nicht sein — so dreht sie sich um einen einzigen Punkt: um das Leben.

Bezweifelt man auch, daß das Leben der Güter Höchstes sei, so kann man doch nicht bezweifeln, daß die höchsten Güter nur durch das Leben sind, was sie sind.

Daher kann es nicht anders sein als, daß die allererste Bedingung auch in der allerersten Forderung ausgesprochen werde: Lebe; liebe dein Leben; fördere es nach allen deinen Kräften; denn nur durch das Leben kannst du Mensch und vollkommen, dir selbst und der Mitwelt dienlich sein.

Darauf ist um so mehr Nachdruck zu legen, als sich die Menschheit in Einzelnen ihrer Theile gar oft zu dem ganz unbegreiflichen und unbegründeten Glauben verirrt hat, es sei eine sittliche That, sein irdisches Leben als eine Nebensache anzusehen, es um eines zukünftigen willen zu verachten oder zu vernachlässigen, und daher auch so bald als möglich abzufertigen, um nur bald in's Jenseits zu gelangen.

Nicht nur die Abtödtung um Gotteswillen, wie sie als religiöse Pflicht finsteren Jahrhunderten gepredigt wurde, sondern jede Art Geringachtung des Erdenlebens steht im geradesten Widerspruche mit der ganzen Natur und mit jeder Art vernünftiger Erkenntniß.

Sein Leben durch Schuld, Unwissenheit, Leichtsinn, Uebermuth u. s. w. früher d. h. vor der natürlichen Zeit verlieren, ist ein Unrecht, das — von welcher Seite es auch begangen sein mag — mit keinem Andern zu vergleichen und mit Nichts gut zu machen ist.

Nennt Einer sein Leben ein Geschenk des höchsten Lebensspenders, so thut er gewiß sehr übel daran, dasselbe weg zu wer-

fen. Nur wenn er es nach allen seinen Kräften liebt, schont, pflegt, erhält, zeigt er sich einigermaßen dankbar.

Auch das Opfer des Lebens, wenn es von einer vernunftgemäßen Erkenntniß verlangt wird, hat nur dann sittlichen Werth, wenn der Opfernde seine Gabe liebt. Die vernünftige Erkenntniß hat bisher nur wenige Fälle nachgewiesen, in denen dem einzelnen Menschen zuzumuthen ist, daß er sein Leben zum Opfer hingebe: Thorheit, Unvernunft und Aberglaube dagegen haben deren freilich Viele.

Aber welchen Gründen immer das Leben geopfert werden mag, der Mensch muß es lieben, wenn sein Tod etwas — ein Opfer — bedeuten soll. Was wäre es wohl werth, wenn Jemand z. B. „für seine Freunde" ein Leben verlöre, das er ohnehin nicht liebt, dessen er überdrüssig ist? —

Die Liebe zum Leben schließt Muth und Besonnenheit in Gefahren nicht aus; sie treibt vielmehr dazu an. Gerade weil ich das Leben liebe, wehre ich mich tapfer gegen alle Angriffe des Gegners.

Auch ist nur die Todesverachtung, nicht aber Geringschätzung des Lebens das, was man an den Helden der Menschheit zu rühmen gewohnt ist. Wer tapfer ist, weil er zu sterben wünscht, ist kein Held. —

Mit dem Begriffe: Lebe! ist die Bezeichnung des Wo? innig verbunden. Lebe auf Erden!

Unser Satz ist unbegränzt nach allen Seiten, aber nur des irdischen und menschlichen Lebens.

Das Ueberirdische, von dem die menschliche Einbildungskraft allerdings erfüllt sein kann, schließt er freilich nicht ein, weil es ja das Uebermenschliche ist, und weil keinem Menschen zugetraut werden darf, über seine Kräfte hinaus sich zu entwickeln.

Es ist auch nur Einbildung, daß es je Menschen gegeben habe, die thatsächlich, vernünftig, menschlich, wirklich über den Kreis des Irdischen und Menschlichen hinausgetreten seien, daß sie sich vergeistigt und ihre menschliche Natur verläugnet, unterdrückt oder vernichtet hätten. In ihrer geistigsten Verzückung waren und blieben sie Menschen.

Unser Grundsatz bewegt sich also frei in den Gränzen der Wirklichkeit, und ragt nicht in die Träumereien des Geisterhaften, Engelmäßigen, Himmlischen hinein. (Wir erinnern an die schon

geschehene Darlegung unserer Ansichten über die Ortsangehörigkeit alles Menschlichen.*)

Die Erde ist nun einmal Geburtsstätte, Wohnort, Heimath und Begräbnißplatz desselben, möge sich der einzelne Mensch wo immer hinträumen. Er hat in sich keine Kraft, die etwa stärker wäre als die Anziehungskraft der Erde.

Die Kraft der Phantasie mag groß erscheinen, sie kann doch den kleinen Bezirk des aus Erdenstoffen gebildeten Menschenschädels nicht verlassen. Mancher sagt, seine Gedanken reichten weit hinaus über den Kreis alles sichtbaren, trügen ihn in andere Welten, machten ihn zum Bürger des Geisterreiches u. s. w. Das sind angenehme Redensarten, weiter nichts. Die Gedanken verlassen den Menschen, und dieser die Erde — nicht.

Alles menschliche Dasein ist — so viel bisher zu erweisen war — irdischer Art. Nimmt die Erde wieder an sich, was von ihr ist, so bleibt vom Menschen nichts übrig. Glaubt und hofft Einer, es bleibe etwas Uebermenschliches, so mag er sich in seinem Gedanken trösten und erfreuen: aber er glaube und hoffe nur nicht, daß dieses Uebermenschliche zugleich auch etwas Menschliches sei.

Wenn also der obige Ur- und Grundsatz aller Lebensweisheit sich nur auf das Irdische beschränkt, so will er auch nur das wirklich Ausführbare.

Nach allen deinen Kräften. —

Ueber die Zahl der Kräfte hinaus, die ein Mensch hat, kann er nicht verpflichtet werden. Wohl ist er außerdem, daß er reich an entwickelten Kräften ist, auch noch im Besitze einer vielleicht noch viel größeren Zahl von Fähigkeiten und Anlagen, die Alle durch geeignete Erziehung, Pflege und Uebung in Kräfte umgewandelt werden könnten: aber diese Umwandlung steht eben nicht oder nicht immer in seinem freien Wollen, und kann demnach kein Gegenstand sittlicher Vorschrift und Zurechnung sein.

Deßhalb darf auch unser Grundsatz nicht lauten: Lebe menschlich vollkommen nach allen Deinen Fähigkeiten. Man kann das Niemandem als Pflicht auftragen, oder vielmehr: es ist nicht für Jedermann ausführbar.

*) Im 1. Theile: Erdenleben und Sternenwelt.

Dazu kommt die große Mannigfaltigkeit in der Befähigung der Menschen. Mancher hat eine unabsehbare Vervollkommnungsfähigkeit, Mancher dagegen nur eine begränzte, Mancher so gut wie keine. Es fehlt nicht an Mitgeschöpfen, die man zwar Menschen nennt, die aber unfähig sind, zum menschlichen Wesen erzogen zu werden.

Freilich kann die Erziehung sehr viel thun. Wird doch selbst das Thier zur menschenähnlichen Verständigkeit und Geschicklichkeit erzogen. Versucht man sich doch schon sogar an Blöd- und Irrsinnigen. Aber das ist eben doch nur Sache des Mitmenschen, und kann nicht dem zu erziehenden Menschen selbst zur ersten Pflicht gemacht werden.

Ueberhaupt ist die Erziehung des Menschenkindes zum Menschen ursprünglich nicht seine eigene, sondern die Aufgabe der Mitwelt. Auch die Naturgesetze haben ihren Antheil daran. Wenn einmal der Zeitpunkt eintritt, daß der Mensch selber verpflichtet werden kann, sich zu erziehen; dann hat ihn die Mitwelt schon erzogen; wenigstens sind alle Vorarbeiten schon geschehen.

Indessen besitzen selbst da nur wenige Menschen den Willen und die Kräfte, sich selber noch weiter zu erziehen, und ihre Vervollkommnung durch Selbstthätigkeit gleichsam zu einem bestimmten Abschluß zu führen. Nur Wenige — sagen wir — betreiben die Fortsetzung des von der Mitwelt begründeten und auferbauten Erziehungswerkes: die Meisten bleiben, was man aus ihnen gemacht hat. Die Kräfte also, die sie besitzen, sind für eine Verpflichtung maßgebend.

Unser Ur- und Grundsatz bezieht sich lediglich auf eine allen Menschen mögliche Entwicklung. Man darf also für diesen Satz nicht einen andern unterschieben, der das allen Menschen Mögliche irgendwie ausschließt. Man darf ihn z. B. nicht etwa so auffassen, daß man statt seiner sagt: „Werde Mensch, ein ganzer, wahrer Mensch, denn es ist Deine höchste Pflicht!“

So etwas läßt sich vernünftiger Weise nur als Wunsch, nicht aber als erster Auftrag, als höchstes Gesetz aussprechen, weil es ein Ziel bezeichnet, das nicht alle Menschenkinder erreichen können.

Ein Kind z. B. ist noch nicht Mensch; es fehlt ihm volle Größe, hinreichende Stärke, Erfahrung, Brauchbarkeit, Geschicklichkeit, Selbstbeherrschung u. s. w. Das Fehlende soll ihm durch langjährige Einwirkung von Außen zu Theil werden. — Wie aber, wenn es ihm nun nicht oder nur höchst mangelhaft zu Theil wird; wenn es — wie viele Andere — schwach, unbrauchbar, ungeschickt u. s. w. bleibt; wenn aus ihm nur ein Halbmensch wird; wenn es sich vom Thiere nur ganz wenig unterscheidet — und all' das ohne seine Schuld? — Darf man ihm dann auftragen, daß es Mensch werde, ein ganzer, wahrer Mensch? — Kann es, das Kind, gehorchen? — Muß man nicht vielmehr zugestehen, daß ein solcher Auftrag, wenn er das oberste Sittengesetz vorstellen sollte, für den verwahrlosten Theil der Menschheit unpassend und unnöthig sei?

Unser Gerechtigkeitsgefühl wahrt sich zwar allerdings gegen diese Verwahrlosung des zu erziehenden Menschen wie gegen ein ihm angethanenes Unrecht: aber wer verschuldet sie und wem ist zu sagen, daß er sie nicht verschulden solle? — Des Verwahrlosten Schuld ist es gewiß nicht und oft ist es — so weit unsere Erkenntniß reicht — nicht einmal die Schuld der Mitmenschen.

Für diese Art, in ihren Kräften und Fähigkeiten förmlich zurückgesetzter, Menschen eignet sich nur unser Grundsatz als erstes Sittengesetz. Er schließt somit Alle, auch die Geistesarmen, Schwachen und Elenden ein, indem er von ihnen nicht mehr verlangt, als ihre Kräfte erlauben.

Freilich ließe sich dagegen einwenden, daß eine solche Anbequemung an die menschliche Schwäche nicht geeignet sei, den Menschen anzufeuern, damit er auch Anstrengungen mache, um dem höchsten Ziele nahe zu kommen. Namentlich könnte man die Mitmenschen anrufen und ihnen zu erwägen geben, daß sie es sind, die dafür zu sorgen haben, damit die Kräfte eines Jeden gemehrt und bereichert werden.

Die Gerechtigkeit der menschlichen Vernunft fordert sogar ganz nachdrücklich, daß Einer den Andern in der Erreichung des höchsten Lebenszweckes unterstütze, wenn diesem die nöthigen Kräfte fehlen. Sie fordert z. B., daß der Reiche, der Herr, der Arbeitgeber u. s. w. seinen armen, unterthänigen, hilfebedürftigen Mitmenschen nicht als ein ihm zugehöriges Lebenswerkzeug, als Maschine, oder wohl gar als Spielsache, sondern — im

Sinne des Namens — als Mitmenschen behandle, der berufen ist, vernünftig, gut und glücklich zu sein.

Aber das Walten der Natur und die Gewalt der Umstände treten nicht selten dem redlichsten Streben eines Menschenfreundes und Wohlthäters entgegen, der oft ganz vergebliche Anstrengungen macht, seinen geistig zurückgesetzten Mitmenschen zu Hilfe zu kommen.

Die großartigsten Anstalten zur Hebung und Veredlung des weniger begabten Theiles im Menschengeschlechte — wie sie in unserem Jahrhunderte wirklich hie und da vorhanden sind — reichen doch nicht für Alle und Jeden aus.

Man mag sich überhaupt vorstellen, daß Alles besser sein könnte, als es wirklich ist: dadurch wird aber doch nicht das, was nun einmal ist, hinweggedacht.

„Darauf ist nicht viel zu achten, was die Leute denken, als vielmehr darauf, was wahr ist." (Bischof Augustin.)

Nur in der Thatsache, daß Niemand ist, dem es unmöglich wäre, so vollkommen menschlich zu leben, als es seine Kräfte gestatten, beruht unser Grundsatz und seine Allgemeinheit der Anforderung an alle Menschen.

Menschlich vollkommen! Weiter nichts? — Nein! —

Es gibt noch eine ideale Vollkommenheit, d. h. eine Vollkommenheit in der Idee, in Gedanken, im Glauben, in der Einbildung, solche z. B. die man höheren Geistern zueignet, wie Vollkommenheit der Geisteskräfte in Allwissenheit, Allmacht, Allgegenwart; oder Vollkommenheit der Willenskräfte in Heiligkeit, Allgerechtigkeit, Allbarmherzigkeit. Niemand läugnet, daß dieselben für Menschen unerreichbar seien. Es sind Ideale.

Man pflegt aber auch von solchen Idealen zu sprechen, welche, wenn auch nur selten, doch ab und zu in der Menschheit selbst auftauchen, und hält dafür, daß dieselben zum Muster alles Strebens dienen könnten. Einst galten dafür menschgewordene Gottheiten und göttlich gewordene Menschen (Heilige).

In dieser Beziehung nahm man es nun — was das sittliche Beispiel betrifft — mit den Namen eben nicht sehr genau. So wie man im Heidenthum mit den Göttertiteln nicht absonderlich

sparsam war, so auch im Christenthum nicht mit den Heiligsprechungen.

Aber man kann mich auf wirkliche Ideale verweisen, auf Sokrates, Jesus, Solon, Alexander, Augustus u. s. w. Doch auch hier ist die Bezeichnung Ideal ganz unrichtig. Sokrates z. B. war nicht das Ideal eines weisen Menschen — wie man ihn manchmal aus Ueberschwänglichkeit der Bewunderung zu nennen pflegt — Moses, Solon u. A. waren nicht Ideale der Gesetzgebung; Augustus war nicht das Ideal eines gütigen Regenten. Alexander nicht das eines Feldherrn. Alle hätten noch viel besser und vollkommener sein können.

Das wird auch wohl allgemein zugestanden werden, aber wir befinden uns in geselligen Kreisen, in denen doch die Meinung gilt, daß wenigstens Jesus das Ideal eines guten, edlen, liebevollen Menschen darstellt.

Wenn man die wenigen und äußerst mangelhaften Nachrichten, die über sein Leben Auskunft geben, recht genau und unbefangen liest und nichts hinzudichtet, so wird man sich schon aus diesem Wenigen leicht überzeugen, daß der Mann, der unter dem Namen Jesus in den heiligen Schriften geschildert wird, auch seine Schwächen und selbst Fehler hatte, die auch noch hätten fehlen können und die jedenfalls einem Ideale nicht ankleben dürfen. Nur wenn er gedacht wird, wie er hätte möglicher Weise sein können, darf man mit einigem Rechte von ihm als Ideal der Menschheit reden.

Es mag uns übrigens verzeihlich erscheinen, daß die Menschen Alles idealisiren, d. h. das Denkbare zur Wirklichkeit erheben. Daß man es darin nicht immer sehr genau nimmt, wenn es nur darum zu thun ist, den Menschen zum Streben nach größtmöglicher Vollkommenheit anzufeuern, sieht so harmlos aus. Das mag auch sein und angehen, aber Genauigkeit und Strenge sind doch dann nöthig, wenn es sich darum handelt, uns oder unsern Mitmenschen eine höchste Vollkommenheit als Pflicht aufzuerlegen. Denn dann muß man immer fragen, ob dieselbe eine praktisch mögliche, oder nur dichterisch denkbare sei.

Ich denke, daß kein Mensch die Pflicht habe, das Ideal der Menschheit, also Uebermenschlichkeit zu erreichen, weil er dazu nicht die Kräfte hat. Nur das Menschliche ist des Menschen Aufgabe, und das wird wohl immer seine Mängel haben. Der beste und weiseste unter den Guten und Weisen wird noch

etwas zu wünschen übrig lassen. Dieses Gefühl hat auch ein Jeder selbst.

Darum ist aber kein Mensch unsittlich oder gering zu achten, weil er ein Ideal nicht erreicht, und nur menschlich vollkommen, d. h. im Vergleich zu seinen höchsten Begriffen unvollkommen ist.

Viele Menschen wären übrigens viel vollkommener und zufriedener geworden, als sie waren, wenn sie nicht zu Ueberschwänglichkeiten erzogen worden wären und das höhere Geistige nicht im Idealen, wohl aber in der Wirklichkeit gesucht hätten. Und daher kommt es, daß man vernünftiger Weise vom Idealen abmahnen muß, wo es sich um die Möglichkeit und Wirklichkeit des sittlichen Lebens handelt.

„Ich habe Dir nur ein Sittengesetz zu geben — schreibt Rousseau an seinen Emil — es umfaßt alle Andern: Sei Mensch und beschränke Dein Herz in die Gränzen Deiner Verhältnisse; lerne diese Gränzen kennen, wie enge sie seien; man ist nicht unglücklich, so lange man sich in sie einschließt; man wird es nur, sobald man sie überschreiten will; man ist es, wenn man mit unverständigen Wünschen in das Reich der Möglichkeiten das setzt, was nicht dahin gehört; man ist es, wenn man seinen menschlichen Standpunkt vergißt, um sich in einen eingebildeten hinein zu drängen, aus dem man immer wieder zurück fällt.“

Daß der Mensch im Zusammenhange mit der Welt steht, die er deshalb seine Mitwelt nennt, ist wohl nicht gut zu läugnen.

Es kann also auch nicht anders sein, als daß zu seiner Lebensaufgabe gehört, diesem Zusammenhange so vollkommen, als seine Kräfte gestatten, zu entsprechen. Darum sagen wir in unserem obersten Grundsatze: Lebe nach allen Deinen Kräften nicht nur Dir selber, sondern auch der Mitwelt.

Bei dieser Gelegenheit können wir nicht unterlassen, folgende Wahrnehmung auszusprechen.

Wenn wir Menschen nicht anerkennen wollten, daß wir uns und unserer Mitwelt zu leben haben, so wüßten wir auch sicher und bestimmt keinen andern Zweck des Lebens. Wir

könnten wohl hin und her vermuthen, meinen, glauben: aber wir wüßten ihn nicht. —

Wenn wir nemlich fragen, was die Bestimmung des Menschen oder der Zweck seines Daseins sei: so können wir von einem dreifachen Begriffe des Wortes Zweck oder Bestimmung ausgehen. Wir können dabei entweder an die Absicht der Schöpfung denken, oder an das, wozu wir fähig sind, oder an die Aufgaben, welche sich die Vernunft der Menschheit selbst gestellt hat, und noch stellt.

Wir können also fragen: Was ist die Absicht der Schöpfung? Wozu hat sie den Menschen bestimmt? Was soll oder muß er in der Welt erfüllen? —

Da aber stehen wir, und wissen nicht zu antworten. Manche Dinge sind in der Welt, deren Bestimmung wir zu errathen wagen, aber die der größeren Zahl errathen wir nicht; dazu gehört unsere eigene Bestimmung. Zweck der Dinge — das ist ja nichts anderes, als der Wille ihres Schöpfers. Wer kennt ihn, wer hat ihn erforscht. Er trete hervor und nenne ihn in bestimmten, unzweideutigen Worten, ohne Einbildung, ohne Träumerei, ohne Vermuthung, nur einzig aus Erfahrung, durch Forschung, Vernehmung. —

Mit allem Aufwande menschlichen Scharfsinnes haben Denker aller Zeiten sich darum bemüht, die Absichten der Schöpfung zu erforschen: aber sie gelangten nicht zum erwünschten Ziele. Sie konnten nur forschen, rathen, vermuthen, meinen: sie vermochten aber nichts zu erfahren, zu wissen, zu erforschen. In den wohlbekannten Psalmen der Alten findet man zahlreiche Klagen und Seufzer über diese Unkenntniß des Menschen.

Mit der menschlichen Bestimmung ging es ihnen eben so.

Bestimmung! Wenn die Schöpfung dem Menschen eine Bestimmung gegeben hat, so sind zwei Fälle denkbar: entweder er muß sie erreichen, weil die Schöpfung bestimmt hat; oder er kann sie erreichen, weil ihm die Schöpfung Freiheit gelassen hat.

Erreicht er sie, weil die Schöpfung es will: so hat er nichts dafür und nichts dagegen zu thun, und ist weder sittlich noch unsittlich, denn er muß.

Erreicht er sie dagegen nicht, weil er frei ist, und weil er demnach eine andere Wahl traf, als in der Absicht der Schöpfung lag: so kann es nicht mehr Bestimmung im strengen Sinne des Wortes sein.

Nun ist aber der Mensch in vielen seiner Angelegenheiten frei, in vielen unfrei. In den Ersteren hat er eigentlich keine Bestimmung, sondern ist ihm die Wahl gelassen. In den Letzteren dagegen hat er eine Bestimmung, die er nach dem Willen der Schöpfung erreicht, weil er muß.

Was aber bezweckt die Schöpfung damit? — Warum gibt sie dort den Willen frei und hier nicht? — Aufrichtig gesprochen: wir wissen es nicht, und wer aus uns behauptet, er wisse es, überhebt sich zu einer Weltkenntniß, die er nicht haben und für die er den Beweis nicht beibringen kann.

Die Menschen gehen über diese und ähnliche Fragen oft so leicht und glatt hinweg, als hätten sie allerhöchst persönlich im Rathe der Schöpfung gesessen, und besonders sind es Priester und Sittenlehrer, die die Sache kurz und gut (nach ihrer Meinung) abfertigen: aber welcher Vernünftige läßt sich von ihnen überreden? —

Sie zeigen ihren Wunderschlüssel, mit dem sie alle Geheimnisse aufzuschließen gedenken: der ist die Offenbarung. Wenn sie sagen Offenbarung! — so meinen sie, sei auch Alles gesagt, und alle Gedanken müßten stille stehen oder vergehen. —

Wo habt ihr eure Offenbarung her? Lüget aber und dichtet nicht! Sprecht einmal die einfache, ausgemachte Wahrheit. Wer hat euch die Offenbarung gebracht? Doch wohl Menschen!

„Aber an Gottes statt, oder durch göttliche Eingebung!" — Nun ja, freilich! Anders offenbart sich der Menschengeist nicht. Ob er in der Bibel sagt, der Mensch sei ein vervollkommnungsfähiges Wesen, bestimmt Gott ähnlich zu werden; oder ob er in irgend einem Katechismus festsetzt, Gott habe die Menschen erschaffen, damit sie ihn erkennen, ehren, lieben, anbeten, ihm dienen und ewig selig werden; oder ob er vom Lehr- und Predigtstuhle herab erklärt, der Mensch sei Bürger zweier Welten und sein diesseitiges Leben habe als Uebergang zum Jenseitigen zu dienen; oder ob er ahnungsvoll niederschreibt, daß die Anlagen des Menschen auf einen höhern Zweck hindeuten, als der ist, den er gewöhnlich und in diesem Erdenleben erreicht — das alles sind menschliche Behauptungen, Meinungen, Ansichten, und nichts mehr.

Wer das Höchste in der Weisheit, Liebe, Schönheit und Allmacht Gottes zu erkennen meint, und darein seinen Lebens-

zweck setzt, erkennt nur die immer neu auflebenden Menschengedanken seiner Vorfahren.

Alle diese Bestimmungsgedanken stützen sich auf die vorhandenen menschlichen Fähigkeiten, Anlagen und Kräfte. Aus dem Vorhandensein derselben schließt man weiter darauf, wozu die Menschheit wohl da sei. Die Vernunft, die das Höchstgute, Höchstwahre, Höchstschöne denken kann, schreibt sich selbst die Richtung vor, in welcher sie dem als Zweck erkannten Höchsten nachstreben soll.

Demnach lösen wir Menschen die Frage über unsere Bestimmung nur im Sinne des zweiten und dritten aber nicht des ersten Begriffes, in welchen man die Bestimmung des Menschen zusammenfassen kann. Wir wissen nicht die Absichten der Vorsehung; wir kennen nicht den Plan der Schöpfung.

Es gibt über diesen nämlichen Gegenstand noch eine Menge zu erledigender Nebenfragen z. B.: Hat der Mensch, wenn er menschlich vollkommen ausgelebt hat, sein Lebensziel erreicht oder nicht und bedarf die Welt des Menschenlebens?

Lange vorher, ehe die Menschheit ihr Dasein begann, ist, wie man mit Sicherheit annimmt, die Erde ohne Menschen gewesen; sie hatte ihren eigenen Gang und Werth; sie bedurfte der Menschheit nicht.

Bedarf sie jetzt derselben? — Erfüllt jeder Mensch einen Lebenszweck der Welt? der Erde? auch der unvollkommene, talent- und kraftlose, unthätige? — Was für eine Bestimmung können seit jeher z. B. Cretinen und Blödsinnige oder Neger, Eskimos, Ostiaken und Kamtschadalen, oder alle in der Kindheit Verstorbenen gehabt haben?

Nur die eine Antwort, die nicht nur auf alle Arten der Menschen, sondern auch sogar auf alle Naturwesen ausgedehnt werden kann, ist gestattet:

Sich und der Mitwelt je nach den vorhandenen Kräften leben, ist Bestimmung eines jeden Wesens — und wenn diese Antwort nicht gestattet wird, gibt es keine erweisbare Andere. Diese Antwort beruht aber nicht auf einer wunderbaren oder übernatürlichen Offenbarung, sondern einzig nur auf der vernünftigen Vermuthung, daß das, was man

die Bestimmung eines jeden Wesens nennt, theilweise aus seinen Anlagen und Kräften zu erkennen sei.

Sie umfaßt für uns namentlich alle Verhältnisse, in die wir gerathen können oder wirklich gerathen. Sie bedeutet, daß das Leben eines Jeden ihm selbst und seinen Mitlebenden zu Gute kommen solle und daß dies — so viel wir davon erkennen — der naturgemäße Zweck, die sogenannte Bestimmung seines Lebens sei. Sie läßt jede Art der Entwicklung der menschlichen Kräfte zu und verachtet nicht die geringen — und kleinen Dienste der „armen Seelen" und der „armen Creaturen."

Noch eine letzte Frage bleibt uns hier übrig: Wie lange diese Aufgabe unserer sittlichen Grundregel dauere? — Offenbar so lange, bis ein Mensch zu sein aufhört. — Wann aber hört er auf? — mit dem Tode oder mit dem unfähigen Alter? —

Der naturgemäße Tod eines Menschen ist die allmälige Auflösung, das Dahinscheiden aus Altersschwäche. Ein hohes Lebensalter müßte demnach nichts Außerordentliches sein, sondern die Regel, und der vorzeitige Tod durch Krankheit, Mord u. s. w. die Ausnahme.

Wie ein Mensch geboren wurde und sich entwickelte, so sollte er auch wieder sterben, in sanften Uebergängen natürlicher Zustände.

Das naturgemäße Sterben ist nicht ein einziger Moment, nicht ein einziger Augenblick, in dem der Lebensfaden etwa abreißt, die Fackel ausgelöscht wird, die Uhr abläuft: sondern es umfaßt eine lange Reihe von Lebensäußerungen, die immer leiser und unmerklicher werden, bis sie der Beobachtung ganz entschwinden.

Solcher Tod kommt nicht vom Friedhofe oder aus dem Beinhause, nicht vom Himmel oder aus der Unterwelt; er ist nicht Fluch oder Strafe des Menschengeschlechtes: der Mensch trägt ihn lebenslang in und mit sich, wie ein jedes andere Wesen. Darin liegt auch nichts widerwärtiges oder grauenhaftes.

Frägt man, ob dem Menschen die Lebenstage zugemessen sind: so kann man beziehungsweise eben so gut mit Ja als mit Nein antworten.

Jeder weiß, daß ärztliche Hülfe, zweckmäßige Nahrung,

Pflege, Ruhe, Ordnung, Mäßigung u. s. w. das Leben vieler Menschen verlängert, und daß die Gegentheile davon das Leben von noch viel mehr Menschen verkürzt haben. Dagegen weiß man aber auch eben so gut, daß über die natürliche Auflösung des persönlichen Lebens hinaus keine Fortsetzung durch menschliche Anstalten möglich ist, daß also keine Mittel vorhanden sind, dem Menschenleben z. B. die Dauer einer Eiche oder eines Felsens zu verleihen. Der Tod durch Krankheit, Gewalt u. s. w. ist eine Störung der Weltordnung, also unnatürlich, und darum auch häßlich, widerwärtig. Die Trauer ist dann gerechtfertigt. Der, dessen Tod wir beweinen, hätte — wie wir ganz richtig sagen — noch leben können; seine Lebenstage waren noch nicht vollzählig; sein Tod war nicht der allerhöchste Wille.

Wenn der Knabe um seines kindischen Gelüstes willen, eine Pflanze, die eben ihre Knospen zu entfalten beginnt, aus der Erde reißt: so darf man nicht sagen, daß es so hat sein sollen; daß es dem lieben Gott gefallen habe, die junge Pflanze aus dem Leben abzurufen; daß deren Lebenstage gezählt waren u. dgl. m.

Warum aber erlauben sich Menschen dasselbe von ihrem Geschlechte zu sagen? — Weil sie in dieser Lüge Trost suchen.

„Mein Leben steht in der Hand des Allmächtigen!" Wahr und gut: aber auch in Menschenhänden.

Der Tod aus der Hand des Allmächtigen ist kein Unglück, wohl aber der durch menschliche Schuld herbeigeführte, vorzeitige und unordentliche. Dieser ist unsittlich.

Es wird auch in dieser Beziehung nicht früher besser werden, bis die Menschen das Gesagte vollständig einsehen und in der alten Lüge nicht Trost suchen werden.

Wollen wir aber unsere letzte Frage von diesem Standpunkte der Ansichten beantworten, so müssen wir sagen: Die große Aufgabe eines menschlichen und menschenmöglich vollkommenen, sich selbst und der Mitwelt nützlichen Daseins dauert für jeden Menschen so lange, als er sich als Mensch fühlt. Sobald er aufhört sich als Mensch zu fühlen, sei es früh oder spät, ist er moralisch todt. —

Druck von C. Guthschmidt & Co. in Berlin, Lindenstr. 81.

Schulz